Moore

V. 6 9 6 8

Pall rc

628.

C 2

Dr. Johann Moore's

Tagebuch

während eines

Aufenthalts in Frankreich,

vom

Anfange des August bis Mitte Decembers 1792.

Nebst einer Erzählung

der merkwürdigsten Pariser Ereignisse,

von diesem Zeitpunkt an,

bis auf den Tod des letztverstorbenen Königs von Frankreich.

Aus dem Englischen übersetzt.

Opus opimum casibus, atrox praeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum.

TACIT.

Zweiter Theil.

Berlin, 1794.

in der Vossischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aire am 7ten Oktober. Heute Morgen verließen wir Calais, und erwarteten, in St. Omer gewisse Nachricht zu erhalten, ob wir über Ryssel nach Paris gehen könnten; denn in Calais liefen widersprechende Gerüchte. Nach einigen war die Belagerung aufgehoben; nach andern dauerte sie immer fort.

In St. Omer versicherte man uns, das östreichische Heer habe sich von Ryssel zurück gezogen. Also fuhren wir sogleich hieher, und kamen eben noch vor Thorschluß an; hatten aber große Mühe unterzukommen, weil alle Gasthöfe, größten Theils mit Weibern und Kindern aus Ryssel, angefüllt sind. So mußten wir in der Finsterniß lange von Herberge zu Herberge fahren, bis wir Aufnahme fanden; und waren endlich sehr froh, daß man uns in einem elenden schmutzigen Hause, welches das Schild der drei Könige aushängt, Obdach verstattete. Es giebt keinen stärkern Beweis, wie unbesucht und verachtet dieser Krug ist, als den, daß man ein so verhaßtes Schild ihm nachsieht, oder vielmehr an ihm nicht bemerkt.

Unsre Erwartung ward sehr getäuscht, als wir bei unsrer Ankunft zu Aire über den Rückzug der Oesterreicher von Ryssel eben so ungewisse widersprechende Nachrichten vernahmen, als zu Calais. Den Berichten, die man uns in unserm jämmerlichen Wirthshause gab, traut' ich ohnedies nicht, und ging daher auf ein Kaffeehaus, ob ich vielleicht dort etwas Zuverlässigeres erführe. Ich wandte mich an einen ehrbaren Bürger, der vor der Thür sein Pfeifchen schmauchte. Bald aber fand ich, daß er von nichts wußte, und viel besser aufgelegt war, Fragen zu thun, als zu beantworten. Sie sind ein Fremder, merk' ich, sagt' er zu mir. Wo wohnen Sie? — In den drei Königen. — Er verzog sein Gesicht: In den drei Königen? Wahrhaftig, mein Herr, die Wirthe die Sie sich ausgesucht haben, sind nicht mehr Mode.

Keiner unter allen Einwohnern von Aire, mit denen ich sprach, konnte mich belehren, ob die Oestreicher Ryssel verlassen hätten oder nicht; alle hingegen waren sehr im Stande, und höchst aufgelegt, mir viele Beispiele von ihrer Grausamkeit zu erzählen. Ob sie böslich übertrieben, weiß ich nicht; daß sie keinesweges milderten, bin ich überzeugt. Das Hausmädchen entwarf eine fürchterliche Schilderung, wie die Dörfer geplündert, verheert, und zerstört würden, und hielt dafür, es sey schwer zu entscheiden, ob die Ulahnen oder die glühenden Kugeln mehr Unheil anrichteten. Gewiß und wahrhaftig, schloß sie ihre Rede, seit acht Tagen fließt das Blut auf

den Straßen von Ryssel, wie das Wasser in unsern Gossen. Ach, lieber Herr, das zerreißt mir das Herz!

So rief sie jammernd, ging aus der Thür, und war noch nicht an der Treppe, als sie schon einen fröhlichen Gassenhauer anstimmte.

Der Weg nach Paris auf dieser Straße ist viel angenehmer als der über Boulogne. Der Boden ist fruchtbarer, die Felder besser bestellt, das Land mehr bewohnt, und die Bauern reicher. Um St. Omer, und zwischen St. Omer und Aire, wird viel Taback gebauet. Man trocknet die Blätter an den Wänden der Häuser, und auf den Frucht- und Bohnenstangen in den Bauerhöfen.

Wir fuhren an Karren vorbei, die in einem langen Zuge dem Heere, das sich jetzt bei Ryssel versammelt, Getreide zuführten.

Arras am 8ten Oktober. Aire hat ein dürftiges Ansehen, und man sollte glauben, die Menge Weiber und Kinder, welche von Ryssel dorthin geflüchtet waren, müßte es sehr traurig gemacht haben. Kaum aber waren wir gestern Nacht in jene Stadt gekommen, so tönte ça ira in unsre Ohren; und als wir sie diesen Morgen verließen, erscholl die nämliche Melodie in allen Straßen. Wer zur Arbeit oder in die Frühmette ging, bewegte sein Haupt und seine Füße nach dieser Weise.

Da der Staatsdienst eine große Menge Postpferde wegnimmt, so gelangten wir mit Schwierigkeit

nach Bethune. Im Posthause, welches außerhalb der Festungswerke liegt, sagte man uns: wir würden erst in drei bis vier Stunden Pferde vor unsre Chaise bekommen können, und unsre Bedienten selbst dann noch nicht.

Wir gingen in die Stadt, die sehr schön auf einer Anhöhe liegt, und ringsum einer vortrefflichen Aussicht über eine reiche Gegend genießt. Es war Markttag, und viele wohlgekleidete fröhlich aussehende Landleute drängten sich auf den Gassen.

Wir geriethen auf dem Marktplatze mit einem Offizier der Reiterei ins Gespräch. Er hatte Ryssel seit drei Tagen verlassen. Als er wegging, ward stark geschossen, sagte er; aber seit Samstag Abend hörte man nichts mehr. Heut ist Montag. Nachher erzählte man ihm, der Feind habe sich eine Stunde weit von der Stadt entfernt. Ob er aber das Bombardement erneuern wolle oder nicht, sei ihm unbekannt. Die Stadt einzunehmen, werde dem Feinde, seiner Ueberzeugung nach, nicht gelingen, da die Einwohner entschlossen wären, sich lieber in Trümmern begraben zu lassen, als sich zu ergeben.

Als ich bald darauf den Freiheitsbaum betrachtete, der auf dem Marktplatz errichtet und mit Blumenkränzen, Freiheitssinnbildern und verschiedenen Inschriften geschmückt ist, redete ein anderer Mann mich an. Ob die Oestreicher ihren Angriff auf Ryssel gänzlich aufgegeben hätten, sey noch ungewiß, sagt' er mir. Sie könnten höchstens Häuser zerstören, aber die Stadt in keinem

Falle wegnehmen. Ich fragte ihn, ob er glaube, daß man uns hinein lassen werde, wenn wir den Weg einschlügen? Er antwortete: Ganz eingeschlossen sey die Stadt nie gewesen, und selbst während des Bombardements an der entgegen gesetzten Seite, habe man das Thor nach Bethune zu, alle Tage einige Stunden lang offen gelassen. Wir hätten ja Pässe, und würden folglich sogleich eingelassen werden. Aber, setzt' er hinzu, die Wege wären sehr aufgerissen und verdorben, und er zweifelte sehr, ob wir zwischen Bethune und Ryssel Pferde finden würden. Auch möchten uns sonst noch mancherlei Hindernisse aufstoßen, so daß er uns riethe, über Arras nach Paris zu gehn. Wir folgten dem Rath. Darauf erklärte er uns die allegorischen Figuren, welche vor zwei Tagen, bei Gelegenheit einer öffentlichen Feierlichkeit, um den Freiheitsbaum errichtet waren. Dies brachte ihn auf die Revolution, deren warmer Anhänger er zu seyn schien. Die Engländer achtete er sehr hoch, als Freunde der Freiheit; und setzte hinzu: einige seiner Bekannten wären zwar fest überzeugt, der Brittische Staatsrath laure auf Gelegenheit sich gegen Frankreich zu erklären, während es von so vielen andern Mächten angegriffen und bedrohet werde; er aber könne nicht glauben, daß ein so tapfres Volk einer so feigen Staatskunst Raum geben könne. Mir fiel dabei das Betragen des französischen Hofes gegen Großbritannien während der amerikanischen Händel ein; doch hielt ich es nicht für rathsam, ihn

daran zu erinnern. Er fuhr fort zu bemerken: Frankreich stimme jetzt einmüthig für eine Republik; folglich müßten alle Bemühungen seiner Feinde es zu erobern, oder seinen Einwohnern eine Staatsverfassung vorzuschreiben, vergeblich seyn. Diese würden sich lieber vertilgen lassen, als einer fremden Macht, oder ihren alten Unterdrückern erliegen. Zu lange, sprach er eifrig, unterdrückten uns weichliche wollüstige Fürsten, trat uns ein übermüthiger knechtischer Adel unter die Füße. Es hält schwer das Ungeziefer los zu werden; da es sich aber jetzt größtentheils davon gemacht hat, so ist es unsre Schuld, wenn wir ihm wieder zu kommen erlauben. Hier glaubt' ich ihn doch erinnern zu müssen, daß viele aus dem Adel sich als Freiheitsfreunde hervor gethan hätten, und einige in diesem Augenblick an der Spitze der republikanischen Heere ständen. Ich nannte Custine, Biron, Montesquiou. Diese und wenige andre erkannte er für verdiente Männer. Die meisten übrigen aber, sagte er, haben ihrem Vaterlande nur dadurch gedient, daß sie es verließen. Wären alle geblieben, die Demokraten hätten kein so leichtes Spiel gehabt, und der Himmel weiß, was daraus geworden wäre. Aber sie sind fort, und jetzt müssen wir sie von uns abhalten. Sie mögen nun vor andern Königen kriechen, und andre Sklaven beherrschen. In Frankreich giebt es keine mehr. Dies ist das Land der Freiheit und Gleichheit. Ein Lager ist schon bei Douay errichtet; ein andres

wird bei Ryssel aufgeschlagen. Sind noch dreißigtausend Mann nöthig, so werden sie hier ohne Mühe aufgebracht. Es giebt keinen Bauer und keinen Handelsmann in Frankreich, der nicht für die Freiheit eifert, und gern sein Blut für das Vaterland vergießt! Der Mann sprach so laut und heftig, daß sich ein Kreis von Leuten um uns versammelte, welche alle seine Gefühle mit ihm zu theilen schienen. Das entging dem Sprecher nicht, der immer um sich her blickte, und lauter ward, zum Beweise, daß er jenen eben so hörbar werden wollte, als mir.

Nachdem er von mir gegangen war, erfuhr ich, er sey kein Bethuner Bürger, wie ich Anfangs glaubte, sondern ein Pariser. In den verschiedenen Städten Frankreichs soll es viele Spione und Emissarien geben, die der Staatsrath besoldet, um dergleichen Gesinnungen auszubreiten und die herrschende Meinung zu erforschen. Ob dieser Mann zu der Gattung gehörte, weiß ich nicht; aber er konnte sich nicht eifriger für die Republik bezeigen, wäre er auch dafür mit Gold aufgewogen worden.

Bei unsrer Zurückkunft in das Posthaus erfuhren wir, es wären jetzt Pferde für die Chaise da, aber keine Reitpferde für unsre Bedienten, weil die Eilboten, welche im Dienste des Staats hin und her ritten, sie alle wegnähmen. Also mußten wir die Bedienten in die Chaise nehmen, und kamen dergestalt sehr langsam, auf sehr schlechten Wegen, nach Arras.

Unter Weges stießen wir auf ein Bataillon Nationalgarden. Dies errichteten, kleideten und bewaffneten die Bürger von Amiens auf eigne Kosten, sobald sie erfuhren, daß der Feind vor Ryssel stehe. Die Männer schienen muthig, und zogen rasch einher.

Robespierre ward in Arras geboren. Dieses große Revolutionslicht erwirbt nicht bloß seiner Vaterstadt mehr Achtung, sondern stralt auch einen Abglanz auf seinen Bruder, um den sich hier vordem niemand bekümmerte, der aber jetzt zum Conventsdeputirten erwählt ist.

Cuvilly, am 9ten Oktober. Wir verließen Arras um sechs Uhr Morgens, und gelangten kümmerlich, bald nach Sonnenuntergang, in dieses elende Dorf. In Peronne mußten wir einige Stunden lang warten, bis Postpferde zurück kamen, nachher abgefuttert wurden, und sich einigermaßen erholten.

Peronne ist stark befestigt, hat aber jetzt keine andre Besatzung, als von seinen Bürgern. Diese sind indeß wohlbewaffnet. Die meisten Gemeinen und alle Offiziere tragen die Uniform der Nationalgarden.

In dieser Nacht erwartet man ein Bataillon Pariser Gens d'Armes. Der Quartiermeister und einige andre von diesem Korps, sind bereits eingetroffen.

Ich sah einen Auftritt, welcher von der Art

Freiheit, die jetzt in Frankreich herrscht, einen Begriff geben kann.

Ich gesellte mich zu drei Offizieren der Stadtwache, die auf dem Platze vor dem Posthause hin und her gingen. Einer von ihnen, ein sehr artiger, verbindlicher Mann, war eben beschäftigt, eine meiner Fragen zu beantworten, als zwei Männer, in der Uniform des erwarteten Bataillons, auf uns zukamen. Wie geht es zu, fragte einer von diesen stolz und drohend, daß auf dem Thurm und an der Außenseite des Rathhauses die Lilien und andre Sinnbilder der königlichen Würde noch nicht vernichtet sind?

Das geht den Bürgermeister an, antwortete der Offizier; davon weiß ich nichts. Jener fing darauf an, den Bürgermeister zu schimpfen, nannte ihn einen Schurken und Aristokraten, und schwor, er wolle ihn in Stücken zerhacken, wenn er ihm in den Wurf komme. Dabei zog er seinen Säbel, und schien gelaunt, mit uns allen zu hadern. Ein andrer Offizier der Stadtwache, älter als der erste, suchte den wüthenden Menschen zu besänftigen, und versicherte ihm: die Stadtobrigkeit habe bereits die Wegschaffung aller Sinnbilder befohlen, die ihm so ärgerlich wären. Es würde schon geschehen seyn, wenn nicht der Bürgermeister, ein sehr ehrlicher Mann, folglich kein Aristokrat, alle Hände voll zu thun gehabt hätte, den nothleidenden Brüdern in Ryssel Zufuhr zu

schicken, und dem erwarteten Pariser Bataillon gute Quartiere zu verschaffen.

Diese friedliche Sprache glättete die Furchen aus der Stirn des drohenden Mannes, der endlich sein Schwert wieder einsteckte, und mit seinen Gefährten fortging. Jeder dieser Kerle trug ein Paar Pistolen in seinem Gürtel; und in ihren Blicken und Betragen lag etwas, das mich argwöhnen ließ, sie gehörten zur meuchelmörderischen Rotte des Septembers.

Bis zu den ersten beiden Stationen hinter Peronne, begegneten wir beständig kleinen Häufchen Gens d'Armes, die zur Entsetzung von Ryssel eilten. Sie waren in ihrem Marsch weit auseinander. Das Bataillon besteht aus zehntausend Mann. Das Detachement, welches die Fahnen mit sich führte, war aber kaum zweihundert stark. Wenn wir an ihnen vorbei fuhren, riefen sie: Es lebe die Nation! es lebe die Republik! und auf eine Weise, die hinlänglich anzeigte, wir sollten mitrufen; was wir denn auch thaten. Aber diese Höflichkeit griff uns ein wenig an, und einer unsrer Bedienten glaubte endlich, er dürfe nicht immer mit schreien. Das bemerkte ein Soldat, packte ihn bei der Gurgel, und befahl ihm, die Worte nachzurufen. Der Mensch that das nicht augenblicklich; nun erhob ein andrer die Muskete, und schlug auf ihn an. Lord Lauderdale aber steckte den Kopf aus dem Kutschenfenster, und rief: Der Mensch versteht Ihre Sprache nicht; es ist ein Englän-

der! Darauf schulterte der Soldat seine Muskete wieder; ein junger Officier schwenkte den Hut, und rief: Es leben die Engländer! und wir fuhren weiter. Solchergestalt ist man zwar ziemlich sicher, auf der Heerstraße von Frankreich nicht seines Geldes beraubt zu werden, aber ansehnlich gefährdet, sein Leben einzubüßen, wenn man bei solchen Gelegenheiten dem Worte des Befehls nicht mit schneller Achtung gehorcht.

Es stand funfzig gegen Eins, daß der Bediente seiner Saumseligkeit wegen erschossen, oder mit dem Bajonett erstochen wäre. Dann würde man, wie der Mann zu Clermont, gesagt haben: Es ist ein Mensch weniger! und niemand hätte weiter Rücksicht darauf genommen.

Das ganze Bataillon bestand aus starken, wohl bewaffneten, gut gekleideten Leuten; aber Subordination schien wenig unter ihnen zu seyn. Man sagt mir, daß die überhaupt bei den Pariser Regimentern weniger Statt findet, als bei andern.

Als wir an das Posthaus kamen, tranken dort viele, und sangen Lieder zu Ehren der Revolution. Sie schienen gern mit uns in Gespräch zu kommen, und einer, den der Wein sehr muthig gemacht hatte, prahlte laut von den Thaten, die er thun wolle. Erst treiben wir die Lumpen-Oestreicher von Ryssel weg, sagte er, folgen ihnen dann nach Brüssel, und bleiben den Winter dort. Ein anderer wandte sich an Lord Lauderdale: Ich

sehe wohl, daß Sie ein Engländer sind; aber ich hoffe, Sie gehören nicht zum Hause der Lords: denn das sind alle — Hier nannte er das schmutzige Wort, das jeder Franzose zu häufig im Munde führt.

Darauf gingen sie weiter, und heulten schändliche Lieder voll plumper Lästerungen gegen den König und die Königin. Einige waren so zugerichtet, daß sie sich an dem Tage durchaus nicht bis Peronne tragen konnten. So bereiteten ihnen ihre Kameraden ein Fuhrwerk, das sie endlich fortschleppte.

Ich fragte den Postmeister, ob diese Leute ihren Officieren gehorchten? Wie der Herr mir gehorcht, war seine Antwort, und vielleicht noch weniger. Das kann ich beweisen. — Auf den Beweis war ich neugierig. — Denn nicht wahr, fuhr der Postmeister fort, der Herr nimmt Vernunft an? Wenn ich also etwas von Ihm verlange, das vernünftig und billig ist, so wird Er mir darin nachgeben. Diese Leute aber kehren sich an nichts, was ihre Offiziere ihnen sagen, es mag vernünftig seyn oder nicht.

Das Wesen des Mannes war etwas steifer und abgemessener, als Franzosen gewöhnlich zu seyn pflegen. Das bewog mich, einen Postknecht um ihn zu fragen. Von dem erfuhr ich denn, er sei vor diesem Schulmeister in einem benachbarten Dorfe gewesen.

Er gab uns eine neue Probe von seiner Ueber-

legenheit in der Disputirkunst: indem er nur zwei Pferde vor eine Chaise spannte, da man sonst gewöhnlich drei nimmt, und uns zugleich benachrichtigte, daß er für drei bezahlt zu werden erwarte. Diese Forderung schien mir nicht ganz gegründet. Er übernahm aber sogleich den Beweis, daß er guten Grund habe, sich zwei Pferde eben so theuer bezahlen zu lassen, als drei, oder, falls man einen Unterschied annehmen wolle, etwas höher. Wir gaben genau Acht. Dies, meine Herren, sagte er feierlich, will ich die Ehre haben, Ihnen so klar zu machen, als das Tageslicht. Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, daß Reisende oft auf Ihrem Wege aufgehalten werden, weil einem Pferde vor ihrem Wagen etwas zustößt. Wer aber drei Pferde hat, ist dieser Gefahr mehr ausgesetzt, als wer mit zweien fährt. — Der Grund ward als unumstößlich anerkannt, und wir befriedigten seine ganze Forderung. — Ich verlange ja nichts weiter von einer Menschenseele, sagte der Postmeister, indem er das Geld einstrich, als daß sie mich höre, und die Stimme der Vernunft anerkenne; aber die Leute, die eben weggegangen sind, verweigerten mir beides.

Während er nehmlich ihnen bewies, seine Rechnung sey sehr vernünftig, unterbrachen sie ihn in der Mitte seiner Schlußfolge, und bezahlten ihm nur die Hälfte. Er müßte sich erinnern, sagten sie, das Pfund Salz, welches vor der Revolution vierzehn Sous gegolten habe, koste jetzt

nur zwei, und der Preis des Tabacks sey in eben dem Verhältnisse herabgesetzt.

Paris, am 10. Oktober. Wir verließen unser jämmerliches Nachtlager heute früh bald nach fünf Uhr, und kamen Nachmittags gegen vier Uhr in Paris an, durch die Linien, welche auf der Ebene von St. Denis errichtet sind. Kriegskundige lachen über den Einfall, eine Stadt wie Paris durch Verschanzungen vertheidigen zu wollen, die sich aufwerfen lassen, ehe die Deutschen kommen, wenn sie ja kommen; die man mit hunderttausend Mann, und allem in Frankreich befindlichen Geschütz besetzen müßte, wenn man sie vertheidigen wollte. Den Parisern aber gefallen diese Verschanzungen, den Frauenzimmern besonders, von denen wir viele, in eigenthümlicher Fröhlichkeit, unter den Arbeitern sich herumtreiben sahen.

Wir hatten einem Bekannten geschrieben, wann wir zu Paris eintreffen wollten, und fuhren also sogleich zum Hôtel des Tuileries, wo Jener Zimmer für uns besprochen hatte, damit wir dem Convent so nahe als möglich wären.

Hier ist vielleicht die schicklichste Stelle, einiger, während unserer Abwesenheit von Paris, im Convent vorgefallenen Auftritte zu erwähnen, die ich erst nach meiner Zurückkunft umständlich erfuhr.

Ein höchst wichtiger Gegenstand, welcher die frühe Aufmerksamkeit des Convents erheischte, war, die französische Nation, so viel möglich, von dem

garsti-

garstigen Brandmahle der neulichen Meuchelmorde dadurch zu reinigen, daß man die wirklichen Urheber derselben zur Strafe zöge. Gerechtigkeit forderte den Convent dazu auf, und jedes Gefühl unsrer Natur mußte ihn dessen willig machen. Diese Versammlung besteht aus einigen Geistlichen, vielen Rechtsgelehrten, und, wie man mir versichert, einer beträchtlichen Anzahl Weltweisen: wie sollte man also glauben, daß eine so nothwendige, anständige Pflicht lange verschoben werden könne? Es ist bei allem dem sonderbar, daß gerade ein Seemann der erste seyn mußte, die Aufmerksamkeit der Versammlung darauf zu richten.

Es ist Zeit, sagte Kersaint, Blutgerüste für die zu errichten, welche Meuchelmorde begehen, und für die, welche sie aufhetzen. Vielleicht gehört mehr Muth dazu, als man glaubt, gegen die Mörder aufzustehn; falle ich aber unter ihren Fäusten, so will ich doch des Vertrauens meiner Mitbürger würdig seyn.

Dann trug er darauf an, sogleich vier Commissarien zu ernennen, welche die wirksamsten Maßregeln angeben sollten, wie Mord verhütet und bestraft werden könne, und ihren Plan dem Convent am nächsten Tage vorlegen müßten.

Sollte man glauben, daß dieser Vorschlag Widerstand finden durfte? Und doch, so seltsam es klingt, fand er Widerstand.

Bazire bemerkte, Frankreich liege noch im

Revolutionsfieber, und bedürfe stark angreifender Mittel. Freilich, setzte er hinzu, sind viele verdächtige Leute angehalten und bestraft. Diese Leute versuchten, einen Bürgerkrieg zu erregen. Aber, fuhr er fort, ganz Frankreich ist nicht im Stande, vier Männer aufzustellen, die einen Plan ersinnen können, wie man im gegenwärtigen Augenblicke das Recht des einzelnen Bürgers gelten lassen mag, ohne das Beste des Staats zu verletzen.

Tallien, am zweiten September Schreiber des Gemeinderaths, sagte: zur Sicherheit der Bürger wären die gegen Mordthaten vorhandenen Gesetze hinreichend; und trug darauf an, von Kersaints Vorschlage zur Tagesordnung überzugehn.

Andre verlangten, man solle den Vorschlag hinaus setzen.

Wer den Vorschlag hinaus zu setzen verlangt, rief Vergniaud, verlangt, daß Mörder ungestraft bleiben; wer die Tagesordnung aufruft, ruft Gesetzlosigkeit auf. Es giebt Leute, fuhr er fort, die sich Republikaner nennen, und in der That Tyrannensklaven sind. Sie verbreiten Argwohn, Haß und Rache unter Bürgern. Sie wünschen das französische Volk aufzuwiegeln, daß, wie Cadmus Krieger, einer den andern umbringe, statt den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Er schloß seinen beredten Vortrag damit, daß er Kersaints Vortrag unterstützte.

Collot d'Herbois und andre behaupteten, die

ser Vorschlag wolle ein Blutgesetz einführen, und Männer am Staatsruder würden sich desselben zum Verderben der würdigsten Vaterlandsfreunde bedienen.

Einige der Leute, welche Collot d' Herbois würdige Vaterlandsfreunde nennt, sind sehr im Verdacht, das Blutbad angegeben zu haben. Collot d'Herbois selbst ist nicht rein von diesem Argwohn. Daraus ergiebt sich, warum er gegen Kersaints Antrag sprach.

Merlin von Diedenhofen widersetzte sich dem Vorschlage, und ging so weit, zu behaupten: der Bäcker, welcher im vorigen Jahr vom Pöbel ermordet worden, weil man ihn beschuldigte, er habe Getreide aufgeschüttet, um das Brodt theuer zu machen, sey absichtlich ermordet worden, damit man einen Vorwand erhielte, das Kriegsgesetz (loi martiale) in Ausübung zu bringen, und solchergestalt den Soldaten Befugniß gäbe auf das Volk zu feuern, wie man schon damals thun wollen, und hernach auf dem Marsfelde wirklich gethan habe. Die Königin war so menschlich gewesen, der Wittwe des Mannes Mitleid und Großmuth zu bezeigen; daher erfand und verbreitete man die lächerliche Lüge, welche Merlin jetzt in den Mund nahm.

Kersaint eiferte gegen diese ungereimte Beschuldigung. Und Buzot bewies, durch starke einleuchtende Vernunftgründe: der Vorschlag zwecke nicht dahin ab Blut zu vergießen, sondern dem

Blutvergießen vorzubeugen. Zugleich trug er darauf an, aus allen drei und achtzig Departements eine Wache, zur unmittelbaren Vertheidigung des Convents, zu errichten, damit jedes Departement sich überzeugen könne, daß seine Abgeordneten freimüthig reden und stimmen dürften, und weder von den Leuten auf den Gallerien, noch von dem Pariser Gemeinderath etwas zu befürchten hätten, der sich so vieler Gewalt angemaaßt, und sie so tyrannisch ausgeübt habe.

Endlich beschloß man, sechs Commissarien zu ernennen, die ein Gesetz entwerfen sollten, gegen alle Aufwiegler zu Mord und Meuchelmord, und einen Plan einreichen, zur Errichtung einer zum Dienst des Convents bestimmten, aus allen drei und achtzig Departements gezogenen Wache, die den Convent sicher stelle, nicht vom Pariser Gemeinderath beherrscht zu werden, wie die gesetzgebende Versammlung von ihm beherrscht worden sey.

Dieser Gemeinderath übt seine anmaaßliche Gewalt schrecklich aus. Noch immer werden Bürger auf Befehl seiner Mitglieder angehalten und ns Gefängniß geworfen.

Zwei Commissarien dieses Raths erklärten bei der Wahl des Deputirten von Auxerre: die ganze Macht des Staats beruhe in der Pariser Gemeinde. Die künftigen Deputirten müßten der Gemeinde vertrauen, nicht der Nationalversammlung, den Staatsräthen oder Feldherren.

Commissarien des nehmlichen Raths riethen den Einwohnern von Douay, Blutgerüste auf den Wällen zu errichten, und allen, die nicht ihrer Meinung wären, als Aristokraten und Verräthern das Leben zu nehmen.

Zwei andere Commissarien dieser Gemeinde erregten in der Wahlversammlung des Departements der Seine und Marne solchen Geist des Aufruhrs, daß in der Stadt Meaux vierzehn Personen ermordet wurden. Verschiedene Mitglieder des Convents berichteten diese Thatsachen.

Nichts kann also dringender seyn, als dieser Gemeinde ihre angemaaßte Gewalt zu entziehen; und zu dieser Absicht scheint es durchaus nothwendig, daß der Convent eine Wache, und so viel vollziehende Gewalt zu seinem Befehl habe, daß sie dem Pöbel der Vorstädte das Gleichgewicht halten, und ihn in Furcht setzen könne. Denn diese mag Santerrens Einfluß zu jeder Zeit in Bewegung bringen; so wie das Geld eines andern Mannes, der viel Geld hat, und es, wie man sagt, unter die Ohnehosen der Vorstädte ausstreut, sobald irgend etwas zum Besten seiner Parthei durchgesetzt werden soll.

Bald nachher ereignete sich ein außerordentlicher Vorfall im Convent. Merlin von Diedenhofen, der sich weit mehr durch Eifer als durch Klugheit, auszeichnet, erklärte: Lasource habe ihm im geselligen Gespräch eröffnet, es gebe eine Faktion im Convent, die einen Dictator ernennen

wolle; er fordere also Lasource'n auf, diesen bestimmten Dictator anzugeben, damit man ihm sogleich den Dolch ins Herz stoße.

Lasource, der wohl etwas betreten werden mußte, eine im unbelauschten Gespräch, vielleicht im innigsten Vertrauen, gewagte Bemerkung auf diese Weise bekannt gemacht zu sehen, gab seinen Worten eine andere Deutung. Ich beklagte mich, sagte er, über die Tyrannei gewisser Leute, welche den Pariser Bürgern schmeicheln, sie hintergehen, und die besten Volksfreunde der Mörderwuth zum Opfer blos stellen. Solche Leute sind in der That schon Dictatoren. Es ist höchst nöthig, die Unabhängigkeit des Convents durch eine bewaffnete Macht zu sichern, und ihn dadurch der Dictatur derjenigen zu entziehen, die sich ungesetzlichen Einfluß erworben haben. Jene Männer des Bluts mögen zittern, und erkennen, daß die Macht, welche Ludwigen vom Throne stieß, den Despotismus andrer nicht lange ertragen wird.

Während des Fortgangs der Debatte aber, klagte Rebecqui, ein Marseiller Deputirter, Robespierrens Anhänger gerade zu an, daß sie diesen zur Dictatorwürde erheben wollten.

Danton fürchtete, dies möchte eine Erläuterung nach sich ziehn, und eine Untersuchung veranlassen, der er vorzubeugen wünschte; er bemühete sich also nicht ohne Gewandtheit, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einen andern Gegenstand zu richten. Er trug darauf an, Jeden mit To-

desstrafe zu belegen, der die Einheit Frankreichs zu stören versuchen möchte, indem er es in verschiedene Staaten theilte, die ein gemeinschaftliches Bündniß zusammen hielte, gleich den vereinigten Niederlanden und den Schweizer-Cantonen. Danton wußte, daß Buzot, Vergniaud, Guader und andre, welchen die Bestrafung aller mittelbaren oder unmittelbaren Theilnehmer an Ermordung der Gefangenen am Herzen liegt, beschuldigt wurden, einem dergleichen System vereinigter Freistaaten geneigt zu seyn, welchem die Mehrheit des Convents keines Weges hold ist; daher glaubte er, sie von Verfolgung der Meuchelmörder abhalten zu können, indem er ihnen die Furcht vorhielte, selbst angeklagt zu werden.

Buzot bemerkte seine Absicht, und widersprach kühnlich der Anzeige. Wer denkt daran, rief er, Frankreich zu vereinzeln? Ich schlage vor, dem Convent eine Wache aus allen drei und achtzig Departements zu errichten, damit Einheit bewirkt, und bedeutet werde, daß der Convent unter ihrer aller gleichem Schutze steht. Wer diesem Vorschlag widerspricht, scheint allerdings die Eintracht ungern zu sehn.

Dies bewies er so klar, daß Robespierre kein andres Mittel wußte, selbst den kurzsichtigsten Mitgliedern der Versammlung einleuchtende Ueberzeugung zu rauben, als daß er jenen Gründen einen ungeheuern Wortschwall entgegen setzte, und sie durch einen Nebel von Spitzfindigkeiten ver-

dunkelte: zwei Waffen, welche diesem volksbeliebten Redner immer zu Gebot stehn.

Er fing damit an, viel von seiner Vaterlandsliebe, von seiner Unbestechlichkeit, von den Diensten zu erzählen, die er dem Staate als Mitglied der konstituirenden Versammlung geleistet habe. Dem Redner gefiel der Inhalt sehr, seinen Zuhörern aber etwas weniger, so daß ihm einer seiner Mitbrüder zurief: Robespierre, mach' deiner Litanei ein Ende, und sag' uns mit drei Worten, was du denkst, nicht was du in deinem ganzen Leben gethan hast! Das aber vermochte ihn dennoch nicht, die Anklage genügend zu beantworten. Er sprach noch eine Stunde länger über den Lieblingsgegenstand, womit er anfing, vermaß sich darauf hoch und theuer, wie sehr er sein Vaterland liebe, wie unglaublich es sey, daß er jemals der Freiheit, für die er so lange gekämpft habe, Schlingen legen werde, und schloß endlich damit: er hege großen Verdacht, daß es in der Versammlung Leute gebe, welche auf Gelegenheit lauerten, Frankreich zu vertheilen, und sodann in mehrere verbündete Staaten wieder zu vereinigen; daher unterstütze er Dantons Antrag.

Barbaroux, ein junger Mann und Deputirter von Marseille, erklärte, zur Unterstützung der Aussage seines Amtsbruders Rebecqui: als er nach Paris gekommen sey, hätten ihm einige Freunde Robespierrens, Panis besonders, zugesprochen, in gegenwärtiger Bedrängniß müsse man

sich nothwendig unter einem beim Volke beliebten Mann vereinigen, dem man auf eine Zeitlang so viel Macht einräumen dürfe, als den römischen Dictatoren; und Robespierre, der bekanntlich das Vaterland so sehr liebe, und vom Volke so sehr geliebt werde, sey der tauglichste Mann zu dieser Würde.

Panis versuchte sich zu vertheidigen, und sagte, Barbaroux habe entweder seine Worte oder ihren Sinn mißverstanden. Ist es möglich, fragte er, nicht ohne den Wunsch seinen Ankläger zu beschwichtigen, daß Barbaroux, den ich liebe, weil ich weiß welch ein rechtschaffener Vaterlandsfreund er ist, mir eine solche Absicht zutrauen kann?

Diese Art eine Anklage abzuläugnen, läßt sehr vermuthen, daß sie gegründet sey. So spricht niemand von einem Manne, der ihm fälschlich ein so gefährliches Verbrechen aufbürdet.

Barbaroux ließ sich aber nicht besänftigen, und bestand auf seiner Anklage. Wer außer Ihnen, rief Panis, kann behaupten, daß ich jemals dergleichen vorschlug?

Das kann ich, rief Rebecqui; ich war zugegen! Darüber schienen Panis und Robespierre die Fassung zu verlieren, und ihre ganze Parthei zu verstummen und niedergeschlagen zu seyn, bis Marat glaubte, diese Hülflosigkeit erfordere seine eiserne Stirn, und den Rednerstuhl bestieg. Als

er erschien, murrte man, und verwünschte ihn von allen Seiten der Versammlung.

Ihn rührte das ganz und gar nicht. Es will fast den Anschein gewinnen, sagte er, als wären in dieser Versammlung einige Leute mir persönlich feind.

Alle! alle! wir sind alle deine Feinde! rief man durch den ganzen Saal.

Er bedauerte herzlich, daß so viele Menschen sich irren könnten, gab darauf seinem Gesicht den Ausdruck der höchsten Keckheit, und erklärte mit lauter Stimme: er, ganz allein er, sey auf den Gedanken verfallen, einen Dictator zu ernennen. Er hätte dessen gegen verschiedene erwähnt. Einige möchten ihm nachgesprochen haben; aber der Einfall sey ursprünglich der seinige. Von den Verschwörungen eines treulosen Hofes, von den Verräthereien vieler Bürger, seit langer Zeit überzeugt, habe er geglaubt, die Bedrängniß der Zeit erfordere, die Oberaufsicht über die Staatsangelegenheiten einem ehrlichen, entschlossenen Manne zu vertrauen, einem erleuchteten Vaterlandsfreunde, der, ohne Furcht oder Ansehn der Person, das Beil der Gerechtigkeit auf den Nacken der Verbrecher fallen lasse. Das ist meine Meinung, fuhr er fort: ich habe sie bekannt gemacht; und erheben sich eure Gesinnungen nicht zu der Höhe der meinigen, so ist der Schaden auf eurer Seite.

Daß ein kleines schmutziges Menschlein, dessen ungewaschenes Antlitz kaum über den Rednerstuhl

hervorragen konnte, sich so prahlhaft vernehmen ließ, verwandelte den Unwillen der Versammlung in Gelächter, welches bei vielen Mitgliedern laut herausbrach.

Aber Vergniaud rief den Ernst der Versammlung zurück, indem er einen außerordentlichen Umstand ans Licht brachte, der es ziemlich deutlich macht, wem man die Ermordung der Gefangenen, nicht nur in Paris, sondern überall in Frankreich, wo dergleichen Statt fand, zuschreiben muß.

Er las nehmlich einen Brief, von gewissen Mitgliedern des Pariser Gemeinderaths an alle Französische Ortsobrigkeiten geschrieben, unmittelbar nachdem die Pariser Gefangenen im Anfang des Septembers geschlachtet waren.

Dieser Brief zeichnet sich dergestalt aus, daß es sich wohl geziemt, ihn hier buchstäblich einzurücken.

„Brüder und Freunde, der Hof hatte eine scheußliche Verschwörung angezettelt, um alle Freunde Frankreichs zu ermorden. Viele Mitglieder der Nationalversammlung nahmen Theil an dieser Verschwörung. Dadurch ward die Pariser Gemeinde am neunten vorigen Monats zu der grausamen Nothwendigkeit gezwungen, sich der Volksgewalt zur Rettung des Volks zu bedienen, und das Beste des Vaterlandes in seinem ganzen Umfange zu besorgen "

„Dieses Zeugniß gab ihr die Nationalversammlung; und doch, wie unglaublich es auch klingt,

entspann sich schon in aller Stille eine neue Verschwörung, und brach in dem Augenblick aus, wo die Nationalversammlung ihrer Erklärung vergaß, die Pariser Gemeinde habe das Vaterland gerettet, und, zum Lohn jener heißen Bürgertreue, sich eifrig angelegen seyn ließ, sie außer Thätigkeit zu setzen."

„Aber stolz auf das unbegränzte Vertrauen des Volks, welches immer mehr zu verdienen sie sich stets bemühen wird, an den Quellen aller Verschwörungen, und entschlossen, sich der Wohlfahrt des Staats zu opfern, wird sie nur dann sich rühmen, ihren Pflichten völlig genug gethan zu haben, wenn sie Euren Beifall, den höchsten Zweck aller ihrer Wünsche, erhält."

„Dessen kann sie nur gewiß seyn, wenn alle Departements ihre Maaßregeln für das allgemeine Beste ausdrücklich genehmigt haben. Alsdann werden die Grundsätze der vollkommmensten Gleichheit, die ihr eigenthümlich sind, und ihr kein andres Vorrecht wünschenswürdig machen, als das, zuerst vor den Riß treten zu dürfen, sie bewegen, sich der kleinzähligsten Gemeinde des Reichs gleich zu stellen, wenn keine Gefahr mehr zu besorgen ist."

„Die Pariser Gemeinde wußte, daß barbarische Horden gegen sie anrückten; darum eilt die Pariser Gemeinde, ihren Brüdern von allen Departements bekannt zu machen, wie das Volk einige der blutdürstigsten Verschwornen, die sich in den

Gefängnissen befanden, dem Tode überliefert hat. Diese Gerechtigkeits-Maaßregel schien unvermeidlich, um in dem Augenblicke, wo man gegen den Feind ausrücken mußte, Legionen verborgener Verräther innerhalb der Ringmauern durch Schrecken zu fesseln; und ohne Zweifel wird die Nation, welche eine Kette von Verschwörungen an den Rand des Abgrunds führte, dieses nützliche und nothwendige Mittel eiligst allgemein machen, und alle Franzosen werden mit den Parisern ausrufen: Wir ziehen gegen den Feind; aber die Mordbrenner sollen nicht daheim bleiben, um unsre Weiber und Kinder zu erwürgen!"

War unterschrieben: „Peter Duplain, Jourdeuil, Panis, Sergent, L'Enfant, Marat der Volksfreund, Le Clerc, Dufresne, u. s. w.

Verwalter des Staats-Wohlfahrts-Ausschusses."

Die Sittenlehre dieses tugendreichen Ausschreibens ist handgreiflich. Wer sein Vaterland werth hält, wer Weib und Kinder liebt, drehe allen Gefangenen bald möglichst den Hals um.

Das ist ein höllischer Brief, und er wird noch abscheulicher, wenn man bedenkt, daß ihn obrigkeitliche Personen, nach reifem Erwägen, abfassen durften.

Nun sollte man natürlicher Weise erwarten, die Vorlesung dieser Einladung zum Morde müsse

die Versammlung so aufgebracht haben, daß sie keinen Anstand genommen, gegen Panis und seine Helfershelfer die Anklage zu beschließen. So aber entstand dadurch nur neues Geschrei und Verwirrung; und in einem Theile des Saals rief man laut zur Tagesordnung. Endlich trug Couthon darauf an, Anklagen gegen einzelne Menschen zu übergehen, um wichtigere Staatsbedürfnisse vorzunehmen. Wer eine Untersuchung oder Erforschung der Urheber jener Mordthaten scheuet, unterstützte ihn; wer jene Maaßregel zuerst gewünscht hatte, ermüdete endlich, oder fürchtete sich darauf zu bestehn, und man schritt zur Ordnung des Tages. Darauf zog Marat, der auf dem Rednerstuhle geblieben war, ein Terzerol aus der Tasche, hielt es gegen seinen Kopf, und sagte: Jetzt, Bürger, sollt ihr wissen, hätte die Wuth, welche sich bei dieser Gelegenheit äußerte, euch so weit getrieben, Anklage gegen mich zu beschließen, so zerschmetterte ich mein Gehirn vor euren Augen! — Was er damit ausrichten wollte, weiß ich nicht; vielleicht hoffte er, die Versammlung solle sich härmen, daß ein so erwünschter Vorgang nicht Statt gefunden habe.

Nächst dem ungezogenen Betragen einiger Mitglieder des Convents, setzt denselben nichts so sehr herab, als die Unverschämtheit der Zuhörer auf den Gallerien. Kann wohl ein Gerichtshof oder irgend eine Versammlung bei Ehren bleiben, wenn die Leute, denen sie erlaubt, ihren Verhandlungen beizuwohnen, sie nach Gutdünken oder nach Laune

beklatschen oder auszischen dürfen? Es giebt freilich ein Gesetz gegen jede Aeußerung oder Bezeichnung des Beifalls oder Mißfallens; aber es wird auch alle Tage übertreten, und noch ward niemand deswegen bestraft.

Die Mehrheit des Convents wünscht sehnlichst, daß man die Mordthaten in genaue Untersuchung ziehe und die Urheber derselben nachdrücklich bestrafe. Eben die Mehrheit läßt sich nicht minder angelegen seyn, eine bewaffnete Macht zum Dienst des Convents beschließen und errichten zu lassen. Es scheint mir aber, als werde sie diesen letzten Gegenstand schwerlich durchsetzen können, weil sie den ersten merken ließ. Sie hätte schlauer gehandelt, jenes nicht zu erwähnen, bis dieses erlangt gewesen wäre. Man glaubt, daß viele Mitglieder des Convents sich bewußt sind, mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem abscheulichen Handel genommen zu haben. Also sehen sie ihr eigenes Verderben in der Untersuchung, und werden jedes ihnen mögliche Mittel aufbieten, ihr zu widerstehn. Welches Mittel aber bleibt ihnen möglich, da die Mehrheit des Convents jener Maaßregel geneigt ist? Gegen ein Gesetz wider den Meuchelmord, und die Bestrafung der Mörder, können sie nichts einwenden. Da sie aber wissen, zu welchem Behuf die bewaffnete Macht unmittelbar gebraucht werden soll, so werden sie die Errichtung derselben zu hintertreiben suchen; und bis eine solche Macht errichtet ist, sind die Urheber des Mordes durch

ihre Freunde aus den Vorstädten gedeckt. Kurz, die Minderheit des Convents, an deren Spitze Danton und Robespierre stehn, hat an den thätigen Bürgern (citoyens actifs) der Vorstädte bereits eine bewaffnete Macht in ihrem Dienste; sie wird sich jedes Mittel erlauben, keine andre bewaffnete Macht aufkommen zu lassen, und ist, wie man vermuthet, nicht so gewissenhaft in der Wahl ihrer Mittel, als ihre Gegenparthei.

Die französischen Heerführer sind jetzt in vieler Rücksicht übel daran; besonders aber, weil sie der Oberaufsicht und dem Tadel solcher Leute unterworfen sind, die über Feldherrentalente nicht urtheilen können, und Vorurtheilen und Verdacht leichtlich Raum geben. Nichts ist dem Besten des Staats nachtheiliger, als wenn Männer, die ihr Leben im Dienste desselben wagen, und treu ihre Pflichten gegen das Vaterland erfüllen, der Verläumdung ausgesetzt und mit Argwohn umlagert werden. Dadurch muß ihnen der Muth fallen, ihr Eifer erkalten und ihr Vornehmen irre gehn.

Tallien, ein junger Mann, vormals Schreiber bei dem Pariser Gemeinderath, jetzt Conventsdeputirter, griff neulich in dieser Versammlung den General Montesquiou an, den Oberbefehlshaber des Heers, das gegen Savoyen steht. Er beschuldigte ihn aristokratischer Gesinnungen, und setzte hinzu: seiner Meinung nach — und wahrlich ein zum Sachwalter erzogener Mann, war wohl kühn,

darüber

darüber seine Meinung auszurufen, — fehle es dem General an Kriegeskunde; er trage also darauf an, ihm den Oberbefehl zu nehmen.

Schwerlich würde man nun wohl auf Talliens Urtheil über die Kriegeskunde eines Feldherrn etwas gegeben haben, wäre er nicht von Dantons Mache, und handelte, wie man glaubt, auf Dantons Befehl. Also ward sein Antrag von andren unterstützt, die einen Beschluß durchsetzen wollten, General Montesquiou habe das Vertrauen der Nation verloren.

La Riviere bemerkte: viele Generale könnten unruhig darüber werden, wenn einer ihrer Amtsbrüder so ohne alle Umstände abgesetzt würde; man thäte also vielleicht wohl, einen Ausschuß niederzusetzen, um zuvörderst Montesqiou's Betragen zu untersuchen, und die Strafe zu verschieben, bis erhelle, daß er sie verdient habe.

Diese Bemerkung zu Gunsten des Generals war in so behutsamen Ausdrücken vorgetragen, daß man kaum glauben sollte, sein bitterster Feind könne daran einigen Anstoß nehmen. Doch erwiederte Billaud de Varennes darauf: es befremde ihn nicht, daß der Mann Montesquiou's Vertheidigung übernehme, der vormals la Fayettens Betragen in Schutz genommen habe.

Wie jetzt die Sachen stehn, hätte diese Behauptung für la Rivieren sehr nachtheilige Folgen haben können; er bestieg also eiligst die Rednerbühne, und erklärte: er gehöre zu den zweihundert

vier und zwanzig Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung, die am achten August gegen la Fayetten gestimmt hätten. Billaud lüge und verläumde; er fordre, daß man ihn zur Ordnung rufe, und daß der Präsident ihn für einen Verläumder erkläre.

Warum soll er zur Ordnung gerufen werden? rief Danton. Im römischen Senat sprachen Brutus und Cato kühnlich die trockne Wahrheit, die wir, um unsrer kleinmüthigen Sitten willen, als Persönlichkeit verschweigen. Ich aber bin fest entschlossen, ohne alle Umschweife jeden, der mir verdächtig vorkommt, zu verklagen.

Wenn man auch zugeben will, daß Billaud und Danton dem Brutus und Cato so ähnlich sind, wie der Convent dem römischen Senat, so bleibt doch zwischen der kühnen Wahrheit der letzten, und der kühnen Lüge der ersten, immer noch ein Unterschied; also hinkt das Gleichniß ein wenig.

Dennoch bestand Danton darauf, daß man dem General Montesquiou den Oberbefehl nehmen solle, und führte zwei neue Gründe deswegen an: Erstlich, weil er verdächtig sey, welches kein Feldherr seyn dürfe, wo die Staatswohlfahrt auf dem Spiel stehe; zweitens, sagte er, weil wir uns fürchterlich machen müssen, und die Unterstützung der Freiheit Entschlossenheit (du caractère) erfordert.

Diese fürchterliche Entschlossenheit hat Danton freilich seit dem zehnten August unablässig bewie-

sen, und eben dadurch auch einen fürchterlichen Verdacht gegen sich bestärkt.

So ging der vorgeschlagene Beschluß durch, und Montesquiou ward seines Oberbefehls entsetzt.

Was diesen bei einigen Häuptern des Convents verdächtig machte, bringt ihm bei unpartheiischen Leuten Ehre. Er widersetzte sich standhaft den Gesuchen um Absetzung des Königs, und wollte ihm die Geltendmachung der weigernden Stimmen (Veto) gestatten, welche die Constitution ihm zugestand. Auch beschuldigte ihn Bazire, er habe im außerordentlichen Ausschuß gesagt: wenn man das Ansehen des Königs suspendire, so laufe man Gefahr, vom Heer verlassen zu werden. Dazu vermuthet man, er wünsche mit den Genfern säuberlicher zu verfahren, als einigen Leuten, die am Ruder sitzen, lieb ist. Aber verderblicher als alle diese Anklagen, ist ihm Dantons Feindschaft.

Daher muß es Danton und andere Feinde Montesquiou's bitterlich gekränkt haben, als bald nach ihrem Beschluß die Nachricht einlief: jener sey schon in Savoyen eingerückt, und dringe siegreich vorwärts. Der Brief, worin er dieses dem Kriegsminister bekannt machte, schloß mit folgenden Worten: Ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Gelegenheit gegeben haben, die Verläumdung zu widerlegen; ich wünsche mich nie einer andern zu bedienen.

Montesquiou's Freunde ergriffen diese Veran-

lassung, den Widerruf des gegen ihn erlassenen Beschlusses zu begehren.

Seine Feinde weigerten sich dessen.

Lacroix wagte jenen Antrag zuerst. Manuel unterstützte ihn, und fügte hinzu: er hoffe, daß man mit dem Widerruf nicht säumen werde, damit nicht Montesquiou durch einen neuen Sieg das Unrecht des Convents vermehre. Als Danton sah, daß Montesquiou mit dem Strome der Volksgunst schwimme, und sich ohnmächtig fand, diesen gegen ihn zu richten, schlug er vor: der Convent möchte die Vollmacht der an sein Heer gesandten Commissarien dahin ausdehnen, daß man ihrem Ermessen überließe, dem General nach Gutdünken den Oberbefehl zu nehmen, oder ihn dabei zu lassen. Danton hatte schon vorher einen Offizier, der unter Montesquiou diente, die viel ausgedehntere Vollmacht gegeben, das Betragen seines Befehlshabers genau zu beobachten, und, wenn dieser einen Fuß zurück setzte, ihn vor den Kopf zu schießen.

Gensonne' bewies mit vielen Gründen, wie unschicklich es sey, wenn der Convent die Ausführung seiner Beschlüsse einem andern Ermessen überließe, als seinem eigenen. Und Couthon bemerkte: das Volk habe dem Convent das Recht ertheilt, Beschlüsse zu machen, aber nicht die Vollmacht, dieses Recht an andre zu übertragen. Darauf trieb Danton Vorurtheil und Falschheit so weit als möglich, und rief: Man sagt, Montesquiou habe gesiegt; aber man erlaube mir zu

bemerken, daß ein einzelner Mensch gar nicht siegen kann. Das französische Heer hat gesiegt!

Freilich beweist dieser Grund, daß Montesquiou nicht mehr Anspruch auf Sieg machen kann, als Hannibal bei Cannä, oder Cäsar bei Pharsalien.

Danton bestand auf seinen Vorschlag; obwohl, setzte er hinzu, ein alter Höfling wie Montesquiou, wenn er das Heer der Republik überall triumphiren sieht, sich vielleicht endlich auch entschließen mag, es mit der Republik zu halten.

Doch entschied man, nach Gensonne's Antrage, die Ausführung des neulichen Beschlusses gegen Montesquiou noch aufzuschieben.

Ob das fortwährende Glück dieses Feldherrn den Neid und die Bosheit seiner Feinde endlich überwinden wird, weiß ich nicht. In einem dritten Briefe, welcher bald auf den zweiten folgte, berichtet er die Einnahme des ganzen Savoyen, vom Genfer See bis an den Berg Cenis. Das Vordringen seiner Truppen gleicht, wie er schreibt, mehr dem Einzuge eines Triumphes, als dem Marsch eines Heeres. Die Einwohner der Städte und Dörfer drängen sich mit Glückwünschen um ihn her. Alle Hüte sind dreifarbig bebändert. Der Geist dieses Volks ist reif zu einer Revolution, wie der französische, und schon ist der Vorschlag geschehen, Savoyen zum vier und achtzigsten Departement von Frankreich zu machen.

Der Kriegsminister, Servan, schickte Montesquiou's Brief dem Convent, und schrieb dabei

an den Präsidenten: Da der Einfall in Savoyen dieses Land frei gemacht hat, so ist es der französischen Republik wohl angemessen, eine so glückliche Begebenheit dadurch zu feiern, daß man auf ihren Befehl auf dem Revolutionsplatz, unter äußerster Pracht, und Instrumental-Begleitung, den Marseiller Hymnus absingt. Dieser vaterländische Gesang, dieser treue Abdruck französischer Gesinnungen, ertöne durch das ganze Reich, daß unsre Nachbarn ihn hören, daß er auf immer die Hoffnung der Völker, das Schrecken der Tyrannen werde!

Als General Kellermann die Deutschen am zwanzigsten September zum erstenmal zurückgedrängt hatte, ersuchte er den Kriegsminister, dieses wichtigen Sieges wegen in seinem Lager das Herr Gott dich loben wir, anstimmen lassen zu dürfen. Der Marseiller Gesang, antwortete der Minister, ist das Herr Gott dich loben wir der Franzosen; den müssen Ihre Spielleute aufspielen, und Ihre Soldaten singen.

Und beide Male geschah, was Servan verlangte.

Ein weltliches Lied einem kirchlichen Gesange vorziehn, sollte man denken, müßte Aergerniß geben. Hätte zu Zeiten der englischen Republik das Parlament seinem Heer einen solchen Vorschlag gethan, so wäre ein Aufruhr entstanden, und die ganze Nation in Bewegung gerathen. Aber in Frankreich macht so etwas keinen Eindruck, da die

Flamme der Religion wunderbarlich erloschen ist, und ein Feuer anderer Art statt ihrer brennt: Schwärmerei für Freiheit, die man Bürgertugend nennt, worunter man Anhänglichkeit an die gegenwärtige Staatsverwaltung, und Verabscheuung der Monarchie versteht.

Damit brüstet man sich, dieser Eifer zeigt sich so offenbar, wie jemals in den allerabergläubigsten Zeiten die Römisch-katholische Religion. Zwar die Strafe dessen, der es an Bürgertugend ermangeln läßt, ist nicht so anhaltend, als die, welche man den Ungläubigen verheißt, trifft aber weit unmittelbarer; und das macht auf die meisten Menschen wenigstens eben so großen Eindruck. Bürgertugend hat, wie Religion, ihre Schwärmer und ihre Heuchler. Jene hassen und verabscheuen den König und den Adel eben so herzlich, als ihre eifrigen Vorfahren vor zweihundert Jahren den Teufel und seine Engel: diese verfolgen jede Abweichung von dem blind angenommenen Glauben der Bürgertugend eben so unablässig, als ihre Vorgänger jede Ketzerei. Schwärmer giebt es hauptsächlich unter den Armen, Heuchler unter den Reichen. Manche der Letzteren sind gerade so gute Republikaner in Frankreich, als die Juden in Portugall gute Christen sind.

Unmittelbar nachdem Montesquiou's Brief im Convent verlesen war, erinnerte Bancal, ein Deputirter des Departements vom Puy-de-Dome: die constituirende Versammlung habe durch einen feier-

lichen Beschluß jeder künftigen Eroberung entsagt. Daher trug er weislich darauf an: der Convent möchte diesem heiligen Grundsatz treu bleiben, den Vorschlag, Savoyen zum vier und achtzigsten Departement von Frankreich zu machen, verwerfen, und überall in Savoyen erklären lassen, Frankreich wolle keine Eroberungen, und wünsche sein Gebiet nicht auszudehnen.

Dieser eben so gerechte als staatskluge Antrag fand Widerspruch Frankreich, sagte man, macht kein Land auf eine Zeit lang frei, um es wieder unter das Joch seines ehemaligen Tyrannen fallen zu lassen. Frankreich muß den edlen Wünschen des Volkes nachgeben, das es befreiete, ihm Vereinigung gewähren, und das Reich der Freiheit so weit als möglich verbreiten. Ganz Europa, sagte ein Mitglied, wird sich nach und nach mit uns verbinden; dann wird ganz Europa Eine Familie. Das Volk liebt uns überall; unsre einzigen Feinde sind die Könige. Wer kann diesem erhabnen Gedanken widerstehn?

Ein solcher Stoß ins Horn möchte bei einer Disputirübung Beifall finden, vielleicht auch von einem träumerischen Seher des Staatenglücks bewundert werden; wie aber sollte man glauben, dergleichen Einfälle könnten auf eine gesetzgebende Versammlung Eindruck machen, wo Einsichten in die wirkliche Welt und gesunder Menschenverstand am Ruder sitzen müssen? Man mußte ja erwarten, ganz Europa werde diese hochtrabenden Worte für

einen ausdrücklichen Widerruf des Beschlusses gegen Eroberung erklären, und ihnen die Deutung geben, als sey die Absicht der neuen Republik, unter dem Vorwand einer Verbreitung der Freiheit jede Staatsverwaltung umzustoßen und alle Nachbarnationen zu unterjochen.

Johann Baptista Louvet besaß Festigkeit und richtiges Gefühl genug, trotz dem verschwenderischen Beifall, mit welchem obige Aeußerung aufgenommen ward, zu erklären: wenn man nicht einem der weisesten Beschlüsse der constituirenden Versammlung entsagen wolle, dürfe man sich nicht in die Staatsverwaltung eines fremden Landes mischen; ja, man werde das heiligste Recht des Volkes von Savoyen verletzen, wenn man ihm die Verfassung aufdringe, die Frankreich sich selbst zu geben für gut finde. Es sey ja nicht zu wissen, ob eine für Frankreich wohlthätige Verfassung auch für Savoyen wohlthätig werde; noch weniger aber, gesetzt sie werde wohlthätig, ob die Savoyarden solche vom Grunde ihres Herzens verlangten. Wesentliche Gerechtigkeit, fuhr Louvet fort, wird größtentheils zur haltbarsten Staatsklugheit. Erklärt feierlich allen Völkern, die eure Waffen hoffentlich nie unterjochen, sondern frei machen: daß es bei ihnen stehe, sich eine Staatsverfassung nach ihrem Gutdünken zu erwählen, und sich selbst Gesetze vorzuschreiben; daß ihr nicht nur wünscht, ihnen Freiheit, sondern auch die Art von Freiheit zu geben, welche ihnen die liebste ist. Ich bin überzeugt,

setzte er hinzu, Brabant, welches eure Heere zu überziehen gedenken, nährt gewaltige Vorurtheile gegen einige eurer Gesetze, und gegen das Ganze eurer Staatsverfassung: Vorurtheile, die sich erst nach vielen Jahren ausrotten lassen, und um deren willen sie euch mehr hassen werden, als ihren gegenwärtigen Herrn, wenn ihr den Versuch macht, eure Verfassung ihnen aufzubürden. Ihr handelt also eben so klüglich, als billig, wenn ihr jedes Land, wohin ihr Freiheit bringt, für gänzlich unabhängig erklärt.

Danton antwortete darauf: Man habe das unbezweifelte Recht, jedem solchen Lande zu erklären, es solle sich von keinem Könige ferner beherrscht lassen. Wäre das Volk so einfältig, eine Staatsverfassung zu verlangen, die seinem Vortheil zuwider laufe, so müßte man ihm nicht nachgeben. Der französische Convent müßte ein Empörungsausschuß gegen alle Könige der Erde seyn.

Tolleres läßt sich wohl nichts denken, als dieser Vorschlag. Er zwingt alle europäische Monarchen, die Republik zu bekriegen, um sich selbst zu vertheidigen. Vielleicht hat Danton Privatabsichten dabei; Frankreichs Verderben bewirkt er augenscheinlich.

Die Versammlung aber ward einer längern Untersuchung müde, befahl, Montesquiou's Brief solle gedruckt werden, und trug dem diplomatischen und Kriegsausschuß auf, den Vorschlag über Savoyen in Betrachtung zu ziehn.

Man sagt mir, es sey nicht wahrscheinlich, daß Montesquiou, ungeachtet seines klugen Betragens und glücklichen Fortgangs, den Oberbefehl behalten werde. Die Stimmung seiner Feinde wird ihm nie verzeihen, daß er Savoyen zu eben der Zeit erobern durfte, wo sie versicherten, er werde nie einen Fuß hinein setzen. Sie kann der Ungerechtigkeit nie vergessen, welche sie ihm bereits erwiesen hat. Außer diesen und andern oben erwähnten Bewegungsgründen des Mißfallens, haben seine Gegner noch einen Grund, ihn zu hassen: er ist ein Edelmann, von sehr altem Hause. Dies scheint eben so ungerecht als ungereimt: ungerecht, weil ein Mann von edler Geburt, der aus Liebe zur allgemeinen Freiheit ein Anhänger der Revolution ward, mehr Verdienst dadurch erlangt, als Leute von sich rühmen können, die kein solches Opfer darzubringen vermochten; und ungereimt ist es, weil man ja dem Zufalle der Geburt keine Wichtigkeit einräumen will, und in diesem Fall ihm so viel Wichtigkeit giebt, sich wider den einnehmen zu lassen, welchen er betraf. Soll aber der Adel, ohne persönliches Verdienst, niemanden etwas helfen, so muß er auch, ohne persönliches Unverdienst, niemanden schaden.

Dümourier, heißt es, hat eine hinlängliche Macht beordert, den Rückzug der Deutschen zu beunruhigen, sein Lager verlassen, und wird bald in Paris eintreffen.

Am 11ten Oktober. Heute war ich zum

erstenmal im Convent. Man sprach heftig wider Dillon, einen General, der gegen die Deutschen steht, und, den neuesten Nachrichten zu Folge, ihren Nachtrab bei Verdun bedrängt.

Zur Erläuterung des unmittelbar Folgenden, entwerfe ich hier eine kurze Beschreibung des denkwürdigen Dumourierschen Feldzuges, von der Zeit an, wo man ihm den Oberbefehl auftrug, bis auf die, wo er das Heer verließ, ohwohl ich den eigentlichen Zusammenhang erst später erfuhr.

General Arthur Dillon kommandirte das französische Heer an der Flandrischen Gränze, als die Nachricht vom Aufstande des zehnten Augusts bei ihm eintraf.

Dumourier stand damals, unter jenem, im Lager von Maulde. Dillon schloß aus den Berichten, die man ihm ertheilte, es sey ein rascher Schritt, den die Nation mißbilligen werde, und der in kurzem allen, die ihn gethan, zum Verderben gereichen müsse. Also gab er am dreizehnten bei seinem Heere einen Befehl aus, worin er sagte: Feinde der Freiheit hätten die Constitution verletzt; er aber wolle der Nation, dem Gesetz, dem Könige und der Constitution treu bleiben, welche in den Jahren 1789, 1790 und 1791 gemacht und von allen beschworen sey.

Diesen Befehl schickte er von Pont sur Sambre, wo er sich mit seinem Heere befand, in das Lager von Maulde, und schrieb dem General Dumourier, er möchte ihn dort bekannt machen.

Dumourier sah den Vorgang des zehnten mit andren Augen an. Die triumphirende Parthei schien ihm die meisten Stimmen für sich zu haben. Er hielt es für schwer, das Ruder des Staats den Händen zu entreißen, die es ergriffen hatten. Er glaubte, wenn man dergleichen bei dem Heer versuche, so werde ein bürgerlicher Krieg daraus entstehen, das Land dem Einbruch der Fremden ausgesetzt, und er selbst Lucknern, la Fayetten und Dillon untergeordnet bleiben. Dumourier stand näher bei Paris, als Dillon. Sein Freund Gensonne' hatte ihm, wie man glaubt, die Lage der Angelegenheiten früher und deutlicher ins Licht gesetzt. Daher beantwortete er Dillons Brief, bedauerte, daß der General zu voreilig gewesen sey; bezeugte ihm, er werde in seinem Lager jenen Befehl nicht bekannt machen; und rieth Dillon, ihn ohne Säumen zurück zu nehmen.

Zugleich berichtete er seinen Pariser Freunden, was er gethan habe und noch zu thun Willens sey; und als die drei Commissarien der National-Versammlung ankamen, leistete er nicht nur selbst den Eid der Gleichheit, sondern beredete auch Dillon, seinem Beispiel zu folgen. Der letzte fand keine Schwierigkeit, die Commissarien mit seinem Betragen zufrieden zu stellen, indem er ihnen versicherte: man habe ihn wegen des Vorganges vom zehnten hintergangen; er sey aber eifrig der Französischen Nation zu dienen, welche Staatsverfassung sie auch für gut finden möge anzunehmen.

Der Nationalversammlung gefiel Dumouriers Benehmen so wohl, daß sie ihm den Oberbefehl des Heers vertraute, welches sonst unter la Fayette stand, und Dillon, der älterer General ist, unter ihn setzte. Dumourier gleichfalls über Lucknern zu erheben, hatte sie keinen Vorwand, wie sehr sie auch wünschte, jenen zum wirklichen Oberbefehlshaber zu machen; also befahl sie Lücknern, sich nach Chalons zu begeben, um ein Heer aus denen zu errichten, die aus dem ganzen Reiche dort zusammen stießen, woselbst man sie kleidete, bewaffnete, und haufenweise versandte, wohin es das Staatsbedürfniß erforderte. Auf Dumourier's Empfehlung, übernahm Kellermann statt Luckners das Commando des Heers in Lothringen; Biron und Custine standen an der Spitze des Heers am Rhein, und Montesquiou gegen Savoyen. Alle diese Heerführer legten den Eid ab, welchen die Versammlung ihnen vorschrieb, und ließen ihre Heere ihn ablegen.

Dumourier übertrug an Dillon das Commando der Ardennen-Armee, das heißt: aller Truppen an den französischen Gränzen, zwischen Rocroi und Montmedy. Hernach besprachen sich beide Generale zu Sedan über künftige Maßregeln.

Schon war der Feind in Frankreich eingebrochen, besaß Longvy, die erste befestigte Stadt zunächst der Gränze des Herzogthums Luxenburg, und schien Montmedy, Verdun und Diedenhofen zu gleicher Zeit zu bedrohen.

Der Herzog von Braunschweig hatte mehr als funfzigtausend Mann unter sich. General Clairfait war mit funfzehntausend Oestreichern zu ihm gestoßen. Dazu kam noch ein ansehnliches Corps Hessen und französischer Ausgewanderter: so daß sich das Ganze auf neunzigtausend Mann belief.

Nachdem Dümourier die Gränzstädte ziemlich besetzt hatte, blieben ihm gegen diese unermeßliche Macht nur siebzehntausend Mann übrig; und diese siebzehntausend standen in einem unnützen Lager, zwischen Sedan und Stenay: denn die Maas ließ sich zwischen Stenay und Verdun an unzähligen Stellen durchwaten, wo der Feind keinen Widerstand fand.

Als man die Stärke des einbrechenden Heers mit der Schwäche des vertheidigenden verglich, glaubte man eine Weile, aller Widerstand auf geradem Wege könne zu nichts helfen, und man werde am besten thun, plötzlich in Oestreichisch Flandern einzufallen, ob sich vielleicht dadurch der Feind abhalten lasse, gegen Paris vorzurücken. Aber man legte den Plan bei Seite, weil man erwog, wie unwahrscheinlich es sey, durch diesen Zug die erwünschte Absicht zu erreichen, wenn er auch noch so glücklich ausfiele; und Dümourier entschloß sich, durch übermäßige Ruhmbegier entflammt, im Vertrauen auf die Hülfsmittel seines Geistes und den Enthusiasmus seiner Landsleute, den Versuch zu wagen, die Fortschritte des Feindes, durch Postenvertheidignng und jedes andre mögliche Mittel, so lange aufzuhalten

und zu verzögern, bis Kellermann aus Lothringen mit zwanzigtausend Mann, und Beurnonville aus Flandern mit dreizehntausend zu ihm stießen, indeß ihn Luckner aus Chalons unaufhörlich mit neuen Rekruten versorgte.

Dümouriers Heer war klein, und doch besaß er den Muth, am 29sten August einen trefflichen Offizier, Herrn Galbaud, mit zwei Bataillonen Fußvolk abzuschicken, und ihm zu befehlen, daß er sich in Verdun werfe und die Stadt vertheidigen helfe.

Den Vortrab seines Heers übertrug Dümourier an Dillon. Er bestand aus fünf Bataillonen Fußvolk, und vierzehn Schwadronen leichter Reiterei. Dillon erhielt Befehl, nach Stenay vorzurücken, wo sich Dümourier am ersten September mit ihm vereinigen und dem Feinde den Uebergang der Maas streitig machen wollte.

Dillon traf mit tausend Reitern, früher als seine übrigen Truppen, zu Stenay ein, und nahm eben Maaßregeln zur Vertheidigung des Platzes, als der Vortrab des östreichischen Heeres, vier-

tausend Mann stark, mit verschiedenen Feldstücken erschien. Da sich die Stadt ohne Fußvolk und Geschütz offenbar nicht vertheidigen ließ, so zog sich Dillon aus Stenay, setzte über die Maas, stellte seine Leute an das gegenseitige Ufer des Flusses, und ließ seinem anrückenden Fußvolk gebieten, in das Lager von Mouzon zurückzukehren. Als er sich selbst zu diesem zurückzog, griff die östreichi-

sche

sche Reiterei ihn an, ward mit großem Verlust zurückgeschlagen, und Dillon erreichte Mouzon um Mitternacht, wohlbehalten *).

Dümourier rückte am ersten September mit seinem Häufchen Volks nach Mouzon vor, und zog darauf nach Beaumont in Argonne, wo ihm Dillon zuvor ein Lager abgesteckt hatte.

Jetzt fand Dümourier, es sey zu spät den Uebergang über die Maas streitig zu machen, und entschloß sich also, die verschiedenen Durchgänge des Argonner Waldes zu besetzen. Dieser Wald erstreckt sich von Chene le Pepuleux bis Passavant, vierzig englische (acht deutsche Meilen weit. Wollten die Deutschen nach Paris, so mußten sie entweder durch einige dieser Pässe brechen, oder den Wald auf schlechten Wegen beträchtlich weit umgehn. Dümourier entsandte Dillon mit sechstausend Mann, zur Besetzung des wichtigen Postens Biesme, in der Nachbarschaft der Grandes Islettes, im Argonner Walde. Er liegt sieben bis acht englische (anderthalb deutsche) Meilen von Verdun, auf dem graden Wege von dieser Stadt über Chalons nach Paris. Damals war ihm von Galbaud noch keine Nachricht zugekommen, und er zweifelte nicht, Verdun werde sich viel länger halten, als Dillon nöthig habe, um diesen Auftrag auszurichten. Aber Verdun kapitulirte am zweiten September ohne einigen Widerstand, und Dillon wäre wahr-

*) Compte rendu au ministre de la guerre, par le Lieut. General A. Dillon.

scheinlich viel zu spät gekommen, hätte ihn Galbauds Scharfblick nicht unterstützt. Als dieser Offizier in die Nachbarschaft von Verdun kam, fand er es dergestalt von Deutschen umringt, daß es unmöglich war Dümouriers Befehle auszurichten. Also überlegte er auf der Stelle, wie er die beiden Bataillone, unter seinem Befehl, zum Besten des Vaterlandes am vortheilhaftesten gebrauchen könne, errieth die Absicht seines Oberbefehlshabers, zog sogleich mit ihnen nach Biesme, und sandte unverzüglich einen Boten an Dümourier, um ihm zu berichten, was er gethan habe, und um Verstärkung zu bitten. Nun mußte das Heer zu Verdun auf seinem Zuge nach Paris diesen Posten überwältigen, oder einen Umweg von vierzig englischen (acht deutschen) Meilen, nördlich über Varennes und Grand Pre', oder einen noch weiteren, südlich über Bar le Duc machen. Jenes hielt Dümourier für wahrscheinlicher; denn er stellte sich mit dem Kern seines Heeres bei Grand Pre'. Dies ist gleichfalls ein Durchgang im Argonner Walde, welcher aber eine viel stärkere Besatzung erfordert als der von Biesme. Zu letzterem eilte Dillon mit verdoppelten Schritten, damit nicht etwa vor seiner Ankunft Galbaud, dessen Besitznehmung er erfahren, mit Gewalt daraus verdrängt würde.

Während Dümourier zu Grand Pre' blieb, entsandte er den General Miranda mit zweitausend Reitern, um eine erwartete Zufuhr zu decken,

und das deutsche Herr zu erkunden, über dessen Bewegungen man damals zweifelhaft war. Miranda vollzog diesen Auftrag geschickt und glücklich. Ein deutscher Vortrab, viertausend Mann stark, war so gestellt, daß er die Zufuhr nothwendig abschneiden mußte. Ihn griff Miranda an, und schlug ihn. Die Zufuhr gelangte wohlbehalten in Dümouriers Lager *).

Dillons Zug von Mouzon nach Biesme geschah durch einen Wald, wo es schwer hielt fortzukommen, und in der Nähe eines überlegenen Heeres. Dies erforderte einen kriegskundigen Anführer, und standhafte Soldaten, besonders als ihnen die Ortsobrigkeiten eines Dorfes, durch welches sie kamen, versicherten: Galbaud sey muthlos geworden, da er durch die von Verdun gekommenen Truppen Schrecken unter die seinigen verbreitet gesehn, habe Biesme verlassen, und sich nach Chalons zurückgezogen; auch sey Saint Menehould im Besitz des Feindes. Dillon aber versandte Eilboten überall, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, fand daß man ihm falsch berichte, und stieß am fünften September Nachmittages zu Galbaud.

Sogleich wurden die Soldaten angestellt, durch jedes Hülfsmittel der Kunst die natürliche Stärke dieses Postens zu vertheidigen; und dies geschah mit solchem Erfolg, daß, als die höchsten

*) Rapport des Commissaires de la Convention aux Armées réunies.

Befehlshaber der Deutschen, von den Höhen in der Nachbarschaft Clermonts, den Paß übersahen, sie es für unmöglich hielten ihn zu überwältigen.

Einige wagen es, den Oberbefehlshaber der Deutschen zu tadeln, daß er verabsäumte den Posten von Biesme anzugreifen, ehe Galbaud durch Dillon verstärkt ward, oder daß er Dillon auf seinem Zuge von Mouzon nichts in den Weg stellte.

Freilich dürfen nur Kriegskundige, denen die Beschaffenheit des Landes, und die Lage worin sich damals das deutsche Heer befand, genau bekannt ist, diese Frage entscheiden; jedermann aber kann natürlicher Weise dafür halten, ein so berühmter Feldherr, als der von dem die Rede ist, müsse seine guten Ursachen gehabt haben, warum er so und nicht anders handelte.

Herr Gobert, Dümouriers General-Adjutant, der wahrscheinlich mehr im Stande ist, das Verfahren des deutschen Feldherrn zu beurtheilen, als viele seiner Tadler, bemerkt, Galbaud habe den Paß am 31sten August eingenommen, am zweiten September sey die Besatzung von Verdun zu ihm gestoßen, und der deutsche Heerführer habe wahrscheinlich glauben müssen, Galbaud werde ungesäumt viele Bauern aus den benachbarten Dorfschaften an sich ziehn, um den Paß zu vertheidigen, zu welchem Kriegsgeschäft Rekruten eben so tauglich sind als gediente Soldaten.

Welche Ursachen nun die Deutschen haben

mochten, diesen Posten nicht anzugreifen, so fand sich Dillon durch seinen Besitz im Stande, viele Dorfschaften am Aire-Fluß in Schutz zu nehmen, und seinen Feind zu zwingen, in langen und höchstabmattenden Zügen, über Grand Pre' nach dem Lager La Lune bei St. Menehould zu gehn, anstatt den geraden Weg durch Biesme einzuschlagen.

Dümourier war eine Zeitlang im Besitz der Durchgänge von Grand Pre', ehe man ihn darin störte, und glaubte endlich, der Herzog von Braunschweig wolle den Argonner Wald ganz vermeiden, und über Bar le Duc nach Chalons gehn. In dieser Ueberzeugung schrieb er an Dillon: er werde mit einem starken Vortrabe den Nachtrab des feindlichen Heeres beunruhigen, der, wie er höre, Dillon zur Rechten nach Chalons ziehe. Er befahl diesem, zweitausend Mann zur Bedeckung des Passes zurück zu lassen, und mit allen übrigen Truppen nach Saint Menehould aufzubrechen, wo er sich bemühen wollte zu ihm zu stoßen, und dann mit vereinter Kraft Kellermannen an sich zu ziehn. Sein Brief schloß sich auf diese Weise:

„Lassen Sie alle Bauern durch die Sturmglocke versammeln, um die Verhaue zu besetzen. Schlagen Sie sich völlig rechts, und ziehen Sie mit dem gesammten Heer nach St. Menehould. Sind wir dort vereinigt, so sorgen wir erst für die Sicherheit dieses Orts, und folgen dann dem Feinde nach Chalons. Lassen Sie auf Ihrem ganzen Zuge die Sturmglocke läuten; ich will desgleichen

thun: das wird die Deutschen auf ihrem Wege etwas irre machen. Ich breche um Mitternacht auf.

Dümourier,
Oberbefehlshaber des nördlichen Heeres.

Wahrscheinlich hatte der Herzog von Braunschweig einige Bewegungen gemacht, woraus man schloß, er wolle über Bar le Duc nach Chalons gehn; oder er hatte sonst Mittel gefunden, diese Meinung zu verbreiten, und seine wirkliche Absicht zu verheimlichen, durch die Durchgänge von Grand Pre' zu brechen.

Auch Kellermann und Luckner ließen sich von ihm hintergehn. Jener war so überzeugt, die endliche Bewegung des Herzogs geschehe nur zum Schein, daß er Lust bekam, über Saint Dizier, wo er sich damals befand, nach Chalons zu ziehn, um früher als der Feind einzutreffen.

Luckner sandte Verstärkung an Kellermann, der ihrer nicht bedurfte, anstatt sie, auf einem kurzen von Dillon angegebenen Wege, nach Grand Pre' an Dümourier zu schicken.

Bald aber überzeugte sich Dümourier von seinem Irrthum, und schrieb folgender Maaßen an Dillon.

Grand Pre', am 12ten September,
im 4ten Freiheitsjahr.

Der Feind hat sich von Ihnen gewandt, lieber General, um mich anzufallen; er macht wirklich so eben einen Angriff: ob im vollen Ernst, weiß ich

nicht; ich vermuthe es geschieht nur, um einen andern auf den Hohlweg von Chene le Pepuleux *) zu decken, welchem ich Verstärkung zusende. Schicken Sie mir Hülfe, aber ohne den Hohlweg von Clermont zu entblößen. Ich umarme Sie.

Der Oberbefehlshaber des nördlichen Heeres.

Dümourier.

Am folgenden Tage schrieb Dümourier, welcher erfuhr, der Feind werde ihn zum zweitenmal, und mit stärkerer Macht als gestern, angreifen, und von Chalons keine Unterstützung bekam, von neuem an Dillon, und befahl ihm, augenblicklich alle Truppen, deren er möglicher Weise entbehren könne, ohne seine Stellung zu gefährden, zu ihm stoßen zu lassen. Dillon erließ ihm also dreitausend Mann, wovon der vierte Theil aus Reiterei bestand; und dies war die einzige Verstärkung, welche Dümourier erhielt, bevor er sich genöthigt sah Grand Pre' zu verlassen. Man kann diese Unterstützung für sehr gering halten; aber Dillon konnte der Klugheit gemäß nicht mehr thun. Denn in die Stelle der Preußen, welche der Herzog von Braunschweig nach Grand Pre' führte, rückten alsbald funfzehntausend Oestreicher und Hessen, die hernach zu zwanzigtausenden heranwuchsen, deren Angriff er täglich besorgen mußte.

Wahrscheinlich hatte Dillon Kundschafter um

*) Dieser Posten liegt am nördlichen Ende des Argonner Waldes. Unter dem Hohlwege von Clermont versteht Dümourier den Biesmer Durchgang.

den Herzog von Braunschweig, die ihm jeden Vorgang berichteten; denn seine meisten Angaben trafen ein. Am 13ten September schrieb er an Kellermann: Dümourier sey Tages vorher angegriffen, und der Angriff heute Morgen ohne Erfolg wiederholt; und setzte hinzu: der Herzog war gestern sehr aufgebracht darüber, und sagte: Ich werde Leute zusetzen, aber ich breche durch.

Auch hielt der Herzog Wort. Gegen seinen Angriff vom 14ten half kein Widerstand. Während sich Dümourier noch vertheidigte, erfuhr er, der Posten La Croix aux Bois, den General Chazot besetzt hielt, sey gesprengt. Also sah er sich genöthigt, die Durchgänge bei Grand Pre' sämmtlich aufzugeben, und sich nach Saint Menehould zu ziehn, woselbst er vorläufig in starkes Lager abgesteckt hatte. Bei seinem Zurückzuge drang die nachhauende Preußische Reiterei so stark auf seine Truppen, daß sie in Unordnung geriethen, und zum Theil schändlich nach Saint Menehould entflohn, wo sie riefen, alles sey verloren, und die Muthlosigkeit allgemein machten. Dümourier berichtete dieses dem Convent, und scheint zu glauben, sein ganzes Heer würde sich vielleicht zerstreut haben, wenn die Deutschen, während dieses übertriebenen Schreckens, immer weiter vorgedrungen wären.

Zum Glück war Dillon zu Saint Menehould, als die Flüchtlinge ankamen. Er that was er konnte, dem Schrecken zu wehren. Er entließ Reiterei

auf die umliegenden Dörfer, um die Flüchtlinge anzuhalten, damit sich die Bestürzung nicht bis Chalons erstrecke, wo sie, auf die unter Lucknern sich versammelnden Rekruten, die schlimmste Wirkung hervorbringen konnte.

Durch Dillons Bemühungen, durch Dumouriers belebende Gegenwart, bekam das Heer wieder Ordnung, Muth, und Vertrauen auf seine Anführer.

Die sich besonders mit Schande bedeckt hatten, wurden schimpflich von dem Heere gejagt, welches am Morgen des 15ten das Lager von St. Menehould bezog, und sich schleunigst darin verschanzte, weil man einen baldigen Angriff besorgen mußte. Am 17ten stieß Beurnonville mit dreizehntausend Mann zu Dumourier. Der Herzog von Braunschweig wußte, Kellermann rücke mit einer stärkeren Macht heran, und hegte die Absicht, diesen anzugreifen, bevor er sich mit Dumouriern vereinigen könnte. Am Abend des 19ten gewann Kellermann durch übertriebene Märsche die Höhen von Valmy. Valmy ist weniger als eine Englische Meile, also kaum eine halbe Stunde, von jener Anhöhe entfernt, auf welcher Dumourier im festen Lager stand. Während der Nacht erfuhr Kellermann, die Deutschen rückten vor, und war also gewiß, mit nächstem Morgen angegriffen zu werden. Dagegen traf er Vorkehrungen, und that alles Mögliche, den Muth seiner Soldaten zu erhöhen. Er ging mit einigen

beliebten Offizieren durch die Reihen, um ihnen zuzusprechen. Das Heer antwortete mit frölichem Geschrei: „es lebe die Nation!“ Es erstreckte sich von einem Dorf, Dammartin la Planchette, über die Höhen von Valmy; und stand mit Dumouriers Heer in ungehinderter Verbindung, der ihm, während der Kanonade, welche den ganzen Tag anhielt, achttausend Mann zu Hülfe sandte. Die Preußen manövrirten mit ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, formirten sich zuweilen in Kolonnen, als wollten sie mit dem Bayonett angreifen, und machten dann wieder Bewegungen, als sollte Kellermann eingeschlossen, und seine Verbindung mit Dumourier abgeschnitten werden. Aber keins von beiden geschah, weil die Franzosen Fuß hielten, und ihre Anführer geschickt waren. So lange die Kanonade dauerte, war Dumourier viele Stunden hinter einander auf den Batterien in Person zugegen, und stellte sich an die Spitze seines Heeres gegen die Preußen, da sie Kellermannen einschließen wollten. Während des ganzen Gefechts zeigte sich die vorzügliche Geschicklichkeit der Französischen Kanoniere; und das ganze Heer bewies eine Standhaftigkeit, die man nur kriegskundigen Truppen zutrauen kann. Auch wich es dem Deutschen weder an Ausdauer, noch an Gehorsam gegen seine Offiziere, und äußerte seine eigenthümliche Lebhaftigkeit durch Gesänge, und durch den Ausruf: es lebe die Nation! mitten im Gemetzel des schweren Ge-

schützes. Kellermann hatte ungefähr vierhundert Todte, und fünf bis sechshundert Verwundete. Er selbst schwebte in großer Gefahr. Sein Pferd ward unter ihm erschossen. Die Deutschen haben wahrscheinlich mehr verloren. Kriegserfahrne Kenner bewundern Kellermanns Geschicklichkeit besonders darin, daß er am Abend seine Stellung in Gegenwart des Feindes umzuändern und noch vortheilhafter zu machen wußte: indem nun sein rechter Flügel an Dumourier stieß, sein linker durch Anhöhen gedeckt ward, die sich leicht vertheidigen ließen, und vor ihm ein Bach war, welchen der neulich gefallene Regen sehr angeschwellt hatte *). Daß er während dieses Manövres nicht angegriffen ward, beweist nicht nur, wie vortrefflich er es ausführte, sondern läßt auch sehr vermuthen, daß die Deutschen eine große Einbuße gelitten haben mußten, und ihres mißlungenen Unternehmens wegen sich nicht weiter wagen wollten.

Indem der Angriff auf Kellermann geschah, bestürmten die zwanzigtausend zu Clermont gebliebenen, Dillons Lager bei Biesme. Der Herzog von Braunschweig mußte dieses starke Corps zurück lassen; sonst hätte ihm Dillon alle Zufuhr abgeschnitten. Also hielt Dillon mit fünf- bis sechstausend Mann zwanzigtausend Deutsche zurück, gegen Dumourier und Kellermann zu ziehen. Diese Zwanzigtausend rückten nun auf Biesme.

*) Observations sur la Campagne de 1792, par Gobert, Adjutant General.

Sie waren ihres Sieges, und der Niederlage Dumouriers gegen die Preußen so gewiß, daß sie ihr ganzes Gepäck aller Art mit sich aufbrechen ließen: weil sie voraussetzten, nach Einnahme des Durchgangs von Biesme, werde man ihnen befehlen, zu den Preußen zu stoßen und diese nach Paris zu begleiten. Dillon vertheidigte sich aber eben so glücklich als Kellermann, schlug die Oestreicher und Hessen ab, und zwang sie, sich zurück zu ziehen.

Nach diesen mißlungenen Angriffen, lagerte der Herzog von Braunschweig sein Heer bei la Lune, in Dumouriers Nachbarschaft, zwischen St. Menehould und Chalons. Hier fingen den Deutschen, die bereits durch Krankheiten litten, auch die Lebensmittel zu gebrechen an. Beurnonville, welchen Dumourier mit viertausend Mann entsandt hatte, fing verschiedene Zufuhren ihrer Magazine aus Grand Pre' auf. Besonders gelang ihm das mit einigen Viehtriften, die für sie bestimmt waren, welche er seinem eignen Heere zum Besten gab. Diese letzte That erwarb ihm, mit Rücksicht auf seinen Muth und Stärke, den Beinahmen des Französischen Ajax. Die Französischen Bauern ließen sich nicht bestechen, den Deutschen irgend einige Bedürfnisse zuzuführen, indeß sie Dumouriers Lager mit Lebensmitteln bestürmten. Eben so schwer und kostbar fiel es dem Herzoge von Braunschweig, oder jedem Offizier, der ein von ihm entsandtes Corps kommandirte,

sich Nachrichten zu verschaffen: während sie mit Kundschaftern umgeben waren, die ihre kleinsten Bewegungen an Dumourier verriethen. Schon bekamen die Deutschen keine andern Lebensmittel, als aus ihren eigenen Magazinen. Dieser Mangel ward durch die außerordentlichen Regengüsse vermehrt, welche um diese Zeit eintraten, und die Fahrwege ungewöhnlich tief machten, so daß man an einigen Stellen kaum durch konnte. Zu gleicher Zeit waren die Deutschen mehr dem schlechten Wetter ausgesetzt, und litten mehr durch Kälte, Näsſe und Nahrungsmangel, als die Franzosen, welche durch die Vorsorge und Pflege ihrer Landsleute vor diesen Uebeln gewissermaßen gedeckt wurden. Zu diesem Unglück gesellte sich der Verdruß und Unmuth, den die Deutschen empfinden mußten, da sie das ganze Land gegen sich verschworen sahen, anstatt daß man ihnen versprochen hatte, ein großer Theil desselben sey bereit, sich mit ihnen zu vereinigen.

Es giebt Berufsarten, in welchen Leute von geringerem Verdienst sich oft großen Nahmen erwerben: entweder, weil das Publikum das Verdienst dieser besondern Berufsart nicht beurtheilen kann; oder weil eine glückliche Ausübung desselben von dem Verdienst andrer Männer abhängt, welche dem Mann, der den großen Nahmen erlangt, seine Maßregeln vorschrieben.

Dies ist oft der Fall im Beruf des Kriegers. Männer von Geburt stehen an der Spitze, denen

jedes andre Verdienst gebricht, die häufig augenscheinliche Beweise ihrer Unfähigkeit an den Tag legen. Wieder haben andre Männer in diesem Beruf Nahmen erlangt, weil die überwiegende Tapferkeit ihrer Truppen, oder die außerordentliche Geschicklichkeit eines untergeordneten Befehlshabers, ihnen Vortheile erfocht.

Werden aber die Heerführer zuweilen ohne ihr Verdiest berühmt, so ist auch niemand so sehr als sie dem Tadel ausgesetzt, wenn Unglücksfälle eintreten, die keine Klugheit vorher sehn, keine menschliche Macht abwenden konnte.

Wenige haben dies so sehr erfahren, als der Oberbefehlshaber der Deutschen, dem man ein Verbrechen daraus machte, daß er nicht sogleich auf Chalons und Rheims losgegangen sey, als er sich zwischen diesen Städten und Dumouriers Heer befand. Die Tadler bedenken nicht, wie gefährlich und schwer es sey, einen Kriegszug zu unternehmen, wenn der Feind den Nachtrab beunruhigt, und dem vorrückenden Heere die Zufuhr abschneidet.

Solche Luftstreiche verdienen also keine Widerlegung. Manche kriegserfahrne Männer glauben aber, er hätte nach der Kanonade des 20sten Septembers nicht unthätig im Lager la Lune bleiben, sondern Dumouriern zu St. Menehould angreifen sollen. Die Anhänger dieser Meinung sagen: Die, den ungebildeten Franzosen so überlegenen Preußen würden jene leicht geschlagen und zer-

streuet haben; dadurch wären alsdann die gegen den Herzog neuerrichteten Truppen gleichfalls bewogen worden, die Flucht zu ergreifen, statt gegen ihn anzurücken; und so würde er auf seinem Wege nach Paris keine Feinde, sondern nichts als Freunde gefunden haben: denn nichts verwandelt Feinde so schnell in Freunde, als ein Sieg.

Man erzählt, der Marschall von Castries habe in einem zu la Lune gehaltenen Kriegsrath diesen Entwurf vorgeschlagen; ein Französischer General Poilly, welcher sich in der Provinz aufgehalten, und das Land genau gekannt habe, sey seiner Meinung gewesen; und das ganze Corps der Französischen Ausgewanderten habe den Angriff des Lagers von St. Menehould sehnlichst gewünscht.

Ohne Anspruch auf Kriegeskunst zu machen, läßt sich leicht errathen, was den Herzog von Braunschweig bewegen konnte, einen solchen Schritt nicht zu wagen.

Als er in Frankreich hineinging, war er überzeugt, ein großer Theil des Volks, welchem die Constitution nicht anstehe, werde ihn begünstigen. Auch konnte er mit gutem Grunde glauben, die Vorgänge des 10ten Augusts und des 3ten Septembers, müßten die Nation noch unzufriedner mit ihrer neuen Staatsverfassung, und seiner Unternehmung gewogener machen. Die leichte Eroberung von Longvy und Verdun bestätigte diese

Vermuthung. Ohne große Mühe sprengte er den Durchgang von Grand Pre'.

Bis dahin konnte den Herzog alles ermuntern vorzudringen; aber das Treffen des 20sten Septembers, und die Stimmung des Landes um ihn her, mußten einen ganz entgegen gesetzten Eindruck auf ihn machen. Jenes bewies ihm die Standhaftigkeit des Französischen Heeres, und eine Erfahrenheit ihres Anführers, die er nicht erwartet hatte; und das ganze Land, weit entfernt seine Absicht zu begünstigen, schien höchst feindselig gegen ihn gesinnt zu seyn. Die Zufuhr nach seinem Lager ward zuweilen aufgefangen; von den Einwohnern konnte er keine Lebensmittel erhalten, und sein Heer litt am zwiefachen Uebel des Mangels, und einer gefährlichen ansteckenden Seuche, an welcher, in seinem Lager und zu Grand Pre', beinahe zehntausend Kranke gelegen haben sollen. Unter diesen Umständen, versprach ein Angriff auf Dümouriers Heer, das jetzt siebzigtausend stark war, und dessen Stärke er bereits erfahren hatte, keinen glücklichen Erfolg; ein unglücklicher aber, hätte ihn selbst ganz und gar aufgerieben. Sogar die Erfechtung eines Sieges würde ihm kaum erlaubt haben weiter vorzudringen, aus Besorgniß, sein durch den Sieg selbst vermindertes, durch Krankheit geschwächtes Heer, werde demnächst einen zu gefährlichen Rückzug, gegen die Ueberreste des Französischen Heeres, und die Truppen anzutreten haben, welche sich zu Chalons, Rheims, Soiss

Soissons, und überall im ganzen Reiche, versammelten.

Sobald offenbar war, das Land sey wider den Herzog von Braunschweig, konnte man seinen Auftrag als gescheitert betrachten. Er mußte also nur auf einen Rückzug denken; und diesen bewirkte er endlich mit einer Geschicklichkeit, welche des höchsten Ruhmes werth ist.

Er fing damit an, einen Waffenstillstand anzubieten. Während desselben besprachen sich die gegenseitigen Heerführer. Man sagt, Dümourier habe sich das gefallen lassen, in der Absicht, die Deutschen Soldaten zu bewegen ihre Fahnen zu verlassen, indem er den Beschluß der Nationalversammlung zur Aufmunterung der Ausreißer unter sie vertheilte. Nicht minder habe er gehofft, in diesem Augenblicke des Unwillens und fehlgeschlagener Erwartung, den König von Preußen zu überreden, mit den Oestreichern zu brechen. Dadurch will man beweisen, der Französische Heerführer habe bei dieser Gelegenheit den Deutschen überlistet. Daraus aber würde sich gerade das Gegentheil ergeben. Hatte Dümourier wirklich beides zum Zweck, als er den Waffenstillstand einging, so schlug ihm beides fehl. Die Ausreißer vermehrten sich nicht beim Deutschen Heer, und der König brach nicht mit dem Kaiser. Für den Herzog von Braunschweig aber, der schon beschlossen hatte sich zurück zu ziehn, war es unendlich wichtig, einige Tage Stillstand zu haben, die er

dazu anwandte, sein Geschütz und schweres Gepäck vom Lager La Lune nach Grand Pre' abzuführen.

Die Art und Weise womit man das Benehmen des Herzogs von Braunschweig tadelt, beweist, daß die Tadler selbst vom Gegentheil überzeugt sind und in Widersprüche verfallen. Zuerst behauptet man, er sey unbedachtsam genug geweswesen, seinem Heere eine so verzweifelte Stellung zu geben, daß es nicht vorrücken konnte, ohne niedergehauen oder gefangen genommen zu werden; nicht zurück gehn, ohne die Hälfte zu verlieren; und nicht stehen bleiben, ohne zu verhungern. Lassen wir diese Angabe für wahr gelten, so müßte man ihm, vernünftiger Weise, doch einiges Verdienst zugestehn, daß er sein Heer aus einer so gefährlichen Schlinge riß. Aber nein; auch darin, will man uns überreden, hat er sich minder schlau gezeigt als der Feind, welchen er dergestalt von sich abwehrte.

Zur Begründung meiner Meinung will ich nur noch Folgendes anführen. Der Herzog von Braunschweig, nicht Dümourier, schlug den Waffenstillstand vor. So lange dieser dauerte, zogen sich des ersten Geschütz und Gepäck nach Grand Pre'. Sobald er sie in Sicherheit wußte, erneuerte er sein voriges Manifest, das, wie er nicht zweifeln konnte, dem Stillstand ein Ende machen mußte. Wohl mag Dümourier scharfsinnig und verschlagen seyn; doch machen alle diese Umstände wahr-

scheinlich, daß der Waffenstillstand dem Herzoge von Braunschweig vortheilhafter war als ihm.

Am dreißigsten September brach der Herzog sein Lager bei La Lune ab, und zog sein ganzes Heer über Grand Pre' nach Busancy zurück. Die Oestreicher, unter dem General Clairfait, trennten sich von den Preußen, gingen bei Stenay über die Maas, und nahmen den nächsten Weg nach der Grafschaft Luxenburg; indeß die Preußen bei Dun übersetzten, und bis Verdun an dem Strom hinauf gingen. Ihr Zug ging langsam vor sich, weil sie viel Kranke hatten, und die Wege schlecht waren; aber in solcher Ordnung, daß die Franzosen, ob sie gleich in zahlreichen Schaaren ihnen folgten, dennoch auf dem ganzen Wege keinen beträchtlichen Vortheil über sie erhielten.

Als Dümourier den Zurückzug des Feindes sah, und daß dieser in der Jahreszeit dort nichts Bedeutendes unternehmen könnte, entschloß er sich, nach Paris zu gehn. Er wünschte, mit der vollziehenden Gewalt einen Operationsplan zu einem unmittelbaren Einfall in Oestreichisch-Flandern festzusetzen. Dorthin hat er den größten Theil seines Heeres beordert; dort erwartet er neue Lorbeern zu pflücken. Man muß eine hohe Meinung von Dümouriers Geistesstärke gewinnen, wenn man weiß, daß er, trotz den häufigen Gegenbefehlen des Pariser Staatsraths, dem Operationsplane treu blieb, welchen er selbst zur Vertheidigung Frankreichs entworfen hatte, und alle Verantwor-

tung auf sich allein nahm. Man war zu Paris so bestürzt, als man erfuhr, daß einige Deutsche Streifpartheien bis gegen Rheims gekommen wären, daß man wünschte, er möchte sich zurück ziehn. Und der Kriegsminister Servan bediente sich am 27sten December, in einem Briefe an Dümourier, folgender Ausdrücke:

„Ich hoffe doch, liebster General, Sie werden sich, eben so sehr als wir, von der Nothwendigkeit überzeugen, daß Sie keinen Augenblick länger säumen dürfen, sich der Marne zu nähern, um dadurch Chalons, Rheims, und die reichen Fluren von Soissonnois und la Brie zu decken. Was liegt uns jetzt daran, ob der Feind die dürren Felder von Champagne behauptet?" — Und sein Brief schloß sich: „Wer kann Sie ruhig bei St. Menehould stehen sehn, indes Uhlanen die Vorstädte von Rheims bedrohen?"

Noch bewundernswürdiger wird Dümouriers Festigkeit, wenn man den Charakter des Volks bedenkt, dem er verantwortlich war, und wie wenig dieses gestimmt ist, einen anscheinenden Fehler zu verzeihen. Jetzt behauptet man allgemein: wäre Dümourier bis Chalons und Rheims zurück gegangen, so hätte der Feind ein fettes Land in Besitz genommen, und sich vielleicht den Winter über in Frankreich gehalten.

Beurnonville erhielt den Auftrag, den Rückzug der Preußen zu beunruhigen. Dieser Feldherr folgte ihnen bis Busancy. Als er darauf zu

dem Heer gegen Flandern abging, traten die Generale Kellermann und Valence an seine Stelle, deren Eifer und Thätigkeit doch nicht im Stande war, dem zurückziehenden kränklichen Heer einen Vortheil abzugewinnen.

Dillon, seiner Seits, folgte der Schaar Oestreicher und Hessen, die seinen Posten zu Biesme angegriffen hatten, und nun auf einem andern Wege nach Verdun zogen.

Unter ihm standen ungefähr sechzehntausend Mann. Das Heer, welches er verfolgte, war stärker, und bestand aus kriegsgeübten Soldaten. Aber man erzählte ihm, die Oestreicher und Hessen wären Unfreunde geworden, und der Landgraf selbst habe sich über das Betragen der Oestreicher beschwert. Also entließ er, von Domballe aus, einen gefangenen Hessischen Offizier, von Lindau, und schickte zugleich seinen General-Adjutanten, Gobert, mit einem Briefe an gedachten Fürsten. In diesem Briefe erlaubte sich Dillon einige allgemeine Betrachtungen über das Recht der Völker ihre Staatsverwaltung umzuändern, die den Landgrafen wohl schwerlich überzeugen werden, und versicherte ihm zugleich, er sey dergestalt eingeschlossen, daß es ihm sehr schwer fallen werde, zu entkommen. Wolle er aber am folgenden Morgen in sein eignes Land zurück gehn, und das Französische Gebiet mit seinen Truppen gänzlich räumen, so werde man ihn an gewissen damals von

den Franzosen besetzten Posten, ungestört vorbei lassen.

Dillon sah die Unmöglichkeit, zwanzigtausend Mann mit sechszehntausend den Rückzug zu verwehren. Konnte er aber die Hessen bereden, sich von den Oestreichern zu trennen, so hoffte er letztere abzuschneiden. Freilich war es nicht sehr wahrscheinlich, daß der Landgraf so übel berichtet seyn würde, Dillons Erbieten anzunehmen; wie oberflächlich aber die List auch scheinen mag, so ist doch so viel klar, Dillon wollte Frankreich dadurch nutzen, nicht schaden: denn er zeigte seinen Brief, ehe er ihn abschickte, dem General Galbaud, und theilte denselben, so wie die Antwort des Landgrafen, den Conventscommissarien, Sillery, Carra und Prieur, abschriftlich mit.

Folgendes aber setzte Dillons Gesinnungen außer allem Zweifel. Am 4ten October fing er einen Brief auf, welchen der Oberverwalter des Bezirks von Etain, am ersten October, dem Landgrafen zugeschrieben hatte. Er sah daraus, der Landgraf wolle sein Hauptquartier in Etain nehmen. Sogleich sandte Dillon aus seinem Lager zu Sivry la Perche einen Eilboten an den General Favart nach Metz, um ihn zu benachrichtigen, er wolle den Feind auf seinem Rückzuge angreifen, welcher über Etain gehen würde. Zum Beweise dessen, schickte er den aufgefangenen Brief an Favart, und ersuchte ihn, einen Theil der

Metzer Besatzung abzulassen, um dieses Vornehmen zu unterstützen.

Lassen Sie, fährt er fort, alle Dorfschaften aufbieten, alle Bürger Muth fassen, überall Sturm läuten. Jede Art Waffen taugt, um den Feind zu beunruhigen, und in jedem engen Paß über sein Gepäck her zu fallen. Erklären Sie jeden, der ihm ein Pfund Brot reicht, für einen Landesverräther. Flieht er, so verfolg' ich ihn rastlos; steht er, so will ich ihn bestehn, u. s. w.

Man überschickte dem Convent Dillons Brief an den Landgrafen, und des Landgrafen Antwort, ohne eine Anmerkung dabei zu machen. Beide wurden in dieser Versammlung verlesen; und anstatt verdienstlich oder harmlos zu scheinen, gaben einige Mitglieder denselben eine höchst boshafte, höchst widernatürliche Deutung. Merlin von Diedenhofen rief aus: Dillons Brief ist ein vollgültiger Beweis von der Verrätherei seines Schreibers! Merlin nämlich ist ein eifriger Ankläger. Er glaubt vielleicht, wenn er anderer Menschen ehrlichen Leumund todt schlage, werde er für sich selbst einen großen Vorrath Ruhm zusammen bringen. So bildet der Indianer sich ein, die Tapferkeit und Geschicklichkeit des Feindes, den er niedermache, erbe sogleich auf ihn. Daher war Merlin auch nicht zufrieden, den Brief an den Landgrafen so verkehrt ausgelegt zu haben, sondern ging zurück auf Dillons Ausschreiben von Pont sur Sambre, und auf sein anderweitiges Benehmen

vor dem zehnten August. Alles dieses stellte er in ein höchst boshaftes Licht, und trug endlich darauf an, man möge beschließen, ihn anzuklagen.

Ein General, erwiederte Kersaint, hat Ihren Anklagebeschluß bereits durch Siege widerlegt. Wissen Sie, ob nicht Dillon vielleicht den vorliegenden Brief auf Dumouriers Befehl schreiben mußte?

Couthon übernahm Kersaints Abfertigung, und erklärte: Keine Anklage könne gerechter beschlossen werden, als die gegen Arthur Dillon. Er versprach, keine Rücksicht auf irgend etwas zu nehmen, das man diesem, vor Abfassung seines Briefes an den Landgrafen, zur Last legen könne; und fuhr doch in dem nämlichen Athem fort, alles her zu erzählen, was in seinem Betragen lange vorher, und unmittelbar nach dem 10ten August, dem Convent mißfallen durfte.

Couthon hat ein Leibesgebrechen, dessentwegen er nicht gehn, nicht einmal stehn kann, und die Bösartigkeit desselben scheint sich auch seiner Seele mitgetheilt zu haben. Ein Bedienter trägt ihn immer aus seinem Wagen in die Versammlung, wo man ihm erlaubt, zu reden, ohne sich von seinem Sitze zu erheben. Er gilt für einen scharfsinnigen Mann; auch hat sein Gesicht einen Ausdruck von Milde, den man in seinen gewöhnlich heftigen und strengen Gutachten nicht wieder findet. Seine Rede hetzte Dillons Feinde immer weiter auf. Dillon, sagte ein Deputirter, scheint sich der ihm

anvertrauten Armee nur als Schutzwehr bedienen zu wollen, die Feinde Frankreichs sicher aus dem Lande zu geleiten. Ein anderer rieth dem Convent, der vollziehenden Gewalt anzubefehlen, daß sie besondere Sorge trage, Dillon nicht entwischen zu lassen. Und ein dritter bestieg den Rednerstuhl, und krönte durch seinen Vorschlag den Unsinn der ungemessensten Unbilligkeit. Man solle, forderte er, sogleich die drei Commissarien als Verräther anhalten, weil sie Dillon nicht in dem Augenblicke seiner Befehlshaberstelle beraubt hätten, wo er ihnen seinen Brief an den Landgrafen gezeigt habe. Sicherlich stimmten diese Redner so tückisch wider ihre Ueberzeugung. Es konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß Dillon die Hessen und Oestreicher mit unermüdeter Thätigkeit bis Verdun verfolgte; daß sich diese Stadt nur deswegen so bald ergab, weil er keine Zeit versäumte, Batterien gegen dieselbe zu errichten: doch konnten sie Dillons Betragen nicht vergessen, da er zuerst die Pariser Vorgänge vom 10ten August erfuhr. Klugheit und weise Staatskunst sollten ihnen vorschreiben, sich ganz anders zu benehmen. Der beste Weg, Menschen mit einer Revolution auszusöhnen, ist sicherlich der, wenn ihnen die neue Staatsverwaltung größere Vortheile anbietet, als sie unter der alten genossen. Aber diese wüthenden Verbesserer schreien gegen die Tyrannei der alten Staatsverwaltung, und bieten doch kein

Mittel auf, die neue zu unterstützen, als Anklagen, Dolche und Guillotinen. Endlich ließen sie sich mit Mühe bereden, die Anklage nicht sogleich zu beschließen, sondern, zur Vorbereitung der Entscheidung, dem Vollziehungsrathe aufzutragen, morgen der Versammlung alle Umstände des Benehmens vorzulegen, welches General Dillon gegen den Landgrafen von Hessen-Cassel beobachtet habe.

Am 12ten Oktober. Heute Vormittag ging ich in den Convent, und ward in der Loge zugelassen, wo ich am 11ten August die unglückliche Familie erblickte, welche jetzt im Tempel gefangen sitzt.

Der Saal und die Gallerien waren ungewöhnlich angefüllt, weil man erwartete, Dumourier, der gestern Abend nach Paris gekommen ist, werde heute vor der Versammlung erscheinen.

Der Morgen verstrich unter Debatten, an welchen Buzot, Vergniaud und einige andre vorzügliche Conventsdeputirten Theil nahmen. Gegen ein Uhr sah ich einen Thürhüter sich dem Präsidenten nahen, und hörte ihn sagen, Dumourier warte im Vorzimmer.

Doch unterbrach der Präsident die vorwaltende Untersuchung nicht, welche wenigstens noch eine halbe Stunde fortdauerte, nachdem er diese Nachricht bekam. Einige Mitglieder der Versammlung wußten, daß Dumourier draußen sey, und glaubten, es sey dem Präsidenten vielleicht unbekannt,

standen also verschiedentlich auf, und sprachen ihm ins Ohr. Er winkte mit dem Kopf, er wisse wohl, und ließ immer den Debatten ihren Fortgang.

Es fiel mir auf, einen Feldherrn, der in so gefährlichen Zeitläuften seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet hatte, und von frischen Siegen zurückgekehrt war, mit solcher Kälte behandelt zu sehn. Ohne Zweifel geschah das absichtlich, und war ganz im republikanischen Geist, um den General zu belehren, daß er sich nicht für zu wichtig halte.

Endlich las der Präsident ein Schreiben des Generals Dumourier ab, in welchem dieser dem Convent berichtete, er wünsche ihm seine Ehrfurcht in Person zu bezeigen, und erwarte seine Befehle. Ein Deputirter trug darauf an, ihn unverzüglich einzulassen; und der General erschien, unter dem Beifallklatschen der Versammlung, und dem Zuruf der Gallerien, von verschiedenen Officieren begleitet, vor den Schranken. Er ist beträchtlich unter mittler Größe, hat ein scharfsinniges, kluges Gesicht, und scheint über funfzig Jahr hinaus. Er hielt folgende Rede, und sah dabei von Zeit zu Zeit auf ein Blatt Papier in seiner Hand.

„Bürger Gesetzgeber, die Freiheit triumphirt überall. An der Hand der Philosophie wird sie die Welt durchlaufen, den Despotismus zermalmen, die Völker aufklären, und sich auf die Thro-

nen setzen. Die Staatsverfassung, die aus Ihren Händen hervorgeht, wird die Grundlage des Glücks und der Verbrüderung aller Nationen. Dies ist der letzte Krieg. Den Tyrannen und Bevorrechteten schlägt ihre frevelhafte Rechnung fehl: sie allein werden das Opfer dieses Kampfes der willkührlichen Gewalt gegen die Vernunft."

„Das Heer, mit dessen Anführung mich das Zutrauen der Nation beehrte, hat sich um das Vaterland verdient gemacht. Als ich am 28sten August zu demselben kam, war es bis auf siebzehntausend Mann zusammen geschmolzen, und durch Verräther, die Strafe und Schande überall verfolgt, in Unordnung gebracht. Doch fürchtete es weder die Menge, noch die Geübtheit, noch die Drohungen, noch die Barbarei, noch das anfängliche Glück der achtzigtausend Despotensklaven. Die engen Durchgänge des Argonner Waldes wurden das Thermopylä, wo diese Handvoll Freiheitskrieger jenem fürchterlichen Heere vierzehn Tage hindurch stolzen Widerstand bewies. Wir waren glücklicher als die Spartaner. Zwei Heere, von gleichem Muth mit uns beseelt, eilten uns beizustehn. Wir vereinigten uns in dem nie zu erobernden Lager von Saint Menehould. Die Feinde verzweifelten, und wagten einen Versuch, der dem Kriegeslauf meines Gehülfen und Freundes Kellermann einen Sieg hinzufügte."

„Im Lager von Saint Menehould bewiesen die Freiheitskrieger andre Soldatentugenden, ohne wel-

che sogar der Muth nachtheilig werden kann: Zutrauen gegen ihre Anführer, Gehorsam, Geduld und Ausdauer. Jener Boden Frankreichs ist dürr, wasser- und holzlos. Deß sollen sich die Deutschen erinnern. Vielleicht befruchtet ihr unreines Blut das undankbare Erdreich, das es tränkte. Die Witterung war regnicht und kalt. Unsre Soldaten waren schlecht bekleidet, hatten kein Stroh zu ihrem Lager, keine Decke, zuweilen zwei Tage hindurch kein Brot: weil die Stellung des Feindes unsre Zufuhren zwang, weite Umwege zu nehmen, durch Nebenstraßen, die immer schlecht sind, und damals durch unaufhörlichen Regen zerrissen waren. Denn ich bin den Oberaufsehern der Lebensmittel und Fütterung die Gerechtigkeit schuldig, zu gestehen, daß sie bei allen Hindernissen, der schlechten Wege, des Regenwetters, und meiner veränderten Stellungen, die ich entweder nicht vorhersehen konnte, oder verhehlen mußte, so viel nur möglich war gethan haben, um nichts fehlen zu lassen; und es ist mir lieb, öffentlich kund zu thun, daß man ihrer Vorsorge die Gesundheit der Soldaten verdanken muß. Nie hab' ich diese unwillig gefunden. Ihrem Singen, ihrer Fröhlichkeit nach zu schließen, hätte man jenes fürchterliche Lager für ein Lustlager halten sollen, wie sie vor diesem der Aufwand der Könige von soldatischen Drathpuppen zusammenbrachte, damit ihre Buhlerinnen oder ihre Kinder eine Augenweide hätten."

„Siegeshoffnung hielt die Freiheitskrieger auf-

recht. Ihre Mühseligkeiten, ihre Enthaltsamkeiten, sind belohnt. Der Feind erlag unter Hunger, Noth und Krankheit. Sein fürchterliches Heer schrumpfte um die Hälfte zusammen. Leichname von Menschen und Pferden bezeichnen seine Spur. Kellermann folgt dieser mit mehr als vierzigtausend Mann. Indessen eil' ich mit eben so starker Macht dem nördlichen Departement, und den unglücklichen aber achtungswürdigen Niederländern und Lüttichern zu Hülfe."

„Ich halte mich nur vier Tage lang hier auf, um mit dem Staatsrathe diesen Winterfeldzug hinlänglich zu verabreden. Auch bedien' ich mich derselben, um Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeugen. Ich darf Ihnen nicht von neuem schwören. Ich will mich würdig erweisen, Freiheitssöhnen zu befehlen, und Gesetze aufrecht zu erhalten, die das oberherrliche Volk durch Ihren Mund sich selbst ertheilen wird."

Als Dumourier zu reden aufhörte, klatschten alle Deputirten und Zuschauer in die Hände, und klatschten verschiedne Male von neuem, ehe der Präsident antworten konnte, wie er endlich in folgenden Ausdrücken that: „Bürger General, die Aufnahme, welche Sie in diesem Augenblick vom Convent erfahren, sagt Ihnen beredter als ich, wie zufrieden er mit Ihren Diensten ist, welche hohe Meinung er von Ihren Talenten und von Ihrer Vaterlandsliebe hegt Fahren Sie fort, Bürger General, fahren Sie fort, die Freiheitskrieger den

Weg des Sieges zu führen; fahren Sie fort, sich mit Lorbeern zu bedecken; fahren Sie fort, dem Vaterlande wohl zu dienen: und Sie werden neue Rechte auf die Erkenntlichkeit des Freistaats erwerben."

„Der Convent ladet Sie und Ihre Waffenbrüder zu seiner Sitzung ein."

Darauf schlug ein Deputirter vor, der Convent möge den Präsidenten bevollmächtigen, Dumouriern zu fragen, was er über den Vorfall mit Dillon denke.

Dies geschah, und Dumourier antwortete, ohne sich zu besinnen: er habe eine Abschrift des bewußten Briefes gelesen, und ihn bloß für eine unschädliche Großsprecherei gehalten, besonders, nachdem Dillon gleich darauf die Hessen äußerst eifrig verfolgt habe.

Nach diesen Worten traten Dumourier und die ihm folgenden Offiziere aus den Schranken in den Saal. Viele Deputirte standen auf, jenen zu bewillkommen, darauf setzte er sich unter sie.

Nun erschienen zwei Offiziere vor den Schranken. Einer von ihnen redete zur Versammlung: Gesetzgeber, der General-Adjutant des nördlichen Heeres überreicht Ihnen eine Standarte, die den Französischen Ausgewanderten unter Feuer und Blut entrissen ward. Sobald die Freiheitskrieger sie erblickten, durchbrachen sie die Geschwader der Verräther, und entrissen sie ihren Händen.

Nachdem der Präsident darauf eine schickliche

Antwort gegeben hatte, bemerkte Vergniaud: Es hingen schon verschiedene dem Despotismus entrissene Fahnen im Saale. Sie wären würdige Ehrenmäler republikanischer Siege, und verdienten folglich wohl, dem Auge der Bürger vorgehalten zu werden. Aber um diese Standarte, fuhr er fort, fochten Feinde ihres mütterlichen Landes, focht eine Meuchelmörder Rotte, welche wir dem Blutgerüste bestimmen. Eine so häßliche Flagge darf Ihnen kein Aergerniß geben. Demnach trag ich darauf an, sie dem Henker auszuliefern, damit er sie öffentlich verbrenne.

Der Vorschlag fand Beifall, und ging durch. Dumourier blieb in der Versammlung, bis sie aufbrach. Er trug Generals-Uniform, blau mit Gold gestickt. Man sagt, er achte weniger auf seinen Anzug, als die Franzosen gewöhnlich thun. In jedem Anzuge aber würde ich den Franzosen in ihm erkennen; denn er besitzt die eigenthümliche Lebhaftigkeit in Blick und Betragen, durch welche die Eingebornen dieses Landes sich auszeichnen. Er soll ein sehr unterhaltender, angenehmer Gesellschafter seyn; dem Vergnügen zwar geopfert, und der Zerstreuung sich überlassen haben, jedoch einer höchst unermüdeten Anstrengung des Leibes und Geistes fähig bleiben, sobald es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert; Vergnügen immer mehr geliebt haben als Geld, und Ruhm mehr als beides. Seine Feinde gestehen ihm zwar großen Scharfsinn zu, und unerschütterlichen Muth, zweifeln aber, ob er frei von Wankelmuth sey. Seine Kriegskunde hat

sich

sich im Laufe des letzten denkwürdigen Feldzuges hinlänglich entwickelt. Hätten ihn nicht sonderbare Umstände zum Oberbefehl erhoben und in Thätigkeit gesetzt, so würde der Mann, welcher mit geringerer Macht die Absichten der berühmtesten Feldherren des Jahrhunderts vereitelte, unbemerkt und Leuten untergeordnet geblieben seyn, denen Geburt ohne Talente, und Alter zu keiner Erfahrung herangereift, so oft das Commando der Heere übergiebt.

Am 13ten Oktober. Die Pariser stolzieren gewaltig über das wunderbare Glück der Französischen Waffen. Die Zurücktreibung der Oestreicher von Ryssel, General Anselme's gelungene Eroberung der Grafschaft Nizza, die Einnahme von Savoyen, Custinens schneller Fortgang am Rheinstrom, und vor allem, der Rückzug der Preußen, sind freilich Ereignisse, die wohl ein minder reizbares Volk als das Französische, zur Eitelkeit verführen könnten.

Dieses hält seine Waffen jetzt für unwiderstehlich, und fängt an, höchst romanhaften Grillen nachzuhängen. Unter allen Fehlern, worin die Menschheit verfallen kann, gewährt Eitelkeit den süßesten Genuß. Vielleicht ist es sogar ein Glück für ein Volk, das sich in einer sonst verdrießlichen Lage befindet, diesen Ersatz zu gewinnen. Sollte aber der Convent gleichfalls davon angesteckt werden, so können traurige Folgen für das Land daraus entstehn. Ich hörte heute verschiedene Aeu-

ßerungen in der Versammlung, und nachher im Gespräch eines Deputirten, mit welchem ich mich einließ, die mich wohl vermuthen lassen, daß die übertriebenen Begriffe, deren ich erwähnte, nicht bloß außerhalb des Conventsaales zu Hause sind.

Das neuliche Waffenglück schreibt man überhaupt der Tapferkeit der Truppen, besonders aber dem Französischen Artilleriecorps zu, wovon man will, daß es an Geschicklichkeit, Einsicht und natürlicher Behendigkeit, alle Kanoniere andrer Nationen übertreffe.

Man hat vorgeschlagen, ein Denkmahl in Varennes zu errichten, um der Nachwelt zu bezeichnen, daß zwei Könige diese Stadt verlassen mußten. Mit der Inschrift dazu: regibus fugatis, ist man zuerst fertig geworden, und macht zugleich die Bemerkung: bald werde jeder Staat ein Varennes aufstellen.

Welcher Spott einen Monarchen trifft, darf darauf rechnen, vom Convent wohl aufgenommen zu werden.

Sogar der Kriegesminister merkt sich das, und übersandte neulich der Versammlung einen aufgefangenen Brief, angeblich aus einer Deutschen Hauptstadt, an einen Deutschen General geschrieben. Der erzählt: das Volk sey gar nicht wohl mit dem Kriege gegen die Franzosen zufrieden, und erfreue sich sehr an einem Sinngedicht dawider, welches Gott den Herrn rühmt, daß er ganz entgegen gesetzter Meinung gewesen, und, um eines gerechten Mannes willen, eine Stadt

verschonen wollen. Der Witzling führte, wie es scheint, die Bibel eben so falsch an, wie die Staatsschriften.

Aber mitten unter diesem Uebermuthe wegen des Glücks gegen auswärtige Feinde, und bei aller ihrer Strenge gegen Monarchen, scheinen die Stellvertreter des Volks zu ohnmächtig, die Unverschämtheit einiger Leute zu bestrafen, die sich in Paris aufhalten.

Der Convent beschloß, die Wahl der Pariser Stadtobrigkeit solle durch Kugeleingabe geschehen. Einige unruhige Köpfe, die den Wahlherren durch den Pöbel Furcht einjagen wollten, mißbilligten dies, und bewogen das Stadtviertel der Französischen Schaubühne, nach alter Weise laut abzustimmen. Der Convent befahl dem Präsidenten und Schreiber des Viertels, diesen Beweis ihres Ungehorsams und ihrer Verachtung vor seinen Schranken zu verantworten. Sie erwiederten die Fragen des Präsidenten in einem Ton, der keinesweges Reue bezeugte. Weil sie aber nur nicht ausdrücklich erklärten, auf ihrem Ungehorsam beharren zu wollen, nahm man mit einer höchst unbedeutenden Entschuldigung vorlieb, und lud beide Verbrecher zur Ehre der Sitzung ein. Ein so schwacher Versuch, sich in Achtung zu erhalten, ermuntert natürlicher Weise zum Ungehorsam. Bujot ergriff diese Gelegenheit, darauf zu dringen, wie nothwendig es sey, daß der Convent eigene Truppen zu seinem Dienst ernenne, um seinen

Beschlüssen Ausführung zu versichern, und die Personen der Deputirten in Schutz zu nehmen.

Gewisse Mitglieder der Versammlung, die nur wichtig sind, weil der Pöbel sie begünstigt, machen sich gefaßt, diesen Vorschlag zu hintertreiben. Da aber die Mehrheit dafür ist, glaubt man jenen Widerstand bald zu überwältigen.

Am 14ten Oktober. Als ich heute Morgen im Convent saß, wurden plötzlich Kanonen abgefeuert. Die Deputirten, welche eben so wenig als ich wußten, warum dies geschah, fuhren darüber etwas zusammen.

Sonst freilich hörte man dergleichen Geräusch nur, als Verkündigung eines Sieges, oder irgend einer andern Ursache öffentlicher Freude, so daß man sich bei demselben bloß fröhlichen, angenehmen Empfindungen überließ. Jetzt machte es auf mich einen ganz verschiedenen Eindruck. Die Schüsse, welche man vernahm, als die Königliche Familie am 10ten August in der nämlichen Loge saß, drängten sich sogleich meiner Erinnerung auf. Daran schloß sich unzertrennlich der Gedanke an den abscheulichen 2ten September, an den Schrekkenston, mit welchem drei Tage und Nächte dauernden Blutvergießens und Gemetzels begannen.

Doch verschwanden diese unangenehmen Betrachtungen, als ich erfuhr, man löse die Kanonen zur Einweihung der beschlossenen Feier des Waffenglücks der Republik in Savoyen.

Sogleich verließ ich den Convent, und ging

durch den Garten der Tuilerien nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten, der jetzt Revolutionsplatz heißt.

Eine Bildsäule, mit den Sinnbildern der Freiheit, stand auf dem Fußgestelle, welches sonst Ludwig den Funfzehnten zu Pferde trug. An der Ost- und Westseite des Fußgestells las man die Inschrift: Französischer Freistaat, 1792. An der Südseite: Montesquiou's Einzug in Chambery, Hauptstadt von Savoyen. An der Nordseite: Anselme's Einzug in die Grafschaft Nizza und Montalbano.

Eine große Schaar Nationalgarden, nebst vielen bewaffneten Bürgern aus allen Pariser Sektionen, zog mit fliegenden Fahnen in Reih' und Gliedern nach dem Platze.

Eine Deputation des Convents, und eine Deputation des Pariser Stadtraths, befanden sich auf einem Amphitheater, welches zu diesem Behuf in der Nähe der Bildsäule errichtet war. Viele Savoyarden beiderlei Geschlechts, und von allen Ständen, hielten sich Paarweise an der Hand, und gingen mit allem Anschein der Fröhlichkeit, ein Trupp Musik vor ihnen her, durch zwei lange Reihen Pikenbewaffneter, nach dem Platze, wo sie der freudige Zuruf einer unermeßlichen Anzahl Zuschauer empfing. Alle Fahnen und Paniere der verschiedenen, auf dem Platze versammelten Regimenter umgaben die Bildsäule der Freiheit. Darauf spielte ein zahlreiches Musik-Chor den Gesang der Marseiller; einige aus-

erlesene Sänger sangen dieses Lieblingslied, und die meisten der auf diesem großen prächtigen Platze zusammengedrängten Anwesenden stimmten in den Chor. Darauf wurden die Kanonen mehrmals abgefeuert, und während der Pausen erscholl die Luft vom allgemeinen Geschrei: Es lebe die Republik!

Dey Marseiller Gesang wird jeden Abend in jedem Pariser Schauspielhause gefordert, und mit außerordentlichem Entzücken angehört.

Gestern Abend besuchte ich ein Singspiel: die Matrone von Ephesus. Das Haus war ziemlich angefüllt; aber die Zuschauer sahen ganz anders aus, als ich sie vor der Revolution bei solchen Gelegenheiten zu erblicken gewohnt war.

Noch beweisen die Frauenzimmer in ihrem Anzuge Geschmack und einige Nettigkeit; die Männer aber sind gemeiniglich äußerst einfach gekleidet. Im Parquet saß ein Mann neben mir, von ansehnlicher Länge, dem Anscheine nach zwischen sechzig und siebzig Jahr alt, in einen dunklen Ueberrock gehüllt. Als er wegging, sagte man mir, dies sey Admiral d'Estaing, der im letzten Kriege Oberbefehlshaber der Französischen Land- und Seemacht in Amerika und Westindien war.

Während jenes Krieges war das Publikum besser mit ihm zufrieden, als seit der Revolution.

Er stand im Oktober 1789 an der Spitze der National-Garden zu Versailles, als Pariser Pöbel in den dortigen Pallast brach, einige von der

Leibwache ermordete, und viel schändliche Frevel verübte,

D'Estaing machte zu gleicher Zeit den Freund der Revolutionsgrundsätze, und den eifrigen Höfling,

Ist die Verfassung eines Volkes mit der Zeit herangereift, genießen die Bürger sowohl den Segen einer Freiheit, welche ihrer Vorfahren Muth erkämpfte, als die Ruhe, welche eine monarchische Staatsverwaltung gewährt; so ist Freiheitsliebe nicht bloß verträglich mit Anhänglichkeit für den Monarchen, sondern eine dieser Empfindungen verstärkt die andre, so lange der Monarch den Grundsätzen der Verfassung gemäß regiert.

Bei einem Volke aber, dessen Verfassung die Freiheit erst kürzlich, auf Kosten des Monarchen, eingepfropft worden, ohne noch genießbare Frucht getragen zu haben, ist der Fall verschieden. Kampf und Erhitterung zwischen denen, welche die Veränderung einführten, und denen, die sich ihr widersetzten, stehen in zu frischem Andenken; noch herrscht gegenseitiges Mißtrauen, und Empfindlichkeit über gegenseitige Beschwerden; und wer es mit beiden Partheien halten will, wird keiner Vertrauen gewinnen.

D'Estaing hat an den neulichen Händeln keinen Theil genommen, scheint unbemerkt leben zu wollen, und ist bis jetzt ungestört geblieben.

Am 1sten Oktober. Der Adel ist so häufig ausgewandert, daß man in Paris selten ei-

nem Manne von Stande begegnet, besonders keinem, der einen vorzüglichen Posten in der alten Staatsverwaltung bekleidete. Wagt aber ja ein solcher, in Frankreich zu bleiben, so findet er vielleicht mehr Sicherheit in Paris, als in einer Provinzstadt. In der Hauptstadt fehlt es nie an Macht, einseitigen zufälligen Aufruhr zu unterdrücken, wenn nur die Obrigkeit diese Macht aufbieten und geltend machen will. In Dörfern und Provinzen aber kann eine Empörung ausbrechen, welche die Obrigkeit, trotz allem guten Willen, nicht beizulegen vermag.

Ungegründeter Argwohn, böslich erfundene und verbreitete Verläumdung, dürfen einige Schwärmer wüthend machen; und der Kopf des Mannes, gegen den sie gerichtet sind, schwebt auf einer Pike, ehe die Obrigkeit Mittel findet, ihn zu schützen.

Seine Unschuld wird zu spät offenbar. Jedermann bedauert sein Schicksal; entschuldigt aber auch die Mörder, weil der edelste aller Irrthümer, übertriebener Eifer für das Wohl ihres Vaterlandes, sie irre führte. Das Wort irre dient bei allen solchen Gelegenheiten zum Deckmantel; und so bleibt es dann auch nur so lange ruhig, bis neuer Argwohn und neue Verläumdung neuen Mord veranlassen.

Man verlas im Convent die Bittschrift einer Schwertfegerswittwe zu Charleville. Es ging das Gerücht, ihr Mann habe dem Feinde Waffen geliefert. Sogleich stand das Volk auf, und schlug ihm, in der ersten Heftigkeit so genannter Bürgertugend,

den Kopf ab. Bald nachher ward der Ungrund des Gerüchts, und die unverrückte Vaterlandsliebe des unglücklichen Schwertfegers, offenbar. Einige Deputirte schauderten vor dieser Nachricht zurück; einer aber bemerkte sehr kaltblütig: das Verfahren der Charleviller Einwohner gehe ihm sehr nahe; fügte jedoch die sehr scharfsinnige Betrachtung hinzu: die besten Menschen könnten sich irren.

Die Franzosen sind freilich sehr geneigt, einzelne Personen anzuklagen; aber die Unterthanen des unumschränktesten Despoten können nicht mehr auf ihrer Hut seyn, keinen Hochverrath zu äußern, als sich jene fürchten, etwas zum Nachtheil des Volks zu reden. Nie schmeichelte eine Nation so sehr dem Eigensinne ihres Tyrannen, als Frankreich dem eigensinnigsten und blutdürstigsten aller Tyrannen, dem oberherrlichen Volke.

Einige der neulich errichteten Pariser Bataillone bezeigten sich erträglich gehorsam, so lange sie in der Hauptstadt von den Nationalgarden aller Stadtviertel umgeben waren; ließen sich aber, nachdem sie weiter zogen, große Unordnungen zu Schulden kommen. Als die erste Division der Pariser Gens d'armes zu Fuß in Cambray einrückte, brach sie das Stadtgefängniß auf, und gab allen Gefangenen die Freiheit, einen einzigen ausgenommen, dem sie, ihrer Weisheit nach, rechtmäßiges Gefängniß zuerkannte. Nachdem die Truppen die Stadt verlassen hatten, ließ

die Stadtobrigkeit alle erlösten Gefangenen wieder einsperren. Aber die zweite Division, welche Tages darauf einrückte, erbrach ihre Kerker von neuem, und enthauptete den Unglücklichen, den ihre Waffenbrüder darin ließen, als sie alle übrigen Gefangenen in Freiheit setzten. Auch brachte sie einige ihrer Offiziere ums Leben, die ihrer Wuth Einhalt thun, und sie zur Ruhe verweisen wollten. Ein mit Belägen versehener Bericht über diesen bedenklichen Vorgang ward im Convent verlesen, und sogleich an den Kriegsausschuß verwiesen. Wohl aber muß man zweifeln, ob jene Mörder wirklich zur Strafe gezogen werden dürfen, da Marat fortfährt, jedes vom Pöbel oder Soldaten verübte Verbrechen dieser Art zu bemänteln, und gleichsam zu rechtfertigen. Hat der Convent weder Macht noch Willen, Marats Zeitschrift zu unterdrücken, und den Schreiber zu bestrafen: wie darf man hoffen, daß er dem Blutvergießen und der Gesetzlosigkeit abhelfen, oder vorbeugen könne, zu denen dieser Mann, durch Rede und Schrift, so vieles beiträgt?

Am 16ten Oktober. Der Ausschuß welcher der Einrichtung des Lagers und der Verschanzungen bei Paris vorsteht, that gestern dem Convent einige Vorschläge. Sie wurden nicht genehmigt. Ein Deputirter sagte: die jämmerliche Posse der unnützen Vorsicht habe schon zu lange gespielt; und trug darauf an, diesen Arbeiten so-

gleich ein Ende zu machen. Dies ward, nach kurzem Widerspruch, beschlossen.

Jetzt hält man alle Vertheidigungs-Maaßregeln für überflüßig, und spricht von nichts als Angriffen, Rache gegen die Feinde, und Behauptung republikanischer Würde.

Läge aber auch Würde darin, gegen die gewaltigen Mächte, die in das Land brachen, einen etwas hohen Ton anzunehmen; so äußert sich diese Würde sicherlich nicht dadurch, daß man seinen schwächsten Nachbar gebieterisch anfährt. Doch scheint dieser Geist der Herrschsucht im Betragen des Convents gegen Genf zu sehr hervor, dessen Bürger so viele Jahre hindurch glücklich gewesen sind, daß sie einen hinlänglichen Beweis abgeben können, die Wohlfahrt der Unterthanen hange von der Ausdehnung des Staatsgebietes nicht ab. Man betrachtete Genf als eine Pflanzschule der Freiheit; und lange behauptete es eine Unabhängigkeit, welche ihm die Tapferkeit seiner Bürger erfocht, durch die Weisheit seines Raths, dessen kluges Betragen Frankreich füglich nachahmen dürfte, wenn seine Republik so lange bestehn soll wie die Genfer.

Einige Conventsdeputirte finden es beleidigend, daß Genf neulich für gut gefunden, von Bern und Zürch den Beistand zu begehren, auf welchen es, nach obwaltenden Verträgen, in seiner dermaligen Lage ein Recht hat.

Wäre auch Frankreich nicht in Savoyen eingefallen, so legte die Verwirrung, worin sich jenes

Land befand, die Ausschweifungen, denen sich das Französische Heer, gegen die Befehle des Pariser Convents, an verschiedenen Orten überließ, der Republik Genf die Pflicht auf, jede nützliche Vorkehrung zu treffen, um die Stadt vor einem unvermutheten Angriff zu decken. Der Convent mochte ihr so geneigt seyn wie er wollte; niemand konnte Genf einen Freibrief geben, daß nicht eine Schaar Vaterlandsfreunde, irgend ein unabhängiger Theil des oberherrlichen Volks, die Hand darauf lege, ohne den Convent zu befragen. Noch nothwendiger wurden Sicherheits-Vorkehrungen, als Frankreich dem Könige von Sardinien Krieg ankündigte, und ein Französisches Heer bereit war, in Savoyen einzufallen. Nun konnten zwei Heere den Besitz von Genf zuträglich finden; also war es nöthig, um eine strenge Neutralität zu beobachten, gegen beide auf seiner Hut zu seyn. Deswegen nahm die Republik Genf sechzehnhundert Jäger von Bern und Zürch in seine Ringmauern auf. Die Vereinigung dieser Macht mit den Stadtsoldaten, konnte wohl die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall schützen; nicht aber als eine feindselige Handlung gegen Frankreich angesehen werden: wäre auch nie vorher ein Vergleich zwischen Genf und den Schweizer Cantonen geschlossen worden, der jenem erlaubt hätte, dieser Beistand aufzurufen.

Alle Europäischen Mächte erkennen Genf für einen unabhängigen Staat. Es scheint ein Wider-

spruch, wenn man einem Staate Selbstregierung und Unabhängigkeit zugesteht, und ihm doch nicht erlauben will, den natürlichen Gebrauch von beiden zu machen, und eine neutrale Macht aufzufordern, ihn in Behauptung strenger Neutralität zu schützen.

Der Convent aber schien sich dieses Widerspruchs schuldig zu machen, und bewies zu gleicher Zeit unschicklichen Uebermuth. Denn als ihm gestern die Erklärung des Genfer Staatsraths vorgelesen ward, ging er verächtlich zur Tagesordnung über, und billigte das stolze Betragen seiner Commissarien gegen diesen Staat. Dies stimmt nicht gut zu dem klugen friedlichen Inhalt der von der ersten Nationalversammlung abgefaßten Beschlüsse, und läßt die Behauptung der Revolutionsfeinde Glauben finden: die Begegnung, welche Genf von der neuen Republik erfahren, sey ein Vorspiel derjenigen, die allen benachbarten Staaten bevorstehe.

Ein Monarch, besonders ein unumschränkter Monarch, kann sich durch Eitelkeit, Geld oder Ehrgeiz verleiten lassen, sein Gebiet durch Krieg oder Eroberung zu vergrößern. Die Eitelkeit, oder der Geiz, eines Privatmannes in Paris, Lyon, Marseille mag von der Hinzukunft neuer Provinzen wenig Genuß erwarten. Jetzt ist Frankreich eine Republik. Also ist der ehrgeizige rastlose Königssinn, ist die verderbliche Quelle verzehrt, welcher die übrigen Europäischen Staaten fast alle Kriege

beider letzten Jahrhunderte zuschrieben. Ist nun diese neue Verfassung anerkannt und festgesetzt, so mag man dauernden Frieden und Ruhe erwarten.

Das klingt, ohne Erfahrung zu Rathe zu ziehen, wahrscheinlich genug. Unglücklicher Weise aber lehrt die Weltgeschichte: republikanische Staaten waren eben so begierig nach Eroberungen, eben so rastlos ehrgeizig, als irgend ein Monarch, von Alexander bis auf Ludwig den Vierzehnten. Und schon zeigt die neue Republik Frankreich eine Stimmung, die nicht erwarten läßt, die Philosophie, welche sie als ihre Mutter rühmt, habe ihr mehr Mäßigung eingeflößt, als ihren Vorgängerinnen.

Jede gewaltthätige Handlung, die sich nicht auf Gerechtigkeit gründet, ist an sich selbst empörend; aber besonders unwillig ward ich, daß gerade meine alten Freunde, die Bürger von Genf, so behandelt wurden.

Wohl kann man sich nicht entbrechen, die Festigkeit des Convents zu ehren, wenn man betrachtet, daß er die Unabhängigkeit des Reichs gegen einen mächtigen Bund vertheidigt, und vor dem Gedanken nicht zurückbebt, alle Europäischen Mächte dürften sich gegen ihn vereinigen. Sieht man aber, wie er mit hochmüthiger Ungerechtigkeit einem benachbarten Volke begegnet, das sich weder vertheidigen, noch Gleiches mit Gleichem vergelten kann, und nur durch Talente und Tugenden ehr-

würdig ist, so erregt das Betragen des Convents ein ganz verschiedenes Gefühl.

Am 16ten Oktober. Heute bewies der Convent mehr Mäßigung gegen den Freistaat Genua, als er gegen Genf bezeigte: obwohl sich ohne Mühe viele Ursachen angeben ließen, warum er vielmehr letzteres begünstigen sollte.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten berichtete: In einem Streit, welcher im Hafen von Genua zwischen einigen Venezianischen Soldaten und der Mannschaft der Französischen Fregatte Juno entstanden sey, wäre die Flagge der Fregatte nieder und in Stücke gerissen. Darauf hätte der Rath von Genua die Venezianer eingekerkert, und verurtheilt, nicht eher loszukommen, bis sie der Fregatte eine neue Flagge geschafft hätten. Wie der Minister vernehme, hätten die Französischen Matrosen den Streit angefangen; also trüge er darauf an, der Convent möge diese Sache keiner weiteren Betrachtung würdigen, und sich mit der Entscheidung des Genuesischen Raths begnügen.

Einige Deputirten wären anderer Meinung. Unter der alten Verfassung, meinte einer, würde man die Entscheidung des Genuesischen Raths für genugthuend gehalten haben. Damals hätten Fürsten, Fürstliche Buhldirnen und Fürstenknechte Befehlshaberstellen über Kriegesschiffe verschenkt, und solchen Leuten ertheilt, die eben so leichten Gehalts gewesen wären, als ihre Gönner. Jetzt sey Frank-

reich eine Republik geworden, worin man nur durch Talente, Fleiß und männliche Tugenden zu Beförderungen oder wichtigen Bedienungen gelange. Also müßte man besonders jetzt, da die Freiheit gerade im Triumphiren sey, auf eine größere Genugthuung dringen.

Wie ich merke, erwarten viele Leute, daß seit der am 20sten September in Frankreich eingeführten neuen Ordnung der Dinge, alles wesentlich besser im Land- und Seedienst werden müsse.

Es wird sich bald bewähren, ob die rauhen Eigenschaften eines Republikaners bessere Offiziere bilden, als der Geist des Edelmuths, und das zarte Gefühl von Ehre, wodurch sich, Trotz aller Weichlichkeit und allem Verderbniß, der Französische Adel von jeher unterschied.

Ueber das wahrscheinliche Schicksal des Königs habe ich mich häufig mit Deputirten besprochen, denen man im Convent großen Einfluß zutrauet. Sie scheinen überzeugt, die Mehrheit der Versammlung, mit Einschluß der achtbarsten Mitglieder, sey geneigt ihn zu verbannen, und gebe sich Mühe, jeden Vorschlag zur Eröffnung seines Prozesses aufzuschieben, bis das Volk kalt genug geworden sey, einen solchen Ausspruch gut zu heißen, welches, wie sie fürchten, jetzt noch nicht der Fall ist. Man glaubt, folgende Bemerkung eines Deputirten habe großen Eindruck auf den Convent gemacht: Carl der Erste hatte Nachfolger; die Tarquinier bekamen keine.

Man

Man erschrickt vor dem Gedanken, daß eine richterliche oder gesetzgebende Versammlung, die man oberherrlich nennt, die keine andre Rücksicht zu nehmen haben sollte, als Gerechtigkeit und Staatswohlfahrt, in einer dem Reiche und ihrem Gewissen so wichtigen Angelegenheit irgend einem Zwange unterworfen sey.

So weit jedoch mein Auge reicht, wünschen die wirklichen Pariser Bürger, die eigentliche Bürgerschaft, keinesweges den Tod des Königs. Versteht man aber unter Volk, den verworfnen unnützen Pöbel der Vorstädte, und die Lumpen, die sich dingen lassen, auf öffentlichen Plätzen umher zu schreien; wodurch wird es wahrscheinlich, daß die jemals kalt werden, oder sich irgend einen Ausspruch gefallen lassen, den ihre Dinghern, oder ihr eigner wilder Sinn ihnen nicht angeben?

Noch heute hatte ich im Convent Gelegenheit zu beurtheilen, wie wenig man den Hoffnungen oberwähnter Deputirten vertrauen dürfe. Der vorliegende Fall hatte nicht die entfernteste Beziehung auf den König, als ein Deputirter den Rednerstuhl bestieg, und sagte: Ich erinnere den Convent an eine wichtige Pflicht gegen das Vaterland, welche er zu lange verschiebt, an den Prozeß gegen Ludwig Capet. — So nennt man den König gewöhnlich. — Ich verlange, daß ein Tag zu seinem Prozeß anberaumt werde, damit

das Blut des Verräthers die der Nation zugefügten Beleidigungen büße.

Also galt dem Sprecher Prozeß für Hinrichtung. Er heißt Hardi, wie ich höre, und ist Deputirter des Departements der Nieder-Seine. Der junge Mann sieht wohl aus, und seine grausame Gesinnung widersprach dem Ausdruck seines Gesichts. Dies veranlaßte viel ungemäßigte aberwitzige Ausdrücke andrer Deputirten, welche den Antrag auf den Prozeß unterstützten, worunter sie gleichfalls Hinrichtung verstanden. Einer sagte: die Geister der am 10ten August vor dem Pallast gefallenen Freiheitsmärtyrer riefen um Rache gegen den meineidigen Ludwig. Und als ein anderer bemerkte: man müsse Aktenstücke zum Beweise der Verrätherei des Königs drucken lassen, und den Deputirten mittheilen; es werde folglich beträchtlich viel Zeit erfordern, ehe man zum Urtheile schreiten könne; behauptete ein Dritter: Ludwig Capet kann nicht als König betrachtet werden, weil die königliche Würde in Frankreich abgeschafft ist. Was ist er denn? Je nun, ein bloßer Privatmann, den man eingezogen hat, um ihm den Prozeß zu machen. Nun aber sagt das Gesetz ausdrücklich, wer eines Gesetzes wegen eingezogen ist, soll innerhalb vier und zwanzig Stunden nach seiner Gefangennehmung vor den Richter gebracht werden. Folglich hat der Meuchelmörder Ludwig bereits zu lange gesessen, und

sollte so bald als möglich vor seine Richter gebracht und gestraft werden.

Bei diesen und andern Gelegenheiten verdoppelten, wie ich beobachtete, die Leute auf den Galerien ihr Beifallklatschen, bei jeder grausamen Aeußerung, bei jedem heftigen Vorschlage. Die, welche sich bei der Menge in Gunst setzen wollten, schienen dadurch aufgemuntert, mit neuen, immer heftiger werdenden Maaßregeln hervor zu treten. Doch war diese Debatte nicht vorbereitet; wenigstens schien sie eine zufällige Veranlassung zu haben.

Rühl, Deputirter des Niederrheinischen Departements, der so eben von Strasburg gekommen war, berichtete dem Convent: er sey auf seinem Wege einem Haufen Dragoner vorbei gefahren, welcher dreizehn Ausgewanderte nach Paris führe, die man an den Gränzen bewaffnet gefangen nahm. Er fürchte, diese unglücklichen Menschen liefen Gefahr, gleich bei ihrer Ankunft vom Volke umgebracht zu werden, und halte für seine Pflicht, es dem Convent anzuzeigen, damit man sogleich Vorkehrungen zu ihrer Sicherheit treffen könne, bis richterlich über sie entschieden sey. Ob Rühl der Ausgewanderten erwähnte, um den Convent vom Prozeß gegen den König abzuführen, weiß ich nicht; aber seine Rede hatte auf eine Zeitlang diese Wirkung, indem man über die Ausgewanderten debattirte. Damit schien ein anderer Deputirter übel zufrieden, und rief dazwischen: Es giebt einen ärgeren Verbrecher, als

alle Ausgewanderten zusammen genommen, dessen Prozeß noch weniger aufgeschoben werden darf. Ludwig den Sechzehnten mein' ich. Ihn fordr' ich vor den Richterstuhl!

Dergestalt fing die Debatte über den Prozeß von neuem an, und wüthete bald so gewaltsam wie vorher. Man überließ sich so harten, gefühllosen Aeußerungen, daß ein Zuhörer glauben konnte, die Herzen der Streiter wären Flintensteine. Sie schlugen solche Funken aus einander, und erregten ein so starkes gegenseitiges Feuer, daß ich erwartete, man würde auf der Stelle einen heftigen Beschluß fassen.

Unter vier Augen, oder in sehr kleiner Gesellschaft, sind die Franzosen beinahe so gesetzt, und in der Regel artiger, als ihre meisten Nachbarn; aber eine zahlreiche Versammlung von Franzosen fällt immer unruhig aus.

Darauf erhob sich Barbaroux von Marseille, und es gelang ihm, der Debatte ein Ende zu machen. Der Grund, wodurch er dieses bewirkte, gereicht denen, die sich dadurch bewegen ließen, nicht zu sonderlicher Ehre. Barbaroux fing damit an: Der Convent habe allerdings das Recht, kraft seiner vom Volke übertragenen Vollmacht, den König zu richten. Er verweilte eine Zeitlang bei diesem Beweise, und setzte darauf hinzu: Aber ganz Europa erwartet, wir werden ein so wichtiges Geschäft mit aller möglichen Klugheit und Ueberlegung vornehmen; — Hier fing die Gallerie

etwas an zu murren — Denn, sprach der Redner mit lauterer Stimme, vielleicht sind Ludwig und Maria Antonia nicht die einzigen Verbrecher, die unter dem Schwerte der Gerechtigkeit erliegen müssen.

Kaum brachte er diesen Satz zu Ende, so verwandelte sich das angefangene Murren in beifälliges Jauchzen. So behaglich war die Versicherung, daß dem Könige und der Königin nicht nur der Prozeß gemacht, daß sie auch verurtheilt und hingerichtet werden, und verschiedene andere mit ihnen ein gleiches Schicksal haben sollten: daß man sich einen Aufschub gefallen ließ, der vielleicht sonst nicht Statt gefunden hätte, und vor der Hand alles war, worauf die gemäßigte Parthei des Convents, die ein weiteres Verfahren gegen den König für ungerecht und unweislich hält, antragen, oder mit einigem Grunde hoffen durfte.

Am 17ten Oktober. General Dumourier ist heute früh weggereist, um den Oberbefehl des Heeres gegen Oestreichisch-Brabant zu übernehmen. Vor etlichen Abenden begab er sich mit einigen seiner Offiziere, in die Jakobiner-Sitzung. Ein Französischer Heerführer handelt klüglich, einer Gesellschaft, die so großen, ausgebreiteten Einfluß besitzt, auf diese Art seine Achtung zu bezeugen. Er redete sie folgender Maaßen an: Bürger, ihr habt die Geschichte des Despotismus zerrissen, ihr habt Frankreich gerettet. Die Freiheit

hat den Kampf, welchen ihr für sie bestandet, den Herzen aller guten Franzosen eingegraben. Wir ziehen jetzt hin, zu enden, was ihr begannt. Wir erfüllen eure Erwartung, oder sterben im Bestreben. Danton, zeitiger Vorsitzer, erwiederte darauf: Bürger General, als Lafayette entfloh, verzweifelten Sie nicht an dem Heil der Republik. Sie richteten das Heer wieder auf, das durch Verrath und Zwist entkräftet war. Sie schlugen mit wenigen Kriegern die zahlreichen Tyrannen-Schaaren zurück. Sie machten sich um Ihr Vaterland verdient. Unter Ihrer Anführung wird die republikanische Pike den königlichen Scepter zertrümmern, und die Freiheitsmütze das Diadem zu Boden drücken. Wir sind Ihre Brüder und Freunde. Ihr Nahme soll in unserer Geschichte glänzen. — Mehrere andre Mitglieder sprachen zu Dumouriers Lobe, der sich endlich, von dem Beifalle der Gesellschaft begleitet, nach Hause begab.

Heute war ich im Jakobiner-Club, und bei einem ganz verschiednen Auftritte gegenwärtig, dessen man sich, so bald nach dem eben beschriebenen, nicht versehen sollte.

Erst muß ich eines Vorfalls gedenken, der sich etwa acht Tage vor der Ankunft des Generals in Paris ereignete.

Dumourier berichtete dem Convent: die Pariser Bataillone, Mauconseil und das republikanische, hätten ein Verbrechen begangen, welches der

Französischen Nation Schande mache, indem zu Rethel, im Departement der Ardennen, vier Preußische Ausreißer von ihnen umgebracht wären. Dem Kriegsminister legte er die nähern Umstände dieses empörenden Mordes vor. Ein Brief des Generals Chazot an Dumourier, der sie erzählte, ward im Convent abgelesen. Die vier Ausreißer waren Dragoner, welche von den Preußen nach Rethel übergingen, und sich bei den Franzosen anwerben ließen. Einige Soldaten, die zu oberwähnten Bataillonen gehörten, trafen die Neuangekommenen in einer Schenke, fingen Händel mit ihnen an, schimpften sie Verräther ihres eigenen Vaterlandes, warfen sie auf die Straße, und drohten, ihnen den Kopf abzuschlagen. Chazot, der in der Stadt war, hörte davon, und sandte Befehl, die Leute zu beschützen. Jetzt aber waren die meisten Soldaten beider Bataillone zusammen getreten, und stärker, als eine Macht, die der General gegen sie aufbieten konnte. Seine Boten konnten daher bei den Aufrührern nichts bewirken, als das Versprechen, die Ausreißer vor den General zu führen. Wie dies geschah, bot er Gründe und Ueberredungen auf, (andre Mittel waren nicht in seiner Hand) die tollen Empörer zu bewegen, der Ausreißer zu schonen. Aber dies gelang ihm so wenig, daß einer der Bösewichter rief: Will der General nicht wie wir, so hilft man ihm aus der Welt!

Als Chazot fand, daß seine Vorstellungen jene

immer rasender machten, drang er durch den Haufen, erreichte eben noch sein Pferd, und ritt davon. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurden die unglücklichen Ausreißer in Stücken gehauen.

Diese abscheuliche That ist fast eben so unsinnig als grausam. Eine Bemerkung welche sich mit Recht bei vielen Thatsachen machen läßt, die sich seit dem 10ten August in diesem Lande ereignen. Einigen derselben, die sich am wenigsten rechtfertigen lassen, hätte gewöhnliche Klugheit vorbeugen sollen, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, oder Menschlichkeit, welcher keine Klugheit zur Seite gestanden hätte. Dieser abscheuliche Frevel vereitelte die Hoffnung, das Preußische Heer durch Ausreißung zu schwächen, welche dem Convent so theuer gewesen war, daß er jedem Ausreißer vom Preußischen Heer zum Französischen, einen Gnadengehalt von hundert Livres ausgesetzt hatte; und vernichtete nicht nur jede Erwartung dieser Art, sondern auch jede Hoffnung der Gnade und Schonung für den Franzosen, der in Preußische Hände fallen würde.

— Nach meiner Rückkunft nach England versicherte man mir, es wären viele Deutsche in das Französische Lager von Saint Menehould übergegangen, und die Besorgniß, daß ihrer noch mehr werden möchten, habe den Anführer der Deutschen hauptsächlich bewogen, sich zurück zu ziehn; wiewohl er aus dieser Ursache ein großes Geheimniß mache. Man bedarf aber einer solchen Angabe nicht,

um jenen Rückzug begreiflich zu finden; also habe ich die Bemerkungen, welche man mir in Paris darüber mittheilte, oben unverändert stehen lassen. —

Zur Versöhnung dieses Frevels, und zur Ehrenrettung seines Heers, befahl Dümourier dem General Beurnonville, einige Mannschaft mit Feldstücken gegen beide Bataillone ausrücken zu lassen, und ihnen anzudeuten, daß sie sogleich die Waffen niederlegen, und sich ergeben, oder zusammen geschossen werden sollten. Sie ergaben sich. Man sandte ihre Fahnen an ihre Stadtviertel, nahm ihnen Waffen und Uniform, und schickte die Leute, in dieser schmälichen Verfassung, nach Paris, um den Willen des Convents zu vernehmen.

Hernach ergab sich: die unglücklichen Ermordeten wären keine gebornen Preußen, sondern Franzosen gewesen, die, vor der Revolution in Preußischen Diensten, jetzt die erste Gelegenheit ergriffen hätten, zu ihren Landsleuten zurück zu kehren.

Als Marat dieses erfuhr, schrieb er in seiner Zeitschrift Anklagen gegen den General, und Rechtfertigungen der Mörder, und klebte sie an die Straßenecken. Jenen nannte er einen Wollüstling, einen alten Hoflakayen, und, um alles Böse mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, einen Aristokraten. Diese hießen ihm würdige Männer voller Vaterlandsliebe, welche sie antrieb, dem Henker, dem die Nacken der vier Verräther ja immer gewidmet waren, um einige Stunden zuvor zu kommen. Dümourier, Cha-

zot, und andre, schreibt er, verläumden diese unschuldigen Bataillone, um die Pariser Bürger, besonders den Pariser Gemeinderath, welchem Frankreich die Revolution des zehnten Augusts verdankt, dem Lande verhaßt zu machen. Die vier Ausreißer waren keine Preußen, wie Dümourier fälschlich vorgiebt, sondern ausgewanderte Franzosen, die man in Waffen betraf, die daher von den vaterlandsliebenden Bataillonen mit Recht zum Tode verurtheilt wurden.

Gleichfalls beschuldigte er Dümouriern: dieser habe die Deutschen aus Frankreich entwischen lassen, anstatt ihr Lager zu erstürmen, und sie zu zwingen, ihre Waffen nieder zu legen. Auch habe er sein eignes Heer zu dieser bedenklichen Zeit verlassen, um mit Schlemmern und Operndirnen zu schwelgen.

Ich erstaunte nicht wenig, als Marat die Rednerbühne der Jakobiner bestieg, und diese Anklagen wiederholte. Er zwar ist zu allem frech genug; was mir aber nicht minder wunderbar schien, waren die Geduld und der Beifall, womit man ihm zuhörte. Der Saal war gedrängt voll, und es gehn eine Menge Menschen hinein. Wenn Marat auf der Rednerbühne steht, trägt er den Kopf so hoch wie möglich, und will sich gern das Ansehn der Würde geben. Das gelingt ihm freilich nicht; aber es ist zum Erstaunen, wie er unter allen lauten Aeußerungen und Zeichen des Hasses und Ekels, womit man ihn belegt, so außerordentlich zufrieden mit sich selbst scheinen kann. Es fällt ihm nie ein, furcht-

sam oder nachgiebig auszusehn; und mir schien es immer, als blicke er, verächtlich oder drohend, von der Bühne auf die Versammlung herab.

Er spricht in einem hohlen krächzenden Ton, mit Nachdruck der ihm nicht gerathen will, so daß man über die Zwerggestalt oftmals lachen würde, wenn des Mannes Gemüthsart und Aeußerungen etwas anders hervorbringen könnten, als Entsetzen.

Er sprach lange von der Schuld der Ermordeten, von der Unschuld der Mörder, von dem grausamen Dümourier, und berichtete darauf der Gesellschaft, er habe es für seine Pflicht gehalten, den General selbst zur Rede zu stellen, um ihm zu erlauben, sein Betragen gegen diese beiden verdienten Bataillone nach Möglichkeit zu entschuldigen. Die Umstände dieser Heimsuchung, welche am Abend vor Dümouriers Abreise von Paris Statt gefunden, erzählte Marat weitläuftig her. Er war nemlich mit zwei Conventsdeputirten bei ihm gewesen. Einen davon nannte er, glaube ich, Bentabolle; den Nahmen des andern hab' ich vergessen. In Dümouriers Wohnung erfuhren sie, der General befinde sich im Theater des Varietés, und werde zu Nacht nicht zu Hause speisen. Eine Menge Kutschen und glänzende Erleuchtungen, fuhr Marat fort, deuteten uns an, wo dieser Sohn des Mars mit den Söhnen und Töchtern der Thalia zechte. Vor dem Hause und im Hause fanden wir Soldaten. Wir gingen durch verschiedne Zimmer voller Pikenirer, Musketirer, Dragoner, Husaren, dem kriegerischen Ge-

folge des Generals, und gelangten endlich in einen großen, mit Gesellschaft angefüllten Saal, vor dessen Thür Santerre, Befehlshaber der Pariser Garden, Lakayen- oder Ceremonienmeister Dienste verrichtete. Er meldete mich mit lauter Stimme. Das that mir leid. Denn nun konnten sich Leute verstekken, die ich gern überrascht hätte. Doch sah ich einige, deren ich erwähnen will, um den Zusammenhang der herrschenden Conventsparthei besser ins Licht zu setzen, und der Welt bekannt zu machen, wer die Staatsgaukler sind, mit welchen der Befehlshaber unsrer Heere am genauesten verbunden ist. Der Nationalgarden-Offiziere, Adjutanten und anderer, die dem großen Dümourier ihre Aufwartung machten, nicht zu gedenken, erblickt' ich in dieser erlauchten Versammlung die Minister Roland und Lebrun. Auch Kersaint und Lasource waren gegenwärtig. Mein Nahme hatte die Gesellschaft in Unordnung gebracht: also entgingen mir wahrscheinlich verschiedene, die zugegen waren. Nur die benannten Verschwornen entgingen mir nicht. Auch war es noch früh in der Nacht. Späterhin gesellten sich gewiß Vergniaud, Buzot, Rabaud, Lacroix, Guadet, Gensonne' und Barbaroux zu dem Mahl; denn alle gehören zu Einer Rotte. Als Dumourier mich erblickte, sagte Marat, und schnitt ein fürchterliches Gesicht dazu, ward er leichenblaß.

Darüber brachen viele Jakobiner in ein gewaltiges Gelächter aus, und mein Nachbar bemerkte:

Ist er doch vor dem Deutschen Heere nicht blaß geworden!

Marat veränderte keine Geberde, so lange das Gelächter dauerte, und fuhr darauf fort: Als Dumourier mich erblickte, ward er leichenblaß. Das ist auch kein Wunder, sprach Marat weiter, reckte seinen Hals noch länger, stand auf den Zähen, und sah sehr bärbeißig drein: denn man kennt mich als das Schrecken aller Feinde meines Vaterlandes. Dann erzählte er weiter, er habe Dumouriern in einem andern Zimmer vorgenommen, und umständlichen Bericht über die vier Ausreißer von ihm begehrt. Der General habe ihm geantwortet: Dieser umständliche Bericht sey bereits in den Händen des Kriegsministers, und des Convents; er für sein Theil wisse nichts hinzuzufügen. Marat schloß seine Rede: Darauf legte ich dem General andre Fragen vor, die ihn dergestalt außer aller Fassung brachten, daß er keinen Versuch wagte, sich darüber zu erklären, sondern sich gezwungen sah, plötzlich, wiewohl mit angenommener Verachtung, vor mir zu entfliehn. Da mir also klar ward, er könne sein Betragen nicht rechtfertigen, ließ ich diesen Schelkenzug von Generalen, Schauspielern, Staatsräthen und Marktschreiern für die übrige Nacht zusammen bleiben.

Marat suchte seine Erzählung durch einige Späßchen zu beleben, welche die Jakobiner zu lachen machten, auf mich aber diese Wirkung nicht hervorbrachten. Wenn Marat scherzen will, so vermehrt

sich bei mir das Entsetzen, welches sein Anblick erregt. Es ergreift mich sodann, als säh' ich einen Mörder jemanden geschickt den Hals abschneiden, und er lächelte mir zu, und begrüßte mich wie einen Kunstverständigen.

Am 18ten Oktober. Wie ich heute Morgen in den Convent trat, fiel mir gleich die Schmuzgestalt Marat in die Augen. Er stand auf den Stufen zur Rednerbühne, und lauerte auf Gelegenheit empor zu klimmen. Man wollte ihn durchaus nicht hören, und es dauerte beinahe zwei Stunden, bis man ihm das Recht zu sprechen eingestand, indem der Präsident immer einen andren aufrief.

Marat schrie oft dawider, aber es half nichts. Also ersah er einen Augenblick, wo die Rednerbühne leer stand, und redete sodann die Versammlung an, ohne des Präsidenten Erlaubniß abzuwarten. Aber man rief von allen Seiten so heftig wider ihn, daß seine Stimme dadurch erstickt ward. Endlich hört' ich den Präsidenten Lacroix zu seinen Nachbarn sagen: Wir wollen lieber den Lumpen zu Wort lassen. Und mit lauterer Stimme setzte er hinzu: Marat, ich räume Ihnen ein zu reden; aber ich verspreche nicht Sie dabei zu schützen.

Darauf setzte sich Marat in Positur, und fing die nemliche Schmachrede gegen Dumouriern an, welche ich gestern Abend bei den Jakobinern von ihm gehört hatte. Geschrei des Unwillens

unterbrach ihn rund umher. Ein Deputirter forderte den Präsidenten auf, ihm Stillschweigen aufzulegen, und einen Mann, der die Schande der Versammlung sey, die würdigsten Staatsbürger nicht verläumden zu lassen. Seine Verläumdungen werden Lobsprüche, sagte ein anderer. Alle schienen ihn zu verabscheuen.

Während dieses Aufruhrs, sah Marat mit unerschütterten Blicken auf die Versammlung herab. Da endlich das Geräusch etwas nachließ, und seine Stimme durchdringen konnte, sprach er mit spöttischem Mitleid: Es thut mir herzlich leid, ein so unanständiges Betragen in der Versammlung wahr zu nehmen. Ist es nicht sonderbar, daß der Mann, den ihr mit ungerechtem Geschwätz überwältigen wollt, mehr Besorgniß für eure Ehre empfindet, als ihr selbst? Ist es nicht außerordentlich, daß ihr so sehr gegen einen Menschen eingenommen seid, welchen Vaterlandsliebe beseelt? Hier entstand ein allgemeines Gelächter. Als er aber Dumouriern und Chazot von neuem mit Schimpfworten belegen wollte, fing das Geschrei wieder an, und die Versammlung bezeigte den äußersten Unwillen.

Darauf berichtete Kersaint der Versammlung: Die Soldaten des so genannten republikanischen Bataillons hätten ihren Irrthum eingesehn, die Verräther, welche sie zur Empörung und zum Morde verleiteten, freiwillig ausgeliefert, und ihrem General versprochen, das Andenken ihres Verbre-

chens durch tapfres Benehmen gegen den Feind wieder auszulöschen.

Als Marat sah, jedermann freue sich der Bestrafung der Rädelsführer, hatte er die Unverschämtheit zu behaupten, er habe das Betragen der Bataillone niemals gutgeheißen. Gegen diese Versicherung rief man ihm so allgemeinen Widerspruch zu, daß er nicht fortreden konnte; und ein Deputirter sagte laut: Ein Mann, dessen Nahmen man nicht gern ausspricht, ist so frech, auf der Rednerbühne zu behaupten, er habe den Mördern der unglücklichen Ausreißer nie das Wort geredet. Dagegen behaupt' ich: er hat noch gestern Abend bei den Jakobinern gesagt, sie verdienten eine Bürgerkrone. Aus dieser Thatsache mögen meine Mitbürger die Gesinnungen dieses Menschen ermessen. Da er aber einmal Volksdeputirter ist; da wir verdammt sind, ihn von Zeit zu Zeit hören zu müssen: so trage ich darauf an, so oft er den Rednerstuhl verlassen wird, solchen erst zu entsündigen, ehe ein andrer Deputirter ihn betritt.

Hierauf schritt die Versammlung zur Tagesordnung. Marat stieg herab, strotzte durch den Saal, und gab sich das Ansehen, als verachte er alles Murren um sich her.

Es scheint seltsam, daß ein allgemein verhaßter Mensch, welchem, dem Ansehen nach, jedermann aus dem Wege geht, sich erdreisten darf, einen beliebten glücklichen Feldherrn mit solchen Lästerreden anzugreifen. Auffallend aber ist der Unterschied

terschied der Aufnahme, welche Marat im Jakobiner-Club und im Convent fand. Bekannte von mir sind überzeugt, Marat werde von Leuten heimlich unterstützt, die sich vor der Welt von ihm los sagen. Jene bemerken gleichfalls, die herrschende Meinung im Jakobiner-Club herrsche immer, früher oder später, in der Nationalversammlung; und Jemand, der auf besagten Club großen Einfluß hat, treibe Marat an, Verdacht gegen Dumourier zu erregen. Der Jemand würde aber wohl thun, Orosmans Worte zu bedenken:

Wer stets Verräther sieht, weckt endlich den Verrath.

Heute ging Lacroix's Präsidentschaft zu Ende, und Guadet, Deputirter des Departements der Gironde, ward durch große Stimmenmehrheit zu seinem Nachfolger erwählt. Guadet scheint mir einer der scharfsinnigsten Conventsdeputirten. Seine Reden sind immer klar, vollendet, und oftmals so zierlich zugespitzt, wie ein Sinngedicht.

Am 19ten Oktober. Vor zwei Tagen berichteten die Commissarien beim nördlichen Heere dem Convent: eine Menge Freiwilliger habe um Erlaubniß angesucht, sich bei geendigtem Feldzuge nach Hause begeben zu dürfen.

Einige Deputirten hielten dies unter gegenwärtigen Umständen für gefährlich, und trugen darauf an, dagegen einen Beschluß zu erlassen. Doch fand man diese Maaßregel etwas hart,

gegen Leute die zu einer sehr gefahrvollen Zeit ihr Leben zur Vertheidigung ihres Vaterlandes gewagt hatten. Der Convent beschloß also, ein Ausschreiben an alle seine Heere zu erlassen, worin die Freiwilligen aufgefordert würden, so lange im Dienste zu verharren, bis das Vaterland außer Gefahr erklärt sey. Dem zu Folge ward einem Ausschuß von vier Personen, Condorcet, Danton, Herault de Sechelles und Vergniaud, die Verfertigung des Ausschreibens aufgetragen, und Danton verlas es heute Morgen im Convent. Es war etwas lang. Einige zwar klatschten ihm Beifall zu, aber der ganzen Versammlung wollte es nicht recht gefallen.

Darauf erhob sich ein Deputirter, zog ein Blatt aus der Tasche, und bat um Erlaubniß, ein von ihm entworfenes Ausschreiben abzulesen. Das befremdete mich gewaltig; mich, aber, soviel ich bemerken konnte, keinen Conventsdeputirten. Ein auffallendes Beispiel, wie wenig Gewicht ein Franzose auf gewisse Dinge legt, an denen einige seiner Nachbarn groß e Anstoß nehmen würden. Wenn eine Englische Staatsversammlung einem Ausschuß aufgetragen hätte, ein Ausschreiben zu verfertigen, so dürfte sich wohl kein einzelner Beisitzer einfallen lassen, sein Machwerk vorlesen zu wollen, wie etwas Vorzüglicheres, als die Arbeit von vier vorzüglichen Mitgliedern. Hier bestieg ein solcher Mann die

Rednerbühne, und verlas seine Geistesarbeit ohne alle Verlegenheit. Es ging ihr, wie den meisten schriftstellerischen Arbeiten, die der Verfasser selbst, in großen oder kleinen Gesellschaften, vorliest. Sie gefiel dem Leser unendlich besser, als der Versammlung, und diese Versammlung gab sich nicht einmal die Mühe, Bewunderung zu heucheln.

Doch ließ sich ein andrer Deputirter durch diese hervorleuchtende Gleichgültigkeit nicht abschrekken, ein drittes Ausschreiben anzubieten. Die Sprache, worin es verfaßt war, und der feierliche Ton, mit dem es verlesen ward, bewiesen offenbar, sein Verfasser wollte für einen tiefsinnigen Gelehrten gelten. Er trug einige Stellen mit einer Wärme vor, durch welche er ohne Zweifel zu siegen hoffte; aber die Wärme seiner Vorlesung selbst ward durch die Kälte der Aufnahme besiegt. Gegen den Schluß redete er die Freiwilligen noch einmal an, und sagte: Endlich, o kriegführende Weltweisen! —

Dieser unerwartete Titel erregte ein Gelächter, welches sogar das Gähnen überwand, das seit langer Zeit unter den Zuhörern immer allgemeiner ward.

Nun glaubt' ich gewiß, so wiederholt verunglückte Versuche müßten der Versammlung alle Geduld benehmen, neue Proben sich vorlegen zu lassen, und das Ausschreiben des Ausschusses werde gelten. Doch betrog ich mich in

belden Vermuthungen. Sobald der Convent wieder ernst ward, bat Faure, Deputirter des Departements der Nieder-Seine, um Erlaubniß, einen Entwurf abzulesen. Er ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, sehr einfach gekleidet, und hat nichts Geziertes in seinem Betragen. Sein Ausschreiben lautete, wie folgt:

„Kriegführende Mitbürger, das Gesetz erlaubt euch nach Hause zu gehn; die Stimme des Vaterlandes verbietet es. Legten Römer die Waffen nieder, als noch Porsenna vor den Thoren ihrer Stadt stand? Ist der Feind jenseits des Rheins? Ist Longvy wieder erobert? Ist das Blut der Franzosen gerächt, das jener auf dem Freiheitsboden vergoß? Sind sein Raub und seine Barbarei bestraft? Hat er die Majestät der Republik, die Oberherrlichkeit des Volks anerkannt? Krieger, das ist das Ziel eurer Arbeit. Das Wort genügt den tapfern Vertheidigern des Vaterlandes. Der National-Convent hat weiter nichts zu thun, als euch die Ehre Frankreichs, die Wohlfahrt der Republik, und die Sorge für eure eigene Ehre zu empfehlen.

Die gedrängte Stärke einiger Ausdrücke gefiel dem Convent. Er nahm dies Ausschreiben an, befahl dessen Druck, und versandte es an die Heere.

Am 20sten Oktober: Heute war für den Convent ein Tag des Triumphs. Er erhielt Briefe von seinen Commissarien, Longvy sey zurückgegeben, und die Deutschen hätten jetzt, Frankreich ganz

verlassen. Noch kamen schmeichelhafte Nachrichten von Cüstine, und vom südlichen Heere. Auch ward eine Zuschrift der Freiheits- und Gleichheitsfreunde zu Chambery verlesen. Sie fängt sich an: Gesetzgeber der Welt! und wendet sich, mitten in ihrer Rede zum Convent, an den König von Sardinien: O König von Jerusalem und Cypern, lange genug belasteten deine Trabanten mit deinem eisernen Joch unsre Häupter. Wir haben es abgeschüttelt, wir treten es mit Füßen u. s. w. So ist die Sprache des ganzen Schreibens. Was aber noch außerordentlicher klingt: der Convent hat befohlen, diesen Schwulst Französisch, Spanisch und Deutsch abdrukken zu lassen, und den Departements und Heeren mitzutheilen.

Aber nachdem ich gestern den Convent verließ, ereignete sich dort ein Vorfall, welcher das Land mit mehr Jammer zu belasten droht, als das glänzendste Glück wieder gut machen kann. Deputirte der acht und vierzig Pariser Stadtviertel überbrachten eine Bittschrift gegen Errichtung der vor einiger Zeit in Vorschlag gebrachten, bewaffneten Macht, deren Verfassung dem Ermessen eines Ausschusses übergeben worden. In dieser Bittschrift sagt man dem Convent: Er werde seine Mitglieder Tyrannen gleich stellen, wenn er sie mit Wache umgebe, mit Prätorianischer Leibwache. Paris habe die Revolution des 10ten Augusts bewirkt, und Paris werde diese Revolution behaupten. Auch erinnert man den Convent: er befinde sich unter den Augen von

Männern, die sein Betragen beobachteten, und seine Beschlüsse abwögen; und schließt endlich damit, die Pariser Stadtviertel hielten den Vorschlag einer Conventswache für gefährlich und gehässig.

Der Präsident Guadet antwortete vernünftig und beherzt: Die Ausübung der Oberherrlichkeit des Französischen Volkes, und alle Rechte der Republik, sind in den Händen des Convents. Er weiß sie zu vertheidigen, und wird, so willig er auch ist, den Rath guter Bürger anzunehmen, Niemands Befehle anerkennen, als die Befehle der Nation.

Wenn aber Guadet zu behaupten meint, der Convent könne die Rechte der Republik vertheidigen, so behauptet er mehr als wahr ist. Daß eine Bittschrift in so übermüthigen Ausdrücken verlesen werden durfte, beweist nicht nur, der Convent besitze diese Macht nicht, sondern auch, dieses sey den Verfertigern der Bittschrift wohl bekannt, und sie seyen fest entschlossen, alle Kräfte aufzubieten, ihm diese Macht auf ewig zu verwehren. Daher widersetzen sie sich eben der vorhabenden Errichtung einer Conventswache. Es ist aber klar, so lange der Convent zu ohnmächtig ist, den Gallerien Stillschweigen aufzulegen, seine Deputirten vor persönlichen Beleidigungen zu schützen, und seine Beschlüsse kräftig durchzusetzen, so lange kann auch der Staat weder weislich verwaltet werden, noch Bestand haben. Gesetzt auch, einige Conventsglieder von ausgezeichneten Fähig-

keiten würden in weisen gemäßigten Maßregeln durch die Mehrheit des Convents unterstützt; so werden, wenn der Pöbel sie beschimpfen darf, die Deputirten, welche ihnen heute aus Ueberzeugung anhingen, morgen aus Muthlosigkeit von ihnen abtreten, und dadurch die Verwirrung und das widersprechende Verfahren veranlassen, die seit Kurzem Statt finden, und wenn ihnen nicht bald abgeholfen wird, endlich auf vollkommene Gesetzlosigkeit und Verderben hinauslaufen müssen.

Dem würde eine hinreichende, gänzlich vom Convent abhangende, Leibwache entgegen arbeiten. Aber aus dieser Bittschrift aller Stadtviertel ergiebt sich, nicht bloß der Pariser Gemeinderath, sondern alle Pariser Stadtviertel, lassen sich von den Leuten regieren, die dem Convent keine Wache zugestehn wollen. Freilich verlangt die Mehrheit der Französischen Departements, folglich auch die Mehrheit der Deputirten, diese Wache. Aber ich spreche zuweilen mit Männern, die geschickter sind, als ich, einen möglichen Erfolg vorher zu sehen. Die glauben, Paris werde seinen Willen gegen alle übrigen Departements durchsetzen; und was auch künftighin die Meinung der Deputirten seyn möge, die Mehrheit ihrer Stimmen werde bald gegen die bewaffnete Macht ausfallen.

Und wahrlich es ist augenscheinlich! In der Lehre räumt man freilich allen Französischen Departements gleichen Antheil an der Staatsverwaltung ein; in der That aber, herrscht das einzelne Pa-

rlser Departement mit obermächtiger Gewalt über alle. Die andern Departements regieren durch Abgeordnete; Paris ist persönlich gegenwärtig. Die Majestät des oberherrlichen Volkes thront in der Hauptstadt; und durch den Schlag eines Aufstandes, der gewissen hiesigen Volkshäuptern nie versagen kann, schreibt Paris dem Convent und dem ganzen Reiche Gesetze vor, und wird sie vorschreiben, bis eine bewaffnete Macht errichtet und allein vom Convent abhängig ist.

Am 21sten Oktober. Als die Stadt Marseille erfuhr, welcher Gefahr der Convent vom Pöbel und den Gallerien ausgesetzt sey, errichtete sie ein Bataillon, und befahl ihm, zur Bedeckung des Convents nach Paris aufzubrechen. Das unerschrockene und entscheidende Betragen der Verbündeten aus dieser Stadt, am 10ten August, hat auf die Pariser einen starken Eindruck gemacht, und man glaubt: sieben oder acht hundert Marseiller könnten es mit einer ungleich größeren Zahl anderweitig zusammengebrachter aufnehmen. Dies Bataillon kam ausdrücklich in der Absicht, den Convent zu schützen: also gerieth die Parthei, welche diese Versammlung gern durch die Gallerien beherrschen lassen will, über seine Annäherung in Verlegenheit, und suchte bei dem Pariser Pöbel, besonders bei den Vaterlandsliebenden Ohnehosen von Saint Antoine und Saint Marceau, ein Vorurtheil gegen die Marseiller zu erregen. Man sagte hier und da, sie wären zu aristokratischen Zwecken bestimmt. Aber der

Nahme Marseiller steht in so hoher Achtung, daß diese Angabe bis jetzt noch wenig Wirkung hervorgebracht hat.

Das Bataillon ist angekommen, und sandte dem Convent heute eine Deputation. Ein Mitglied derselben hielt eine kräftige Rede vor den Schranken. Wir verließen, sprach er, die Küsten des mittelländischen Meeres, um unser Leben zur Vertheidigung unsrer Pariser Brüder aufzubieten, als die Soldaten des Despotismus sie bedrohten. Die Gefahr ist vorüber. Jetzt haben wir einen andern Feind zu bekämpfen, der Tribunen oder Dictator-Gewalt in Frankreich einführen will. Ihr, Gesetzgeber, seid Deputirte der drei und achtzig Departements; folglich seid ihr uns eben so nahe verwandt, als der Stadt Paris. Es giebt Leute, wie wir wissen, welche die Pariser überreden wollen, der Convent habe die Absicht, sich zu tyrannischen Zwecken mit einer prätorianischen Leibwache zu umgeben. Ein Wort ist hinlänglich, diese Verläumdung zu widerlegen. Wir werden zu der Wache gehören.

Vertreter des Volks, die Söhne der Marseiller wissen eben so gut zu gehorchen, als zu fechten, hassen Diktatoren wie sie Könige hassen, und ihr könnt euch auf sie verlassen, zur Unterstützung eurer Gesetze und eures Ansehens.

Hernach trat ein andrer an die Schranken, und klagte Marat in harten Ausdrücken an. Der Blutdürstige, sprach er, predigte sonst Mord und Todtschlag in Paris, und verbreitet jetzt seine

Zeitschriften unter die Heere, um die Soldaten zu Empörungen zu verhetzen. Die Pariser Wahlherren haben sich selbst entehrt, indem sie einen solchen Menschen erwählten; und auch ihr werdet an dieser Entehrung Theil nehmen, werdet euch selbst mit dem Blute bedecken, welches Marat vergießen ließ, wenn ihr ihn nicht aus eurer Mitte stoßt, wenn ihr seine Verbrechen nicht bestraft!

Einige Deputirte versuchten, dem Redner ins Wort zu fallen. Der Präsident erinnerte ihn, er müsse die Achtung gegen einen Vertreter des Volks nicht vergessen.

Ich rede nicht gegen Marat den Vertreter des Volks, erwiederte der Sprecher. Gegen Marat, den Flugschreiber, den Mordbrenner, ruft die Republik Frankreich, ruft die menschliche Natur euch zur Rache auf!

Ein Deputirter sagte: dieser Antrag gegen Marat geschehe nicht in gehöriger Form. Ehe man eine solche Anklage dem Staats-Wohlfahrtsausschuß übergeben könne, müsse man alle Beweise gegen jenen zusammenbringen. Sollen alle zusammen gebracht werden, rief ein anderer, so brauchen wir einen Karrn dazu!

Marats Beschützer — denn offenbar hat dieser Mensch Beschützer im Convent — boten alles auf, was sie konnten, um die Versammlung zu bereden, zur Tagesordnung überzugehen, und auf diesen Antrag, oder auf diese Anklage, keine weitere Rücksicht zu nehmen. Trotz allen ihren Bemühungen aber,

übertrug man dieses Anbringen dem Wohlfahrts-ausschuß.

Die Bittschrift der Pariser Stadtviertel gegen eine bewaffnete Macht, ist das Werk Dantons und seiner Freunde. Daß ihr Einfluß groß genug war, dieses hervorzubringen, beweist, wie viel stärker sie sind, als man bis jetzt glaubte.

Die Marseiller Deputation gilt für eine Maßregel Rolands und der Girondisten, um dem Convent zu beweisen, es werde ihm nicht an Schutz fehlen, bis eine regelmäßiger bewaffnete Macht aufgestellt werden könne.

Am 22sten Oktober. Sehr bald nach dem 10ten August wurden die, welche wider den Hof zusammen gestanden hatten, uneins, und Feinde gegen einander. Roland war zum Minister der einheimischen Angelegenheiten ernannt. Er scheint ein aufrichtiger Mann, gilt, mit Recht oder Unrecht, für einen rechtschaffenen Mann, und wird von vielen Deputirten unterstützt, denen man die besten Absichten zutraut, so wie von einigen, die sich durch Talente ausgezeichnet haben. Zu diesen letzten gehören: Vergniaud, Guadet, Buzot, Brissot, Rabaut de Saint Etienne, Johann Baptista Louvet, Lasource, Kersaint, Petion, Lanjuinais und Barbaroux.

Roland war gleichfalls mit Clavière, Servan und Lebrun innig verbunden. Erste beide befanden sich vormals im Staatsrath mit ihm.

Lebrun ward nach dem 10ten August zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Das Zutrauen, welches das Volk und die Mehrheit des Convents auf Rolands Redlichkeit setzten, und die Unterstützung, deren er von so vielen geschickten Deputirten genoß, zogen ihm den Neid einiger Mitglieder der Versammlung zu. Danton besonders fand es unerträglich, einen Mann in solchem Ansehen zu erblicken, der, wie er glaubte, an Verstand so weit unter ihm war.

Man vermuthet, Danton habe einen Entwurf betrieben, Roland von fernerer Staatsverwaltung auszuschließen. Wäre dieser geglückt, so hätte er auch kein Mitglied des Convents werden können.

Einige meinen nämlich, Roland sey, ohne darum anzuhalten, oder davon zu wissen, zum Conventsdeputirten erwählt worden. Zufolge der Constitution, darf kein Mitglied der Nationalversammlung im Staatsrath sitzen. Man hoffte, Roland werde seine Ministerstelle niederlegen, um in den Convent zu treten: und bei seiner Wahl zum Deputirten fanden sich einige, jetzt erst an den Tag gekommene, Mängel, welche, wie man glaubt, denen wohl bekannt waren, die sie betrieben, und derentwegen sie nicht gegolten haben würde. Hätte er also, nach Dantons Beispiele, seine Staatsbedienung aufgegeben, so möchte er nachher um seine Stelle im Convent gebracht worden seyn. Ehe man aber zur Untersuchung darüber schreiten konnte, ward im Convent vorgeschlagen: die Versamm-

lung solle Roland ersuchen, im Amte zu bleiben. Den Antrag hatte Danton nicht vorher gesehn. Er bestritt ihn aus allen Kräften, und ward dabei von allen seinen Freunden unterstützt. Als die, welche das Gesuch begünstigten, Rolands gute Eigenschaften hererzählten, begründete man eben darauf, und auf die Liebe des Volks zu diesem Mann, eine Nothwendigkeit des Mißtrauens, und eine Ursache, warum man ihn nicht ersuchen müsse. Ein Deputirter erinnerte, ein Grieche habe im Senat Athens erklärt, er wolle nicht für Aristides stimmen, weil er ihn nicht länger den Gerechten nennen hören möge. Ein andrer Deputirter sagte: Ich zittre für meine Freiheit, so oft einem Mitgliede des Convents übergroßer Beifall zugeklatscht wird.

Waren diese Gründe bloßer Vorwand, hoffte man dadurch den Convent gegen Roland einzunehmen, so mußten die, welche sie vorbrachten, einen sehr geringen Begriff vom Verstande ihrer Zuhörer haben. Glaubten sie aber im Ernst, ein Mann werde als Minister gefährlich, wenn man ihn für gerecht halte, so waren ihre Zuhörer befugt, von dem Verstande solcher Beurtheiler schlecht zu denken. Ich bemerke am Convent eine Nachahmungssucht gegen Grundsätze und Gewohnheiten des Alterthums, die in vergangenen Zeiten und bei andern Völkern ganz gerecht und angemessen seyn mochten, sich aber keinesweges für Frankreich und Frankreichs gegenwärtige Verfassung schikken. Dieser Geneigtheit, allgemeine Sätze unrecht

anzuwenden, bedient sich oftmals das Unverdienst, die Einfalt zu täuschen.

Ungeachtet des Widerspruchs, hätte der Convent dennoch fast beschlossen, Roland zu ersuchen, im Staatsrath zu bleiben. Als Danton dies ersah, konnte er seinen Verdruß nicht länger zurück halten, und sagte ungezogen: Geht der Beschluß durch, so trage ich darauf an, die Frau Roland gleichfalls darum zu ersuchen, nach deren Rath bekanntlich ihr Mann verfährt.

Madam Roland gilt für eine verständige, liebenswürdige Frau. Der Convent mißbilligte diesen unartigen Ausfall, und würde dadurch nicht abwendig gemacht seyn, das vorgeschlagene Gesuch Statt finden zu lassen; aber Cambon bemerkte: ein Minister, den man ersuche, in seinem Posten zu bleiben, werde dadurch gewissermaßen minder verantwortlich; und Buzot erklärte, diese Bemerkung leuchte ihm so ein, daß er seine Meinung zurück nehme. So bestand niemand weiter auf dem Gesuch.

Am folgenden Tage bezeugte Roland in einem Briefe an den Convent: Er trete der Meinung bei, daß man den strengen Grundsätzen der Republik etwas vergebe, und einen Minister minder verantwortlich mache, als er bleiben müsse, wenn man ihn ersuche, in seinem Amte zu bleiben. Er halte sich indessen für höchlich geehrt, daß der Convent einen solchen Vorschlag nur in Ueberlegung nehmen wollen, und finde sich dadurch be-

wogen, seinen Posten als Minister beizubehalten, und dem eines Deputirten zu entsagen. Selbst die Gefahr, die er in jener Stelle deutlich vorausseh; verleite ihn zunächst, darauf zu beharren. Sein Hauptbewegungsgrund aber, welche Deutung auch seine Feinde einer solchen Erklärung geben möchten, sey der Gedanke, daß es unter gegenwärtigen Umständen seinem Vaterlande zum Vortheil gereichen werde, wenn er Minister bleibe.

Vielleicht kann nur Bewußtseyn der Redlichkeit einen vernünftigen Mann verleiten, solche Sprache zu führen. Sicherlich aber konnte nur kräftige Ueberzeugung ihrer Wahrheit, und hohe Achtung für den, der sich ihrer bediente, den Convent abhalten, sie übermüthig zu finden. Rolands Brief erregte diesen Eindruck nicht. Sobald man begriff, er sey entschlossen im Amte zu bleiben, bezeugte die Versammlung große Freude, und befahl, seinen Brief zu drucken, und in alle Departements zu verschicken.

Seitdem ist Roland immer Minister der einheimischen Angelegenheiten geblieben. Oft habe ich ihn, auf der den Ministern angewiesenen Stelle, gleich innerhalb der Schranken, dem Präsidenten gegenüber, gesehn. Kein Minister kommt jemals zur Versammlung, außer wenn sie ihn rufen läßt, oder wenn er etwas vorzutragen hat, worüber er die Befehle des Convents vernehmen muß; und dann begiebt er sich, sogleich nach beendigter Berichtserstattung hinweg, ohne an der Berathschlagung einigen Theil zu nehmen.

Bei solchen Veranlassungen habe ich einen Minister genöthigt gesehen, mehrere Stunden lang zu warten, bis man ihn anhörte. Findet schon eine Berathschlagung Statt, wenn er hereintritt, so läßt man ihn gewöhnlich unbemerkt auf seiner Stelle sitzen, bis sie zu Ende ist. Einige Vorträge Rolands an den Convent sind auszeichnend richtig und schön geschrieben. Diese letzte Eigenschaft, sagt man, giebt ihnen seine Frau. Aber diese Sage gründet sich auf bloße Vermuthung, weil Madame Roland Geschmack und Belesenheit besitzt, und soll auch nicht sowohl ihr zur Ehre gereichen, als vielmehr der Ehre ihres Mannes Abbruch thun.

Wenn er in die Versammlung tritt, sagt einer dem andern etwas zu seinem Lobe, und während er spricht, hör' ich oftmals Deputirte in meiner Nachbarschaft mit Entzücken ausrufen: Welch ein würdiger Mann! welch ein tüchtiger Minister! Ein andrer Beweis, wie sehr er und seine Freunde das Zutrauen der Mehrheit im Convent besitzen, ist der, daß bis jetzt der Präsident und die Schreiber desselben, immer aus seiner Parthei erwählt sind.

Roland war der volksbeliebte Minister, dessen Entlassung man dem Hofe so sehr zum Vorwurf machte. Als das Volk am 20sten Junius so schändlich in des Königs Pallast brach, wandte es unter andern vor, es wolle eine Bittschrift überreichen, daß Roland zurückberufen werden solle. War Roland ein Miturheber dieses Auf-

standes, so darf er auf den Beinahmen des Aristides wenig Anspruch machen. Die ihn und seine Freunde in ihren Aemtern ablösen wollen, bereden das Volk, diese Leute wären durchaus der Freiheit eben so gefährlich, als der Hof je gewesen sey: so daß es nicht unwahrscheinlich ist, Roland und seine Freunde werden als Opfer des Beispiels fallen, welches sie selbst am 20sten Junius gaben, daß nämlich der Pöbel im Stande sey, die gesetzgebende Gewalt durch das Ansehen, so wie die vollziehende durch die Ausübung seiner Uebermacht zu unterdrücken.

Damals war der Herzog von Rochefoucauld Präsident des Pariser Departements, und ließ sich sehr angelegen seyn, die Urheber jenes Aufstandes zur Strafe zu ziehn. Der Eifer, den er bei dieser Gelegenheit bezeigte, ward, wie man glaubt, nachher zur Ursache seines Todes.

Obgedachte zu Clermont, Cambray und Charleville von durchziehenden Freiwilligen verübte Mordthaten, scheinen bloß durch Mangel an Kriegszucht, und den Eigensinn, das Vorurtheil und die Grausamkeit veranlaßt zu seyn, welche sich bei gemeinen schlecht unterrichteten Leuten, die in großer Anzahl beisammen sind und unter keiner Aufsicht stehen, leichtlich einschleichen. Man giebt sich große Mühe, die Meinung zu verbreiten, als seyen gewisse andre, in den Provinzen verübte Mordthaten, vorzüglich die abscheuliche Ermordung des Herzogs von Rochefoucauld, gänzlich einer plötzlichen, nicht vorher überlegten Volksbewegung zuzuschreiben. Allgemein aber

hält man dennoch dafür, der Tod dieses vornehmen Mannes sey durch nicht so nahe liegende Ursachen und durch versteckte re Urheber befördert.

Rochefoucauld war ein menschenliebender, aufrichtiger Mann. Die Vorzüge, deren Personen seines Ranges genossen, verführten ihn nicht. Er empfand mit großmüthiger Theilnahme Andrer Bedrängniß. Er sah mit Wohlgefallen den Umsturz der alten willkührlichen Staatsverfassung, indem er eine gerechtere an ihrer Stelle zu erblicken hoffte. Er war ein Freund der Monarchie wie der Freiheit, und wünschte seinem Lande daher eine gemäßigtere Monarchie, als ihm je zu Theil geworden war, mehr eingeschränkt in ihrer Grundlage, worin aber der Fürst hinlängliche Gewalt besäße, seine Vorrechte zu behaupten, und das Volk hinlängliche Mittel, der Tyrannei zu widerstehn; die der Menschheit angenehmer, und der allgemeinen Befriedigung entsprechender sey, sowohl der des Volks, welche bei weitem das wichtigste ist, als auch der des Monarchen, wenn es sich träfe, daß er ein gescheidter Mann wäre.

Den 20sten Junius 1792 war Rochefoucauld Präsident des Pariser Departements, und that alles, was er konnte, um den Anhetzern des ärgerlichen Einbruchs einer bewaffneten Menge in den Pallast des Königs, ernstlich zu wehren, hernach aber sie bloß zu stellen, und zu bestrafen.

Ich muß jenes Tages so oft erwähnen, daß ich am besten thue ihn zu beschreiben.

Wenige Tage vor dem 20sten Junius wußte man in ganz Paris, die Einwohner der Vorstädte Saint Antoine und Saint Marceau wollten bewaffnet gegen die Tuilerien rücken: vorgeblich, um dem Könige eine Bittschrift zu überreichen; in der That aber, in der Absicht ihn zu schrecken, und zu zwingen, zwei Beschlüsse der Nationalversammlung zu unterschreiben, dessen er sich bis dahin weigerte.

Der Rath des Pariser Departements, worin Rochefoucauld den Vorsitz hatte, that, was in seiner Macht stand, um ein Vornehmen zu hintertreiben, das sich so wenig rechtfertigen ließ, das den Grundsätzen der Constitution so durchaus zuwider lief, und die nachtheiligsten Folgen haben konnte.

Daher erließ er Vorstellungen an den Maire von Paris, an den Gemeinde-Procurator, und an Santerre, damaligen Befehlshaber des Bataillons der Findelkinder.

Allerdings ergingen diese Vorstellungen an Leute, deren eigentliche Pflicht es gewesen wäre, den vorhabenden Zug nicht Statt finden zu lassen, die aber, unglücklicher Weise, gerade diesen Zug angegeben hatten, und heimlich allen ihren Einfluß dafür aufboten.

Am Morgen des 20sten Junius versammelten sich die Einwohner beider Vorstädte bewaffnet auf dem Platz, wo sonst die Bastille stand. Als die heimlichen Urheber dieses Handels, zum Theil selbst obrigkeitliche Personen, von allen Orten Nachrichten deshalb erhielten, mußten sie sich anständi-

ger Weise stellen, als wollten sie dem widerstehen. Da die Menge den höchsten Grad der Heftigkeit bewies, und eben losrücken wollte, erschienen obrigkeitliche Personen in ihren dienstbezeichnenden Leibbinden, und ermahnten ehrbarlich das Volk, friedsam nach Hause zu gehn, seine Waffen abzulegen, und sich zu Bette zu verfügen. Das war eure Rolle, sagte einer aus dem Pöbel, jetzt macht Platz, damit wir die unsrige spielen. Um neun Uhr Morgens begann der Zug. Zuerst ging das Bataillon Saint Antoine. Zwischen ihm und Saint Marceau wurden Fahnen empor getragen, welche die Absicht dieses Zuges, wenn sie ja noch zweifelhaft gewesen wäre, deutlich genug an den Tag legten.

Auf einer las man die Worte: Tyrannen, zittert, oder seid gerecht, und ehrt die Freiheit des Volks.

Auf einer andern: Ludwig, das Volk ist des Duldens müde.

Auf einer dritten: Zittre, Tyrann, dein letztes Stündlein ist gekommen.

Auf einer vierten: Wiedereinsetzung der Minister und Unterschrift, oder Tod.

Noch trug man andre Fahnen, mit abscheulichen Sinnbildern und dazu passenden Inschriften.

So ging der Zug nach dem Saale der Nationalversammlung, und forderte die Erlaubniß, feierlich durchgehen zu dürfen. Ein Deputirter sprach dagegen, aus dem Grunde, weil dieser Bittenden viel und in Waffen wären. Da aber dieser Grund

den Pöbel nicht einzulassen, zum Beweise gereichte, daß man ihn nicht ausschließen könne, war die Versammlung so gnädig, die Bitte der Bittsteller zu erhören, und ließ sich daher drei Stunden lang einen Zug bewaffneter Männer wohlgefallen, denen Weiber und Kinder durch den Saal folgten. Unter andern witzigen Sinnbildern, ward auch ein Paar alter schwarzer Hosen auf einer Stange getragen, mit der tröstlichen Inschrift: Frei — und ohne Hosen!

Von der Nationalversammlung zog die bewaffnete Menge nach dem Pallast, wo eine beträchtliche Anzahl Truppen die Wache hatte. Da dieser aber nicht befohlen war Widerstand zu leisten; und viele Schaaren des Haufens, woraus der Zug bestand, von Leuten in obrigkeitlichen Leibbinden angeführt wurden, füllten sich Gärten und Höfe der Tuilerien in einem Augenblick. Eine Schaar, welche Santerre der Brauer, und Legendre der Fleischer, anführten, marschirte regelmäßiger als die andern, und führte einige Feldstücke mit sich. Bald darauf drang dieses Volk in alle Zimmer, und rief: Wir müssen den König sehn! Wir haben eine Bittschrift zu übergeben! Acloque, Befehlshaber der zweiten Legion Nationalgarden, stellte einige Grenadiere vor die Thüren der Gemächer, die zu dem königlichen Zimmer führten, und erbot sich gegen zwei obrigkeitliche Personen: wenn sie das Volk vom Vordringen zurückhalten wollten, so wolle er dem Könige ihr Verlangen vortragen, und sey überzeugt, Seine Ma-

jestät würden, dem Gesetze gemäß, zwanzig aus der Menge vorlassen. Darauf ging er an die Thür des Königlichen Zimmers. Sie war verschlossen. Er klopfte an, und bat, ihn unverzüglich hinein zu lassen, er komme des Königs Leben zu retten. Man öffnete ihm die Thür. Er fand den König, die Königin, den Kronprinzen, die Kronprinzessin, des Königs Schwester Madame Elisabeth, den Marschall von Mouchy, den Finanzminister Beaulieu, den Kriegsminister Lajard, den Minister der einheimischen Angelegenheiten Terrier de Monciel, und den Marechal de Camp und Befehlshaber der Leibwache zu Pferde Grafen d'Hervilly.

Diese fand Acloque mit gezogenen Degen, entschlossen ihr Leben zur Vertheidigung der Königlichen Familie aufzuopfern. Er bat sie aber die Degen einzustecken, um die Gefahr, worin sich der König befinde, nicht zu vermehren. Bald darauf vernahm man ein großes Geräusch an der Thür. Der Pöbel setzte Piken, Beile und Flintenkolben an, um sie aufzubrechen. Jetzt befahl der König selbst, die Thür zu öffnen. Ehe dies geschah, hatten einige Piken und Bajonette die Thür schon durchlöchert. Jetzt stürzten zwanzig bis dreißig aus dem Pöbel in das Zimmer.

Acloque redete sie mit fester Stiume an: Bürger, ehrt euren König. Das Gesetz befiehlt es, und wir alle wollen lieber sterben, als ihn beleidigen lassen. Darauf rief jemand aus der Gesellschaft: Es

lebe die Nation! Es lebe der König! Und die Vordringenden stutzten.

Hernach schlug man dem Könige vor, er solle in dem Saal, welchen man gewöhnlich das Ochsenauge nennt, auf einen Stuhl treten, damit er nicht gedrängt werde, und das Volk, welches in großer Anzahl herbeistürze, ihn zu sehn bekomme. Er ließ sich das gefallen. Die Königin verfügte sich mit den königlichen Kindern, auf des Königs Verlangen, in ein benachbartes Zimmer. Madame Elisabeth aber blieb ihm beständig zur Seite, und weigerte sich, trotz allen Bitten des Königes und andrer Personen, ihn nur einen Augenblick zu verlassen.

Als am 6ten Oktober 1789 der von Paris nach Versailles gezogene Pöbel in den dortigen Pallast brach, war die Prinzessin Elisabeth stets um die Königin gegenwärtig, deren Leben sie damals von jenen Banditen mehr gefährdet wußte, als das Leben ihres Bruders. Jetzt, da dieser in größerer Gefahr schwebte, blieb sie bei diesem.

Noch hatte sie ihrer selbst wegen keine Furcht bezeigt; als aber vier Grenadiere der Nationalgarde in der Thüre erschienen, rief sie mit Thränen: O meine Herren, vertheidigen Sie den König!

Diese vier Grenadiere, ein Jägeroffizier, ein Kanonier und die obenbenannten Männer stellten sich um den König und die Prinzessin Elisabeth, hielten mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit den

zudringenden Pöbel ab, und beschützten die Person des Königs über drei Stunden lang. Selbst der Marschall von Mouchy blieb, trotz seinem hohen Alter, immer auf den Beinen. Unterdessen waren alle benachbarten Zimmer gedrängt voll eines scheckigen Gemisches Männer und Weiber, mit Piken, Säbeln, auf Stöcken befestigten Messern, Flinten und Pistolen bewaffnet. Viele riefen: Nieder mit dem Veto! Hohl' der Teufel das Veto! und einige bezeigten sich so wüthend, daß es denen, die um den König standen, schwer fiel, sie abzuwehren.

Ein Kerl bestieg einen Stuhl, redete den König höchst unverschämt an, verlangte die Wiedereinsetzung der vaterlandsliebenden Minister Roland, Claviere und Servan, welche der König vor Kurzem entlassen hatte, und verlangte gleichfalls, der König solle die beiden Beschlüsse unterschreiben. Der König antwortete mit Entschlossenheit: Ich werde thun, was ich für meine Pflicht erkenne. Dies ist weder der Ort, noch der Augenblick, dergleichen von mir zu begehren.

Ein Mann hielt dem Könige auf der Spitze seiner Pike eine rothe Mütze hin, und rief: Es lebe die Nation! Die Nation, antwortete der König, hat keinen bessern Freund als mich. Darauf erwiederte jener unverschämter Weise: Wohlan, geben Sie uns einen Beweis davon. Setzen Sie die rothe Mütze auf, rufen Sie: es lebe die Nation!

Der König wollte die rothe Mütze aufsetzen,

aber sie war zu eng für seinen Kopf. Darauf dehnte ein Grenadier sie über seinem Knie aus einander. Der König setzte sie auf, und trug sie, so lange der Pöbel dort blieb.

Einmal ward das Geräusch und die Verwirrung besonders groß. Da sagte ein Grenadier zum Könige; Fürchten Ihre Majestät nichts. Der König antwortete: Freund, ich fürchte ganz und gar nichts; und bei diesen Worten legte er die Hand des Soldaten auf sein Herz, damit er fühlen möchte, wie ruhig es schlage.

Unter den verschiedenen Waffenträgern trug ein Bandit ein Kälberherz auf der Spitze seiner Pike, mit der Inschrift: Aristokratenherz.

Von allen Seiten rief man: Nehmen Sie Ihr Veto zurück! Setzen Sie die Minister wieder ein! Der König antwortete: Ich werde thun, was recht ist. Der Fleischer Legendre fand die Erklärung zweideutig, und ergriff diese Gelegenheit, den Monarchen mit seiner Redekunst bekannt zu machen. Herr, sprach Legendre, — Den König schien diese neue Sprache und Art zu sprechen, etwas zu befremden; denn jenes Mannes Art zu sprechen, ist eben so sonderbar, als seine Sprache: — Herr, fing Legendre wieder an, hören Sie wohl zu, denn, Herr, es ist ihre Schuldigkeit, uns zuzuhören! Sie meinen's nicht ehrlich. Sie haben uns immer betrogen, und betrügen uns noch jetzt. Aber nehmen Sie sich in Acht, Herr! Das Maaß ist

voll. Das Volk will sich nicht länger von Ihnen anführen lassen.

Neulich befand ich mich in einer Gesellschaft, wo die Rede auf Legendres Betragen fiel. Jedermann war damit unzufrieden, nur ein junger Franzos nicht, der zwar von hoher Geburt ist, sich aber durch heftige demokratische Grundsätze auszeichnet. Zu Legendres Rechtfertigung behauptete er: jener habe nicht in seinem Nahmen, sondern im Nahmen der Nation das Wort geführt; er habe die Majestät des oberherrlichen Volks vertreten. Die Gesellschaft lächelte. Es befanden sich Deputirte darunter, die es vielleicht für zuträglich halten mochten, dergleichen Sprache auf der Rednerbühne zu führen, wohl aber nicht erwarteten, sie in vertraulicher Unterhaltung zu hören. Ich wagte darauf, ein Geschichtchen von einem Engländer zu erzählen, der als ein witziger Kopf berühmt ist. Er ging in London mit einem demokratischen Bekannten, welcher die Majestät des Volks immer im Munde führt, über die Gasse. Ihnen begegneten ein Paar Schornsteinfegerjungen. Jener nahm den Hut ab, und machte ihnen im Vorbeigehen eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Warum thun Sie das? fragte sein Bekannter. Damit die Ehrfurcht zu bezeugen, erwiederte der erste, die jeder Unterthan zweien Prinzen von königlichem Geblüt schuldig ist.

Jener hielt sie wahrscheinlich, nur ihrer Aufseite wegen, für Verwandte des Oberherrn.

Legendre konnte sich rühmen, dem Herrscher durch wesentlichere Eigenschaften verwandt zu seyn: durch unnachgiebige Herzenshärte, durch schnell entscheidende Thätigkeit, durch einen Geist, welchen Auftritte des Entsetzens, wenn man sie zur Beförderung des großen Zweckes nothwendig erachtet, so wenig niederbeugen, daß sie ihm Stoff zum Scherz und Gelächter darbieten. Durch diese kraftvollen Züge hat sich das oberherrliche Volk seit dem Anfange der Revolution immer ausgezeichnet: durch sie wird Legendre dem Despoten, dessen Vertreter man ihn nannte, auffallend ähnlich.

Endlich erschien eine Deputation der Nationalversammlung, worunter sich Isnard und Vergniaud befanden. Isnard sprach zu den Leuten im Saale, versuchte sie zu bereden, sich nach Hause zu verfügen, und wiederholte einmal über das andre, er hafte mit seinem Leben für ihre Befriedigung. Das machte wenig Eindruck. Das Geräusch, das Geschrei: Setzen Sie die Minister wieder ein! Nehmen Sie das Veto zurück! fingen von neuem an.

Auch Vergniaud sprach zur Beruhigung, und richtete gleichfalls nichts aus.

So dauerten Geräusch und Verwirrung bis nach fünf Uhr Abends. Dann erschienen Petion und Sergent, eine obrigkeitliche Person. Petion nahte sich dem Könige: Sire, ich erfahre diesen Augenblick erst die Lage, worin Sie sich befinden.

Das ist sonderbar, sagte der König: ich bin doch seit länger als drei Stunden in dieser Lage.

Darauf bestieg Petion einen Stuhl, und ermahnte das Volk sich nach Hause zu begeben. Er schloß seine Rede mit folgenden seltsamen Ausdrücken, die jemand, der zugegen war, sogleich niederschrieb, und mir zur Abschrift überließ. Bürger, ihr habt jetzt den erblichen Vertreter der Nation eure Wünsche mit der Kraft und Würde eines freien, seiner Rechte kundigen Volks vorgetragen. Nun weiß der König den Willen des Oberherrn, und wird ohne Zweifel darauf achten. Es ziemt sich, daß ihr ruhig und anständig nach Hause geht, damit man eure Absichten nicht verläumden könne.

Auf des Maire wiederholte Bitten fing endlich das Volk an aus einander zu gehn. Und nun erschien eine zweite Deputation der National-Versammlung, wovon ein Deputirter den König ehrerbietig anredete, und ihm versicherte, jedes Mitglied derselben sey bereit, sich zum Schilde vor Seine Majestät zu stellen.

Der König mußte freilich fühlen, er habe drei Stunden vor Ankunft der Schilde in Stücken gehauen werden können.

Als dies im Ochsenauge vorging, befand sich die Königin im Rathszimmer. Mit ihr der Kronprinz und die Kronprinzessin, die Prinzessin Lamballe, Madame Tourzel, Madame de Mau, Madame de Soucy. Die Königin war über die Lage worin sie den König verlassen hatte, äußerst be-

unruhigt, bis der General-Adjutant der ersten Legion Pariser Garde mit einigen Soldaten zu ihr kam, und ihr versicherte, der König sey außer Gefahr, und von treuen Dienern umgeben.

General Vittinghof trat mit vielen Leuten beiderlei Geschlechts in das Zimmer. Ein Weib darunter hatte eine rothe Mütze in ihrer Hand. Sie gab diese Mütze an Vittinghof, und verlangte, er solle die Königin solche aufsetzen lassen: sie komme eben vom Könige, der jetzt mit der Freiheitsmütze bedeckt sey.

Der General wußte nicht, wie er des Weibes Begehren ablehnen sollte. Die Königin bemerkte das, und konnte sich doch mit dem Gedanken nicht versöhnen, die Mütze zu tragen. So sagte sie zu Vittinghof: Sie sehn, mein Herr, die Mütze paßt nicht auf meinen Kopf; und setzte sie dem Kronprinzen auf. Damit waren das Weib und ihre Genossen zufrieden.

Bald darauf trat Santerre in das Rathszimmer. Ihm folgte ein neuer Haufe, der den König bereits gesehn hatte, und jetzt die Königin sehn wollte, welches Santerre auf sich nahm. Er trug sogleich darauf an, die welche vor Ihrer Majestät ständen, sollten rechts und links Platz machen, damit die Gesellschaft, welche mit Ihm komme, sie und die übrige königliche Familie in völligen Augenschein nehmen könne. Dies geschah, indem Santerre der Königin in Gnaden versicherte, sie habe von dem Volke nichts zu besorgen. Es sey

herzlich gut, und wünsche nur vor seinem Weggange ihres Anblicks zu genießen. Auch bemerkte er, daß dem Prinzen die Mütze warm mache, und setzte hinzu: Nehmt dem Kinde die Mütze ab.

Santerrens Versicherungen konnten doch nicht verhindern, daß einige aus dem Volke, die nicht ganz so herzlich gut waren, wie die übrigen, im Vorübergehn abscheuliche Schmachreden gegen die Königin ausstießen.

Schon war die Menge größtentheils fortgegangen, und der König hatte das Ochsenauge verlassen, um sich in die so genannten kleinen Gemächer zu begeben, als sich die Prinzessin Elisabeth nach dem Rathszimmer verfügte, um die Königin aufzusuchen. Ein Pöbelhaufe, der sich noch im Pallast herumtrieb, hielt sie für die Königin, und fing an sie zu lästern. Einer aus dem Gefolge der Prinzessin wollte den Leuten diesen Irrthum benehmen; sie aber war edelmüthig genug, es ihm zu verbieten, damit das Volk, welches ihr jetzt fluche, wenn es sein Versehen erfahre, nicht etwa hinziehe, die unglückliche Königin mit Schmach zu belasten.

Man verhörte Zeugen über diesen Handel, welche aussagten, es habe viele Zeit gekostet, ehe man die Vorstädter von Saint Antoine zu diesem verbrecherischen Schritte verleiten können. Verbrecherisch bleibt er immer, wollte man auch zugeben, was keinesweges klar ist, daß man dadurch bloß den König habe bewegen wollen, seine entlassenen

Minister wieder einzusetzen, und zwei Beschlüssen nicht länger seine Unterschrift zu verweigern. Wer den König durch solche Mittel bewegen wollte, war ein offenbarer Empörer gegen die Verwaltung, ein Untergraber der Verfassung des Staats. Die Ermordung der königlichen Familie, und andre fürchterliche Folgen, hätten unmittelbar daraus entstehen können. Und die Anstifter dieses Zuges hätten alles das verantworten müssen.

Thätige offenbare Anstifter, bloß verdächtiger, gegen welche keine Aussagen beschworen wurden, nicht zu gedenken, waren Brauer Santerre, dermaliger Befehlshaber des Bataillons der Findelkinder, Fleischer Legendre, Fournier ein Amerikaner, Rotondo ein Wälscher, Glaser Buirette, Goldschmidt Rossignol, Gonor, Eroberer der Bastille genannt, Weinhändler Brierre, Saint Hurugue der sich im folgenden September noch mehr hervorthat, und Nicolas Sapeur oder Mineur bei dem Bataillon, welchem Santerre vorstand. Diese Leute hielten öftere nächtliche Zusammenkünfte in Santerrens Wohnung, wo sie Anträge ersannen, die sie unter die Volksmenge in den Tuilerien, dem Palais Royal, dem Richtplatz und dem Bastillenplatz ausstreuten. Auch versammelten sie sich zuweilen in dem Ausschußzimmer des Stadtviertels der Findelkinder, um Anschläge zu entwerfen, die an die Gassenecken geheftet wurden; und in diesen Versammlungen hielt Chabot häufig Reden, um die Zuhörer zu dem vorhabenden Zuge zu er-

muntern, auf welchen, wie er versicherte, die National-Versammlung ihre Hoffnung setze, und den sie mit Vergnügen aufnehmen werde.

Weiter erhärteten die Aussagen: das Volk habe keine Lust bezeigt, in den Pallast zu dringen, nachdem es die National-Versammlung verließ. Santerre aber und Saint-Huruge hätten sich unter dasselbe gemischt, und gefragt: warum niemand hineinginge? deshalb sei der Zug ja angestellt. Auch wären die Thore der Tuilerien auf Panis und andrer obrigkeitlichen Personen Befehl erbrochen.

Als diese Thatsachen erwiesen wären, beschloß der Rath des Pariser Departements: Der Maire von Paris und der Prokurator der Gemeinde, welchen das Departement den vorhabenden Zug oftmals anzeigte, hätten solchem nicht, ihrer Pflicht gemäß gewehrt, sondern denselben vielmehr befördert; sie wurden folglich von ihrem Amte suspendirt. Dieser Beschluß erforderte Königliche Bestätigung. Der König aber wollte über jenen Gegenstand nicht gern eine Meinung oder Entscheidung äußern, weil er ihn persönlich betraf. Also stellte er es der National-Versammlung anheim, darüber zu sprechen. Seine Feinde in derselben aber waren entschlossen, ihm die unangenehme Wahl zu lassen, entweder den Beschluß des Departements zu mißbilligen, oder sich dadurch verhaßt zu machen, daß er unmittelbar die Suspension des beliebten Maire verfüge; und besaßen so viel

Einfluß,

Einfluß, die Versammlung dahin zu vermögen, daß sie ihre Erklärung darüber zurückhielt, bis der König den Beschluß des Departements bestätigen oder vernichten würde. Also bestätigte der König den Beschluß. Sogleich nahm die National-Versammlung die Sache in Untersuchung, und setzte den Maire und den Procurator wieder in ihre Aemter ein.

Von dieser Zeit an hatte die Constitution offenbar ein Ende, ward augenscheinlich daran gearbeitet, die königliche Würde abzuschaffen, und der König konnte nichts Besseres thun, als keine Gefahr scheuen, und sich und seine Familie aus den Klauen des Pariser Pöbels retten. Dazu forderten ihn seine Freunde dringend auf. Wenn er nur bis Fontainebleau ginge, glaubten diese, so wären alle achtungswürdigen Bürger Frankreichs über den schändlichen Frevel des 20sten Junius dermaßen aufgebracht, daß sie sich gegen die Pariser Empörer vereinigen, und der ausübenden Gewalt Kraft genug geben würden, jene zu unterdrücken, ohne der Freiheit weh zu thun: wodurch den nachherigen fürchterlichen Unordnungen vorgebeugt werden konnte. Wahrscheinlich aber war der König durch den übeln Ausgang seiner Flucht nach Varennes abgeschreckt, und ließ sich nie überreden, einen zweiten Versuch zu wagen.

Rochefoucauld ekelte vor einer Kette von Verbrechen, die er weder abwehren noch bestrafen konnte, und fand, daß er durch seine Gegenwart in Paris we-

der seinem Vaterlande noch dem Könige zu dienen vermöge; also begab er sich aus der Hauptstadt auf sein Landgut in der Normandie. Von dort ging er, seiner Gesundheit wegen, bald nach Forges in das Bad, wo er während der Zeit der fürchterlichen September-Mordthaten war, und wohin sich ein Commissar des Pariser Gemeinderaths verfügte, mit dem Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen und nach der Hauptstadt zu führen. Der Commissar war menschlicher gesinnt, als die Abgeordneten des Gemeinderaths bei ähnlichen Gelegenheiten zu seyn pflegen. Er ließ sich gern gefallen, den Herzog vorerst nach seinem Landsitze la Roche Guyon zu begleiten, damit die heftigen Erschütterungen in Paris, vor seiner Ankunft Zeit hätten sich zu legen, und in der Hoffnung, daß es Rochefoucaulds Freunden gelingen möchte, den Befehl widerrufen zu lassen. In Gesellschaft des Verhafteten befanden sich seine Mutter, die Herzogin von Anville, und seine Gemahlin. Auf ihrer Reise von Forges nach Roche Guyon hielten sie zu Gisors an. Unglücklicher Weise traf eben ein Bataillon Nationalgarden dort ein, unter welchem sich wahrscheinlich einige Pariser Meuchelmörder befanden.

Diese Buben bezeugten sogleich ein Verlangen, den Herzog umzubringen. Er war für die Sicherheit seiner Mutter und Gattin besorgter als für die seinige, und beredete jene fortzufahren, aus Furcht, sie möchten beleidigt oder beschimpft werden, wenn sie bei ihm blieben. Hernach ging er selbst, un-

ter dem Schutz des Maire von Gisors, des Commissars, und einiger Nationalgarden, zu seinem Wagen. Dessen ungeachtet folgten ihm die Mörder, und belasteten ihn auf seinem Gange mit Schmachreden, bis einer Mittel fand sehr nahe an ihn heranzukommen, und ihm einen Stein mit solcher Gewalt an die Schläfe zu werfen, daß er auf der Stelle todt blieb. Als die Nichtswürdigen ihn fallen sahen, riefen sie: Es lebe die Nation!

Die Nation bei solchen Gelegenheiten anrufen, heißt sie beschimpfen; und wäre ich nicht überzeugt, die Mehrheit derselben verabscheue die Thaten solcher Buben, und entsetze sich vor ihrer Anrufung: ich würde meine Stimme mit der Meinung derer vereinigen, die sie von der Oberfläche der Erde weggeschwemmt zu sehen wünschen.

Am 24sten Oktober. Ich sprach heute mit einem Conventsdeputirten, und sagte ihm gerade heraus, was ich über la Rochefoucaulds Ermordung, und einige ähnliche seit Kurzem in Frankreich vorgefallene Ereignisse denke. Auch er bezeigte den höchsten Abscheu dagegen, setzte aber hinzu: Dergleichen Auftritte sind in jedem Europäischen Lande vorgefallen, so oft, in Zeiten der Revolution und des Bürgerzwistes, große Angelegenheiten auf dem Spiel standen, und die Leidenschaften der Menschen höchst entflammt und gereitzt wurden. Er gedachte verschiedener barbarischer Grausamkeiten, deren sich während des Krieges der rothen und weißen Rose beide Partheien in England schuldig

machten. Er hielt sich lange bei dem Irländischen Blutbade unter Carls des Ersten Regierung auf; und bei dem treulosen Verfahren, unter König Wilhelm, zu Glenco in Schottland. Wenn ich das alles wohl überlege, fuhr er fort, so ziemt es Ihren Landsleuten am wenigsten, wenn sie andern die Verbrechen einer Revolution, oder eines bürgerlichen Krieges zur Last legen wollen; und lächelnd sprach er mit Juvenal:

Es steht den Gracchen schlecht, Empörung anzuklagen.

Ich mochte den Streit nicht verlängern, wiewohl, in Ansehung der gegenseitigen Grausamkeiten, während des Krieges der weißen und rothen Rose, die Bemerkung leicht gemacht war, daß man das Verfahren einer Nation in den Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens, nie mit dem einer andern in den Zeiten der Aufklärung und Ausbildung vergleichen müsse. Ueberdem möchte es mir nicht schwer geworden seyn, zu erweisen, die Grausamkeiten, welche er in Großbritannien und Irland aufzählte, wären durch Grausamkeiten, die zu eben der Zeit in Frankreich vorfielen, hinlänglich aufgewogen: so, daß wenn man beider Länder Rechnung schlösse, die hier seit Kurzem aufgehäuften, als ein fürchterliches Uebergewicht abscheulicher Handlungen, in der Schale seines Vaterlandes zurück blieben.

Zwar glauben einige Leute, wie ich finde, oder geben vor zu glauben, la Rochefoucaulds Ermor-

dung sey ein Zufall, den man auf Rechnung des wüthigen Wahnsinnes einiger Freiwilligen setzen müsse. Aber viele Umstände zeugen dagegen. Die Obrigkeit zu Gisors, wiewohl sie den Herzog zu schützen wünschte, verhaftete und bestrafte seine Mörder nicht. Das sieht aus, als habe jene geglaubt, die Mörder hätten diese That auf Befehl einiger Leute verübt, deren Feindschaft die Obrigkeit nicht auf sich laden wollte. Erinnert man sich dabei, wie sehr des Herzogs Betragen, kurz vor und nach dem 20sten Junius, denen, welche den schändlichen Aufstand jenes Tages erregten, zuwider gewesen ist; denkt man der Gesinnungen einiger Mitglieder des nachherigen Pariser Gemeinderaths, und der Verhaftsbefehle, welche sie vor dem 2ten September erließen: so wird es viel wahrscheinlicher, daß sie die Ermordung la Rochefoucaulds befohlen hatten, als daß diese ein augenblicklicher Einfall der wirklichen Mörder gewesen sey.

Könnte irgend eine Rücksicht dieses Verbrechen noch abscheulicher machen, so wäre es der Gedanke, daß ein Mann, der dem Herzoge große Verbindlichkeiten schuldig war, den ersten Entwurf zu seiner Ermordung angegeben habe. Dies ist eine fürchterliche Vermuthung, und vielleicht eben deswegen allgemein ausgebreitet. Denn einige Leute lieben das Wunderbare, und mögen so gern die tiefste Rührung hervorbringen, welche Art Rührung es auch sey, daß die Unglaublichkeit einer

Sage sie theils verleitet, solche fortzupflanzen, theils, ihr Glauben beizumessen. Aber man muß mir stärkere Beweise vorlegen, als bisher geschehn ist, wenn ich einem Menschen eine solche Fülle der Bosheit zutrauen soll; besonders einem Menschen, dessen Beschäftigung sowohl sein Herz erweichen, als seinen Verstand aufklären sollte: zumal da ich hinlänglichen Grund für jenes Ereigniß auffinden kann, ohne vorauszusetzen, daß ein solcher Mann mittelbaren oder unmittelbaren Theil daran genommen habe.

Am 26sten Oktober. Vergniaud, Gensonne', Guadet, und einige andre talentvolle Männer, Deputirte des Departements der Gironde, halten es mit Roland. Viele andre sind mit ihnen verbunden. Man nennt sie Girondisten oder Rolandisten. Marat, dem Brissot äußerst zuwider ist, nennt sie in seiner Zeitschrift zuweilen Brissotiner, oder Rolandische Brissotiner. Condorcet ist in der gelehrten Welt berühmter, als einer der zuvor genannten Freunde Rolands; ich habe ihn aber nicht mit darunter gezählt, weil sein Betragen seit einiger Zeit so zweideutig ist, daß man nicht weiß, ob er zu Roland oder zu Danton stoßen will.

Barrere, Deputirter des Departements der obern Pyrenäen, machte als Mitglied der constituirenden Versammlung wenig Aufsehen, fängt aber im National-Convent an wichtiger zu werden. Noch hat er sich für keine Parthei erklärt, wird aber, wie es heißt, von beiden geschmeichelt.

Roland und die Girondisten hingegen werden von den nämlichen Leuten heftig angefeindet, die mit dem Hofe haderten, als Roland seiner Bedienung von diesem entsetzt ward. Jene Leute sind deswegen fürchterlich, weil ihre Anführer alles über den Jakobiner-Club vermögen, der weder mit Roland noch mit seinen Freunden zufrieden ist. Brissot besonders ist dem Club so mißfällig geworden, daß er neulich daraus verstoßen ward. Diese Ehre verdankt er wahrscheinlich einigen Ausdrücken des Zeitungsblatts: der Französische Patriot, wovon man glaubt, daß es unter ihm stehe. Marat ist dort mit der Verachtung erwähnt, die seinen Fähigkeiten vielleicht zukommt, womit aber die Vorsicht einen Mann zu belegen verbietet, der noch immer fortfährt ein Liebling des Pöbels zu seyn, und dem sich einige seiner unverschämtesten Waghälse blindlings gewidmet haben. In dem nämlichen Blatte wird Danton ernstlich mitgenommen, und Robespierre auf eine Weise lächerlich gemacht, die ein minder unversöhnlicher Mensch nicht leicht vergeben würde.

Brissot ist nicht groß gewachsen, hat ein kluges Gesicht, aber einen schwach gebauten Körper.

Andre Deputirte, deren einige sogar der heftigen Parthei nichts in den Weg legen, tragen Terzerole, oder Stockdegen. Brissot geht zu allen Stunden durch die Gassen, und hat nicht einmal eine Gerte in der Hand.

Einer seiner Bekannten erzählte mir, er habe

ihm vorgehalten, wie unbedachtsam das von ihm sey, da, unter so vielen seiner Feinde, mehr als Einer kein Bedenken tragen werde, einen Meuchelmord zu begehn. Brissot schien deswegen unbekümmert, und antwortete: Sind meine Feinde entschlossen mich zu ermorden, so werden sie leicht Mittel dazu finden, ich mag mich bewaffnen wie ich will. Auch besitze ich so wenig körperliche Stärke, daß ich mich nur schlecht vertheidigen könnte, und also lieber die Ehre haben will, mich gar nicht zu vertheidigen.

Dieser Mann besitzt weder den Fehler der Furchtsamkeit, noch die Tugend der Klugheit.

Macht sich Brissot aus dem Groll seiner Feinde zu wenig, so bezeigt sich Roland zu empfindlich, wenn er angegriffen wird, und bewirkt dadurch vielleicht, daß diese Angriffe immer lauter werden, und länger anhalten. Verschiedene Zeitschriften arbeiten nicht nur daran, sondern man schlägt sogar Anklagen gegen ihn an die Straßenecken. Dessen erwähnt er vielleicht zu oft in seinen Berichten an den Convent, welche man zuweilen schwerfällig und schwülstig findet. Bei der Verlesung eines solchen Berichts, sagte ein Deputirter ärgerlich: Der will uns durch Redensarten regieren. Ein andrer zuckte die Achseln: Wenn er nur für einen Schönschreiber gelten kann! Und sein Nachbar: Deswegen nimmt er seine Frau zu Hülfe.

Durch solche Berichte und Briefe will Roland

gemeiniglich oberwähnte Beschuldigungen ablehnen, und die Nothwendigkeit beweisen, ordnungsmäßig zu verfahren, und den Gesetzen zu gehorchen.

Giebt aber ein Minister sich die Mühe, alle nahmenlosen Anklagen gegen sich in der National-Versammlung zu beantworten, so werden die Versammlung und er sonst auf der Welt nichts vornehmen können: und hat er kein andres Mittel, Ordnung und Gehorsam gegen die Gesetze zu bewirken, als Reden und Berichte, so kann die Wirkung, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch lange ausbleiben.

Einige seiner Aufsätze sind freilich an sich selbst sehr gut, aber nur unrecht angebracht. Die Leute haben den Pallast ihres Monarchen bestürmt, haben Mordthaten gepredigt: und sollten durch Beredsamkeit und Vernunftgründe besiegt werden?

Danton und Robespierre sind die Häupter der Parthei gegen Roland. Nach ihnen kommen Couthon, Bazire, Thuriot, Merlin von Diedenhofen, Saint Andre', Camille Desmoulins, Chabot, Collot d'Herbois, Sergent, Legendre, Fabre d'Eglantine, Panis, Marat.

Robespierre ist klein, und hat ein widriges Gesicht, das mehr Heftigkeit als Verstand verspricht. In seinen ruhigsten Augenblicken wird es ihm schwer, den Neid und die Bosheit zu verbergen, wovon sein Herz überfließen soll, wofür die Züge seines Gesichts einen höchst vollkommnen Ausdruck besitzen. Er that sich in der constituirenden Versammlung durch

gewaltsame Reden, und hernach im Jakobiner-Club noch durch weit gewaltsamere Maßregeln hervor. Seine Beredsamkeit ergießt sich in Flüchen gegen Tyrannen und Aristokraten, und in Lobreden zum Preise der Freiheit. Seine Worte sind leer an Vernunftgründen, aber zuweilen fruchtbar an Blüthen der Einbildungskraft.

Robespierre soll mehr Schwärmer als Heuchler seyn. Einige Leute glauben, er sey beides; und der Beispiele hat man. Mir aber scheint er ein zu großer Schwärmer, als daß er viel zu heucheln im Stande wäre.

Einträgliche Stellen hat er von jeher ausgeschlagen. Sein Wunsch ist, nicht reich, sondern beliebt zu seyn; und seine ärgsten Feinde, die manchen Zug seines Gemüths äußerst verabscheuen, räumen dennoch ein, er lasse sich durch Geld nicht bestechen.

Roland soll minder fest in seinem Betragen seyn als Danton. Auch weichen sie in mancher andren Rücksicht von einander ab. Roland gilt für einen entschiedenen Republikaner. Danton, glaubt man, mache sich wenig aus der Regierungsform, und würde gegen eine Monarchie wenig einzuwenden haben, wenn nur der Monarch von ihm abhinge: denn ein Bestreben nach dem Nahmen des Herrschers traut man ihm nicht zu.

Als Roland und Danton mit einander im Staatsrath saßen, widersprachen sie sich oft. Roland bot alle seine Kräfte auf, den Anmaßungen

des Pariser Gemeinderathes nach dem 10ten August zu widerstehen. Danton begünstigte und unterstützte sie. Roland schrie gegen die Mordthaten des Septembers, that alles was er konnte, ihnen ein Ende zu machen, und setzte sich selbst dabei in augenscheinliche Gefahr. Danton, obwohl er damals Justizminister war, soll das Verbrechen begangen haben, bei diesen dringenden Vorfällen unthätig zu bleiben.

Roland setzt seinen ganzen Einfluß daran, die Urheber dieser grausamen Auftritte der Gerechtigkeit zu überantworten; Danton den seinigen, jede Untersuchung derselben zu unterdrücken.

In ihrem äußerlichen Wesen und Betragen weichen beide Männer, so sehr als wie in allem übrigen, von einander ab. Roland ist über sechzig Jahr alt, lang, dürr, sieht freundlich aus und blaß. So oft ich ihn sah, war er immer auf die nämliche Art gekleidet, in ein dunkles Tuchkleid mit grüner Seide gefuttert, und sein graues Haar hing schlicht herunter.

Danton ist nicht so lang, aber viel breiter als Roland, schlecht gewachsen, aber ungewöhnlich stark. Rolands Ton ist anspruchlos und bescheiden, Dantons wüthig und lärmend. Er schreit mit einer Stentorstimme, predigt den Segen der Freiheit mit tyrannischem Uebermuth, und zürnt feindselig, indem er Eintracht und Freundschaft empfiehlt.

Es kann ihm nicht entgehen, wie viel daran

liege, daß Friede im Lande sey, die vollziehende Gewalt stark werde, und in gegenwärtiger Bedrängniß keine Zwietracht Statt finde. Dadurch ließen sich vielleicht einige Uebel, die sein Vaterland bedrohen, abwenden, und vier und zwanzig Millionen Menschen glücklich machen. Was würde aber sodann aus Danton? Er sänke in Unbedeutsamkeit zurück, und genösse von der allgemeinen Wohlfahrt nur einen einzelnen Antheil.

Der vielumfassende Wirbel dieser außerordentlichen Staatsumwälzung hat den Mann, der sich Anfangs nur im niedrigen Stande befand, so nach der Höhe hinaufgetrieben, daß er hoffen darf, die Oberverwaltung des Staats zu erhalten. Er glaubt ohne Zweifel mehr Fähigkeiten für diesen Posten zu besitzen, als die, welche, der jetzigen Lage nach, am Ruder bleiben: und sollte seine Hoffnung erfüllt werden, so denkt er vielleicht sein Vaterland zu vergrößern, und wird dessen Bestes betreiben, so lange es mit seinem eigenen Besten verbunden ist. Kann er aber seinem Ehrgeitz nur durch Aufopferung der Wohlfahrt seines Vaterlandes genügen, so wird er auch den Preis bezahlen. Das mag freilich ein schlechter Grundsatz seyn; darin aber unterscheidet sich Danton vielleicht weniger von andern Staatsmännern, als in gewissen andern Zügen seines Charakters.

Jemand, der die vorzüglichsten Deputirten beider Partheien genau kennen und ihre Maßregeln sehr richtig beurtheilen soll, äußerte letzthin die

Vermuthung gegen mich, Danton und seine Anhänger würden wahrscheinlich ihre Gegner überwältigen.

Hat nicht Roland die Mehrheit der Convents-deputirten für sich? fragt' ich.

Wenn man der Mehrheit erlaubt, nach ihrem Gewissen zu stimmen, war seine Antwort, so ist sie sicherlich für Roland. Vielleicht aber sinnt Danton auf Mittel, wodurch man schon oft Gewissensbisse vertrieben hat.

Ich glaubte nicht, daß er so reich wäre. Woher nimmt er das Geld?

Geld ist freilich das schnellste wirksamste Mittel, sprach jener lächelnd, aber nicht das einzige. Danton bedient sich dessen selten; er hat es nicht immer bei der Hand. Gebraucht er es bei dringenden Gelegenheiten, so kommt es von einem andern.

Welches Mittel bleibt ihm dann?

Beredsamkeit ist schon eins. Gilt die in Ihrer Nationalversammlung nichts? In der unsrigen gilt sie viel; und Danton kann verschwenderisch damit umgehn, weil er nicht nur seinen eigenen tosenden Waldstrom derselben ausschütten kann, sondern auch den beliebten Fluß der von Robespierres Lippen sich ergießt.

Ueberwiegen Vergniaud, Buzot, und andre Freunde Rolands ihrer Gegner Beredsamkeit nicht?

Vielleicht. Auch hab' ich Dantons mächtigsten Bundesgenossen noch nicht aufgeführt.

Der ist?

Schrecken! Schrecken hat seit dem Anfange der Revolution eine große Rolle gespielt. Glauben Sie nicht, daß seine Riesengestalt zuweilen die Augen der Deputirten verblendet? Denken Sie, ihr Schlaf bleibe von Träumen ungestört, welche ihnen Köpfe auf Piken gesteckt, ermordete Gefangene, und die verstümmelten Leichname der Opfer feiger Rachsucht, Brissac, Montmorin, Delessart, und Rochefoucauld vorführen?

Solche Träume müßten vielmehr Dantons und seiner Freunde Gewissen beunruhigen.

Die haben kein Gewissen, und Danton scheint eben so wenig Furcht als Gewissen zu besitzen.

Darauf entdeckte mir mein Bekannter, er sey überzeugt, Danton wolle die Mehrheit der Deputirten in seine Maaßregeln einschrecken, und sich dazu des Pöbels der Vorstädte bedienen, den er, durch Chabot, Marat, und andre untergeordnete und bewährte Anführer, in seinem Dienst zu haben glaubt. In dieser Absicht wußte er die Pariser Stadtviertel zu verleiten, daß sie dem Convent oben erwähnte Bittschrift überreichten, welche Danton selbst geschrieben haben soll.

Seine Helfershelfer sind, wie ich erfahre, sehr geschäftig, allerhand Nachrichten zu verbreiten, um Roland und seine Freunde, besonders die von der Gironde, bei dem Volke verhaßt zu machen. Viele derselben sind Republikaner, und wurden deswegen von ihren Feinden heruntergemacht, als das Volk dieser Meinung noch minder zuge-

than war: also sollte sich wohl niemand träumen lassen, daß man sie jetzt anklagen werde, königlich gesinnt zu seyn. Weil aber das die ärgste Beschuldigung ist, die man gegen irgend jemanden aufstellen kann: so tragen die nehmlichen Leute, die ihnen vormals ein Verbrechen daraus machten, republikanisch gesinnt zu seyn, jetzt kein Bedenken, sich selbst zu widersprechen, verlassen sich auf die unvernünftige Leichtgläubigkeit der Menge, beschuldigen sie königlich gesinnt zu seyn, und finden mit unter Glauben.

Rolands Freunde zogen das Marseiller Bataillon nach Paris, das kürzlich ankam; ohne Zweifel nur in der Absicht, den Ohnehosen der Vorstädte zu widerstehen, die Danton aufbieten kann. Die Erklärung, welche sie im Convent vorlasen, soll Barbaroux aufgesetzt haben.

Herr Egalität läßt jetzt wenig von sich hören, wiewohl er täglich im Convent erscheint. Dort bleibt er gewöhnlich etwa eine halbe Stunde, scheint wenig Theil an dem was vorgeht zu nehmen, und eben so wenig Theilnahme in der Versammlung zu erwecken. Man vergleicht einen einfältigen oder verkehrten Mann von vornehmen Stande, oder in hoher Bedienung, mit jemanden, der auf einer Thurmspitze steht. Die ganze Welt scheint ihm klein, und er scheint der ganzen Welt klein. Ob Herr Egalität in seinem vorigen erhabenen Standpunkt alle Menschen mit solchen Augen ansah, oder von ihnen so angesehen ward, will ich

nicht entscheiden; es hat ihm aber sicherlich viel Mühe und Geld gekostet, so tief herabzusteigen, daß ihn die ganze Welt, nach seinem Verdienst und seiner Würdigkeit, sehn und schätzen kann.

Am 27sten Oktober. Zufolge eines neulichen Beschlusses, werden alle Ausgewanderte, die man bewaffnet gefangen nimmt, vor ein Kriegesgericht gezogen, und, wo man sie gefangen nahm, hingerichtet. Ungeachtet dieses Beschlusses wurden letzthin dreizehn nach Paris gebracht. Rühl begegnete ihnen unter Weges, wie ich oben erwähnte. Als sie näher nach Paris kamen, äußerte man im Convent von neuem die Besorgniß, sie liefen Gefahr auf der Straße umgebracht zu werden.

Ist so etwas wirklich zu besorgen, so sind die Einwohner von Paris ärger als Wilde. Ich sehe aber niemanden, der so blutdürstig denkt, ausgenommen einige Mitglieder des Convents und des Jakobiner-Clubs, und eine große Mehrheit unter denjenigen, die sich in beiden Versammlungen auf die Gallerien drängen. Die Krämer und Handwerker aber, um deren Denkungsart ich mich fleißig bekümmerte, scheinen mir ziemlich so zu seyn, wie ich sie immer gekannt habe. Mordthaten und bösliche Ueberfälle darf man also nur von Bösewichtern besorgen, die weder Krämer noch Handwerker, sondern müßige Tagediebe sind, welche sich zu solchen Freveln dingen und aufhetzen lassen. Wenn ich von der Rednerbühne des Convents oder Jakobiner-Clubs behaupten höre, das Volk sey ungeduldig den König

hingerichtet zu sehn, oder geneigt, unglückliche Männer, indem sie dem Gefängnisse zugeführt werden, zu ermorden, und doch keine solche Stimmung unter der Bürgerschaft wahr nehme: so kann ich mich nicht entbrechen zu argwöhnen, daß diese Redner selbst die Leute sind, welche solchen Abscheulichkeiten mit Ungeduld entgegen sehn, und die Meinung, als wären sie allgemeines Volksverlangen, in der Absicht verbreiten, ihre Vollführung zu erleichtern, und ihnen Nachsicht zu verschaffen, wenn sie vollführt worden sind.

Ich erinnere mich, daß man verschiedene Tage vor dem 2ten September häufig behauptete, es sey unerklärlich, warum die Gerichtshöfe so lange säumten, die Gefangenen in Untersuchung zu nehmen. Gewisse Mitglieder der National-Versammlung lieſen sich merken, das Volk werde darüber ungedulbig; und bei den Jakobinern hört' ich die Drohung eines Redners: wenn die Gerechtigkeit das Schwert noch lange zurückhalte, so werde das Volk es zur Hand nehmen. Doch komt' ich damals dergleichen Gesinnungen unter der Pariser Bürgerschaft nicht bemerken.

Die fürchterlichen September-Auftritte fingen an. Schrecken ergriff die Bürgerschaft. Einer sprach zu dem andern: Man hat uns wohl oft gesagt, das Volk werde noch so weit getrieben! Jeder glaubte, die ganze Stadt sey gegen die Gefangenen aufgestanden, nur das Viertel nicht, in dem er wohne, aus dem er sich, für seine Fa-

milie besorgt, nicht heraus wagte. Man erzählte, das Volk bringe jeden um, der den Gefangenen das Wort rede, und viele verdächtige Leute würden auf den Straßen angehalten. So blieben die Pariser Bürger aus ungegründeter Furcht unthätig, während eine Handvoll Straßenräuber unter ihrem Nahmen die schrecklichsten Gräuel verübten.

Wer dies bedenkt, geräth natürlicher Weise auf den Verdacht, man betreibe fast den nämlichen Zweck gegen den König, durch die nämlichen Mittel. Man erwartet vielleicht, durch häufig wiederholte Versicherung, das ganze Volk dringe auf seinen Tod, es zu einem gewaltsamen Schritte zu verleiten, wenn der Prozeß verzögert werden sollte, so daß es alle dagegen Eingenommene für Aristokraten und Revolutionsfeinde halte; und die Bürger sich endlich überreden lassen, das zu wünschen, woran sie sonst nie gedacht hätten, oder diesen Wunsch wenigstens vorzugeben.

Es stehe um diesen Verdacht, wie es will, oberwähnte unglückliche Gefangenen wurden ins Gefängniß geführt, und das Volk machte keinen Versuch sie zu ermorden. Vorgestern ward ein Kriegesgericht über sie gehalten. Verlangte wirklich jemand nach ihrer baldigen Hinrichtung, so durfte seine Geduld keine lange Prüfung bestehen. Neun der dreizehn Gefangenen wurden heute Morgen enthauptet: vier Offiziere unter den Landtruppen, ein Seelieutenant, ein vormaliger Rath des Par-

lements von Guyenne, drei gewesene Leibgardisten.

Die vier Losgesprochenen waren Bediente, und trugen keine Waffen, da man sie gefangen nahm.

Wahrscheinlich giebt es Leute, welche die September-Auftritte zu erneuern wünschen; denn man verbreitete absichtlich das Gerücht, der Prinz von Lambesc befinde sich, als Bedienter verkleidet, unter den Gefangenen. Daher versammelte sich Pöbel aus der Vorstadt Saint Antoine um die Burgvogtei, und begehrte mit Geschrei den Kopf des Prinzen. Als aber Commissarien des Stadtraths versicherten, er befinde sich nicht im Gefängnisse, ging der Pöbel auseinander.

Lambesc ist deswegen dieser Pariser Volksklasse so verhaßt, weil sie ihm nicht verzeihen kann, was er im Jahr 1789 für seine Pflicht hielt. Bei dem ersten Ausbruche der Revolution, als Nekkers und des Herzogs von Orleans Brustbilder in Triumph herumgetragen wurden, hielt er an der Spitze einiger Dragoner auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten. Da warf man aus den Gärten der Tuilerien seine Leute mit Steinen, und er ließ dagegen auf die Menge vordrängen, wobei einige unter derselben zu Schaden kamen.

Es hält jetzt schwerer, große Gräuelthaten aufzuführen, als im Anfange des Septembers. Viele sittenlose Müßiggänger, die sich damals in Paris befanden, sind als Rekruten zu den Heeren abgegangen, und zu gleicher Zeit scheuen sich Marat

und seine Bande vor den angekommenen Marseillern.

Am 28sten Oktober. Als ich vor zwei Tagen im Convent war, ging ein höchst strenger ungerechter Beschluß durch. Man unterstützte eine Grausamkeit durch sophistische Gründe. Es betraf die Französischen Ausgewanderten. Zuerst setzte man fest: Es sey ein wesentlicher Unterschied zu machen, zwischen solchen, die in ein Land zogen, welches mit Frankreich Krieg führt, und den Feinden ihres Vaterlandes mit Rath oder Waffen beitraten; und zwischen solchen, die bloß ihrer eignen Sicherheit wegen, in ein neutrales Land gingen. Die ersten, sagte man, sind Verräther, und verdienen Todesstrafe; die letzten sind Feigherzige, die ihr Vaterland zur Stunde der Gefahr verließen, und verdienen nur verbannt zu werden. Also verbannt sie der Beschluß, doch mit dem Beisatze, daß sie mit dem Tode bestraft werden sollen, wenn sie je zurück kehren: nicht weil sie auswanderten, (denn dafür sind sie nur verbannt) sondern weil sie das Gesetz brachen, das sie zu ewiger Verbannung verurtheilt.

Das heißt einen Unterschied machen, und keinen Unterschied zulassen. Denn durch diesen grausamen ungerechten Beschluß, ist, wer sein Vaterland aus bloßer Furcht verläßt, und keine Parthei dagegen nimmt, in der That eben so hart gestraft, als wer sich mit feindlichen Heeren verbindet, und bewaffnet gefangen wird. Der erste soll To-

desstrafe erdulden, wenn er in das Land zurückkehrt, das ihn gebar; den zweiten kann diese nicht eher treffen, bis auch er das nämliche thut.

So könnte man zwei Bedienten eines Hauses verurtheilen, denen Schuld gegeben würde, sie wären mit Mordbrennern einverstanden gewesen, die ihres Herrn Haus in Brand gesteckt hätten. Von dem einen wäre klar bewiesen, er habe den Mordbrennern geholfen und beigestanden. Gegen den andern ließe sich nichts darthun, als daß er aus dem Fenster gesprungen sey, um sich selbst vor den Flammen zu retten. Soll nun der Richter, im Geist des obigen Beschlusses, über den angenommenen Fall erkennen, so muß sein Urtheil folgender Maßen ausfallen: Zwischen dem Vergehen beider Inquisiten ist ein großer Unterschied zu machen, der auch bei ihrer Bestrafung Statt finden soll. Einer muß gehängt werden, weil er ein Mitschuldiger der Mordbrenner war. Der andre, welcher aus dem Fenster sprang, hätte sich schämen sollen, jemals sein Gesicht wieder aufducken zu lassen. Wäre er uns dergestalt aus dem Wege gegangen, und nie vor uns erschienen, so hätten wir, das gesteh' ich ein, kein Recht ihn zu hängen. Da wir ihn aber haben, so ist der Fall anders. Nun verdient er gehängt zu werden, und folglich erkenne ich ihm diese Strafe zu. Aber, bemerken Sie wohl, meine Herren, er wird gehängt, nicht weil er aus dem Fenster sprang, sondern, weil

der beschwerende Umstand gegen ihn eintritt, daß wir ihn in unsrer Gewalt haben.

Dieser unsinnige, ungerechte Beschluß verurtheilt Weiber, weil sie furchtsam sind, wie es ihr Geschlecht mit sich bringt; und viele Männer verlieren ihr Vermögen, und werden dem äußersten Mangel ausgesetzt, die nur auswanderten, um ihr Leben, nicht vor dem Schwerte der Gerechtigkeit, sondern vor dem Dolche der Mörder zu schützen.

Wenn zwei Partheien in einem Staate sich um das Ruder desselben zanken, so hassen sie sich gewöhnlich. Aber die Erbitterung, womit das in Frankreich geschieht, übertrifft alles von dieser Art, was ich je in England erblickte, und zur Ehre der Menschheit will ich hoffen, alles was je in irgend einem Lande Statt gefunden haben mag. Ich machte diese Bemerkung gegen Jemanden, der die Franzosen genau kennen will. Man hält, war seine Antwort, die Franzosen für leichtsinnig und unbeständig in der Liebe; darüber weiß ich nichts; aber ich versichere Ihnen, sie sind sehr ernst und beständig in ihrem Haß.

Zum Beweise dieser Bemerkung seh' ich alle Tage die stärksten Aeußerungen des Hasses, zwischen den Anführern beider entgegengesetzten Partheien. Sie stimmen in keinem Stücke überein, außer in ihrem wechselseitigen Hasse gegen die unglücklichen Ausgewanderten, ohne daß dadurch ihr Haß gegen einander im mindesten abnimmt; und wie man mir sagt, hassen die Ausgewanderten in

allen verschiedenen Europäischen Ländern, einander eben so. Wer zu einer Periode der Revolution auswanderte, haßt den, der zu einer andern sein Vaterland verließ, eben so herzlich, als beide befugt sind, die Mitglieder des jetzigen Convents zu hassen, der so gehässige Beschlüsse gegen sie ergehn läßt.

Marat hat seine Verläumdungen so weit getrieben, daß selbst die Parthei, welche er zu unterstützen wünscht, sich seiner zu schämen scheint: indem ihn sonst jedermann vermeidet, und augenscheinlich verabscheuet. Tritt er in den Versammlungssaal, so weicht man ihm überall aus; setzt er sich, so stehn seine Nachbarn gemeiniglich auf, und verändern ihre Plätze. Gestern stand er lange an der Rednerbühne, und lauerte auf Gelegenheit zu sprechen. Ich sahe, wie er Louvet anredete, und zu gleicher Zeit den Versuch machte, seine Hand auf dessen Schulter zu legen. Louvet fuhr sogleich mit Blicken des Entsetzens zurück, wie ein Mann vor der Annäherung einer giftigen Schlange zurückfahren würde, und rief: Berühren Sie mich nicht!

Nichts kann Marat aus seiner Fassung bringen. Er bestand darauf, man müsse ihn hören, er habe eine Thatsache vorzubringen. Die Versammlung zeigte sich äußerst ungeneigt ihn zu hören. Er rief, die Thatsache betreffe das Wohl des Staats!

So mußte man ihm endlich das Wort lassen.

Er reckte den Hals, wie er immer thut, wenn er von der Rednerbühne spricht, blickte mit entschlossener Frechheit auf die Versammlung herab, und sagte mit hohler Stimme und dem Tonfall eines Predigers: Nicht der Bürger, der jetzt mit euch redet, hetzt euch zu Mordthaten auf, oder bringt die Freiheit des Staats in Gefahr; sondern Männer in Staatsbedienungen, die ihr Ansehen zur Unterdrückung des Volkes mißbrauchen. Diese sind Tyrannen, welche, unter dem Vorwande Ruhe in Paris zu erhalten, unschuldige verdienstvolle Bürger verhaften und ermorden. Darauf beschuldigte er Roland, daß dieser Befehl gegeben habe, einen trefflichen Vaterlandsfreund, den er nahmentlich anführte, zu verhaften.

Nun ergab sich, daß diese Vorstellung gänzlich falsch sey. Ehe aber Marat die Rednerbühne verließ, berichtete Barbaroux der Versammlung: Marat habe das neulich angekommene Bataillon Marseiller in dessen Casernen besucht, sich die Einrichtung desselben zeigen lassen, und sodann beklagt, daß so viele wackere Ohnehosen kein besseres Obdach hätten, da doch ein Dragoner-Regiment, das aus ehemaligen Kammerdienern und Kutschern des Adels, nebst einigen entlassenen Leibgardisten, bestehe, und ganz und gar der Revolution abgeneigt sey, das prächtige Quartier der Kriegesschule bewohne. Er habe sonst noch vieles angeführt, um zwischen den Marseillern und besagtem Dragoner-Regiment Eifersucht zu erregen;

und jenen zu verstehen gegeben, der Convent handele so undankbar gegen sie; auch einige bei sich zum Frühstück eingeladen.

Offenbar ging Marats Absicht dahin, die Marseiller denen abspänstig zu machen, welche sie nach Paris beriefen, sie auf seine Seite zu ziehen, und zu vermögen, dem unruhigen Pöbel von Saint Antoine keinen Widerstand zu leisten, sondern sich mit demselben zu verbinden, wie ihre Landsleute am 10ten August gethan hatten.

Die Marseiller schlugen indessen seine Einladung aus. Barbaroux's Erzählung aber veranlaßte im Convent ein großes Geschrei gegen Marat. Der Bube! Der Meuchelmörder! ward ihm häufig zugerufen, und ein Deputirter sagte: Marat hat neulich behauptet, Frankreich werde nicht ruhig seyn, bis noch zweihundert acht und sechzig Köpfe abgeschlagen wären.

Das hab' ich aus seinem Munde gehört! rief ein anderer.

Ich faßte Marat ins Gesicht, um zu beobachten, wie er eine solche Beschuldigung aufnehmen werde.

Ganz recht, sagte Marat. Das hab' ich gesagt. Das ist meine Meinung. Noch wußt' ich kaum, ob ich meinen Sinnen trauen sollte, als Marat von neuem anhob: Ja, ja, das ist meine Meinung. Man wird sich doch hier nicht unterfangen, einen Menschen seiner Meinung wegen zu bestrafen? Barbaroux's jämmerliches Gewäsch ist eine boshafte

Verdrehung meiner vaterlandsliebenden Höflichkeit und Gastfreundschaft gegen die Marseiller. Was ist es denn, das man mir so hoch anrechnet? Ich sagte: Ihr werdet eher weder Frieden noch Ruhe haben, bis die Unterdrücker des Volks ihren Kopf verlieren, und nahm höchst bescheidentlich an, dieser wären nur zweihundert acht und sechzig. Auch glaubt man mich verklagen zu dürfen, weil ich dem kürzlich von Marseille angekommenen Bataillon mehr Achtung erwies, als irgend ein andrer Conventsdeputirter. Sind dies Verbrechen, sezte er hinzu, und strich sich mit der Schärfe seiner rechten Hand über den Hals, so erwürgt mich!

Diese neue Anzeige gegen Marat ward an den Ausschuß verwiesen, welcher bereits die erste in Untersuchung zieht; und Marats Anklage gegen Roland als eine Verläumdung angesehn, wodurch jener den Lauf der Gerechtigkeit hemmen wollte.

Daß dieser Mann sonst gute Eigenschaften besitze, hab' ich nie gehört; sicherlich aber fehlt es ihm nicht an großem persönlichen und politischen Muth. Keine Gefahr schreckt ihn, keine Entdekkung bringt ihn aus seiner Fassung. Sein Herz und seine Stirne müssen Eisen seyn.

Am 29sten Oktober. Ich war im Convent, als Rühl aus Strasburg, dessen oben bereits gedacht ist, berichtete, als Mitglied des Ausschusses, zur Untersuchung einiger Deutsch geschriebenen Briefe, sey ihm der Brief eines Korporals im Preußischen Heere an dessen Frau in Schlesien,

in die Hände gefallen. Dieser Brief enthalte viele Ausdrücke ehelicher Liebe und natürlicher Zuneigung, schilderte aber die Franzosen mit den schwärzesten Farben. Der arme Korporal, fuhr Rühl fort, war geduldig und edelmüthig genug, sich fünf Dukaten von seinem Solde abzusparen, die er seiner im Kindbett liegenden Frau in dem Briefe übermacht. Ich bitte um Erlaubniß, dieses Geld mit einer Zulage von mir, der Frau des ehrlichen Korporals zu senden, und ihr dabei schreiben zu dürfen, die Franzosen verdienten nicht alle Schimpfnahmen, womit ihr Mann sie belege.

Rühl ist ein Mann von ungefähr siebenzig Jahren, und spricht die Sprache der unverkünstelten Natur. Ich erwähnte des Korporals gegen einen Franzosen von meiner Bekanntschaft. Das Mährchen ist hübsch, war seine Gegenrede, und könnte meine Theilnahme erwecken, wenn es nur wahrscheinlich wäre.

Er hielt doch den Brief in der Hand, sagt' ich. Wie können Sie daran zweifeln?

Zweifeln muß ich, versetzte der Franzos, und wenn er zwanzig Briefe vorzeigt: denn ein Preußischer Korporal schenkt nichts weg, als Stockschläge. Wer aber vom Morgen bis in die Nacht Stockschläge austheilt, ist durchaus keiner zärtlichen Empfindung fähig. Eigenschaften, die sich widersprechen und bestreiten, können nicht in einer Brust beisammen wohnen.

Der Franzos hat, denk ich, Unrecht, seinem

Unglauben aus solchen Gründen nachzuhängen; und ich will hier einen Vorfall aufzeichnen, gegen welchen seine Kritik weit eher Raum finden müßte, der mir aber über allen Zweifel erhaben scheint, weil er mir aus einer wahrhaften Quelle zukam.

Ein Maltheser-Ritter, Herr Bertrand, Bruder des vormaligen Seeministers, Bertrand von Molleville, ward bald nach dem 10ten August verhaftet, und in das Gefängniß der Abtei gebracht. Am dritten September führte man ihn um Mitternacht vor den schrecklichen Gerichtshof, der in diesem Gefängniß errichtet war. Er besitzt viel kaltes Blut und Seelenstärke. Dies kam ihm in seiner Bedrängniß wohl zu Statten. Denn freilich sollte man bei solchen Gelegenheiten niemanden eine Aeußerung seiner Furcht als Anzeige seiner Schuld anrechnen: jene Richter aber gaben ihr diese Deutung, und ließen sie, ohne alle weitere Anzeige, zuweilen dem Gefangenen zum Verderben gereichen.

Herr Bertrand antwortete, ohne Gesicht oder Stimme zu verändern, auf die ihm vorgelegten Fragen: Er könne sich keine Ursache denken, warum er verhaftet sey. Seine Verhaftnehmer hätten keine angegeben. Auch sey in der Folge niemand gegen ihn aufgetreten, und er halte sich überzeugt, man habe ihn aus Irrthum in Verhaft genommen.

Diese kalte unerschrockene Erklärung wirkte auf seine Richter: und da sie keine Anklage, oder ir-

gend einen Beweis gegen ihn aufbringen konnten, befahlen sie, ihn in Freiheit zu setzen.

Zwei blutbedeckte Männer, die sich brauchen ließen, die Gefangenen hinzurichten, und bei der Hand gewesen waren, um auf ein gegebenes Zeichen Herrn Bertrand abzuschlachten, schienen sich über den ungewöhnlichen Befehl zu wundern, aber nicht zu ärgern. Sie begleiteten ihn durch den Hof der Abtei, und fragten ihn unter Weges, ob er einen Verwandten habe, in dessen Wohnung er sich zu verfügen wünsche?

Eine Halbschwester, sagte er, die ich sogleich aufsuchen will.

Die wird sich wundern und freuen, Sie zu erblicken: erwiederten die Männer.

Ganz gewiß wird sie das! versetzte Herr Bertrand.

Da fragte einer den andern: Würd' es dich nicht ergötzen, bei der Zusammenkunft zugegen zu seyn? Ja wohl! sagte der andre, ohne sich zu besinnen. Und beide bezeugten Herrn Bertrand, sie wären sehr neugierig der frölichen Zusammenkunft beizuwohnen.

Herr Bertrand war darüber erstaunt und verlegen. Meine Schwester, sprach er, ist ein zartes Frauenzimmer, und könnte über Ihre Gegenwart, besonders zu einer so unschicklichen Stunde, erschrecken. Warum soll ich Ihnen die unnöthige Mühe machen? Und was ihm sonst noch einfiel, um den unerwarteten Vorschlag abzulehnen.

Wir wollen im Vorzimmer warten, sagten sie dagegen, bis Sie der Dame berichtet haben, daß wir im Hause sind, damit sie nicht erschrecke. Es macht uns keine Mühe Sie zu begleiten, sondern gereicht uns zu großem Vergnügen Wir wünschen uns von unsrer langen Arbeit ein wenig zu erholen, und hoffen, Sie werden uns die Freude nicht versagen, bei Ihrer Zusammenkunft mit Ihren Freunden gegenwärtig zu seyn.

Herr Bertrand glaubte, es sey nicht klüglich gehandelt, solchen Bittenden länger zu widerstehn, und willigte ein. Sie gingen mit ihm an das Haus. Ein Bedienter erkannte seine Stimme, und öffnete ihm. Durch den ließ er der Dame sagen, er sey wieder da, und wohlbehalten. Darauf ging er selbst, und berichtete ihr die seltsame Grille der beiden Leute, die in einem andern Zimmer warteten. Sobald die Dame seine Ankunft erfuhr, stand sie auf, und kleidete sich eilends an. Alle Hausgenossen thaten eben das, und drängten sich freudig um ihn her. Man ließ die beiden Männer herein. Sie wurden Zeugen der allgemeinen Fröhlichkeit, und bewiesen sich darüber sehr vergnügt und gerührt. Der Anblick war freilich äußerst verschieden von dem, welcher ihnen so neulich vor Augen schwebte. Herr Bertrand bot ihnen Geld. Das nahmen sie keinesweges, sondern erklärten, die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, sey die einzige Bezahlung, die sie verlangt hätten. So blieben sie noch lange, wünschten beim Weggehn

der Dame alles Glück, und dankten Herrn Bertrand, daß er ihnen das Vergnügen gemacht habe, einer so erfreulichen Zusammenkunft beizuwohnen.

Der Widerspruch in den Empfindungen desselben nämlichen Menschen, welcher in dieser Erzählung hervorleuchtet, kann niemanden mehr auffallen als mir. Wer die Verhältnisse und Verbindungen des menschlichen Gemüths, nur wie sie gewöhnlich sind, studirt hat, ließe sich schwerlich träumen: zwei Menschen, die so wenig Gefühl hatten, alle Gewissensbisse zu unterdrücken, und an den Ermordungen in den Gefängnissen thätigen Antheil zu nehmen, könnten so viel Gefühl besitzen, als der Wunsch erforderte, bei der Zusammenkunft des Herrn Bertrand und seiner Freunde, zugegen zu seyn, und die Art, wie sich jene beiden Männer dabei nahmen. Wie reimt sich die erste Stimmung mit der zweiten? Ich kenne kein Schulsystem, das beide mit einander vereinigt. Ich wage keine Erklärung darüber. Ich gebe die Thatsachen, wie ich sie aus einem Munde erhielt, welchem Glauben beizumessen ich mich nicht erwehren darf; und als einen neuen Beweis der erstaunenswürdigen Vielseitigkeit und des innern Widerspruchs im Charakter des wunderbaren Wesens, des Menschen.

Am 30sten Oktober. Bei dem Rückzuge des Herzogs von Braunschweig, ging ein Theil des Gepäckes der Französischen Prinzen verloren, worunter sich eine Brieftasche befand, welche dem

Bruder des Königs, Monsieur, zugehörte. Auch fand Kellermanns Heer zu Longvy verschiedene Packete, die einen beträchtlichen Briefwechsel, zwischen den Ausgewanderten und ihren Freunden, über mancherlei Gegenstände enthielten. Alle diese Schriften sind dem Convente zugeschickt, und von diesem der Untersuchung eines Ausschusses übergeben.

Die meisten Briefe sollen Privatangelegenheiten betreffen, und keinesweges den Staat oder das Publikum im Ganzen angehen. Es würde also des Convents höchst unwürdig seyn, wenn er diese drucken lassen wollte, woran sich nur der Geist des Hasses, des Neides, und der Verläumdung ergötzen mag; die nur Zwietracht und Eifersucht zwischen Bekannten und Verwandten erregen können. Doch behauptet man auch, einige dieser Briefe enthielten wichtige Aufschlüsse, und einen vollständigen Beweis, daß der König mit seinen Brüdern einverstanden gewesen sey, die Constitution zu untergraben. Man weiß aber schon, wie leicht der Ausdruck vollständiger Beweis, jetzt in Frankreich gebraucht wird, und wie höchst unvollständig einem Unpartheiischen das erscheint, was man bis jetzt für vollständig ausgeben wollte. Heute ward, um jene Behauptung zu begründen, dem Convent ein Brief vorgelesen, der sich in oberwähnter Brieftasche befunden haben soll. Er ist von dem Marquis von Toulongeon, General-Lieutenant unter dem Französischen Heer, an die

Brüder

Brüder des Königs gerichtet. Er meldet ihnen gewisse Stellungen die er genommen habe, um seinen Soldaten den Uebergang zu den Oestreichern zu erleichtern; giebt Gründe an, warum er nicht selbst nach Coblenz zu den Prinzen gekommen sey; behauptet, er sey ihrer Sache nützlicher, wenn er ein Commando in dem Französischen Heere behalte; der Kaiser wisse die Ursache seines Betragens, der König billige sie, u. s. w.

Darauf ward die Anklage gegen Toulongeon beschlossen, der aber, zu seinem Glück, schon geflüchtet ist; und nach Abfassung dieses Beschlusses bezeugte ein Deputirter seine Verwunderung, daß unter so vielen beschlossenen Anklagen, die wichtigste von allen noch nicht beschlossen sey, die Anklage gegen den König.

Mailhe, der im Gesetzgebungs-Ausschuß sitzt, erwiederte dagegen: der Prozeß gegen den König erfordere die feierlichste Regelmäßigkeit, nicht weil es schwer halte, ihn seiner Schuld zu überführen, oder solche dem Französischen Volke zu beweisen, welches bereits davon überzeugt sey, sondern um dem ganzen Europa Genüge zu leisten, und ein großes Beispiel aufzustellen; wie auch, um das Versehen zu vermeiden, welches die Engländer begingen, da sie in dem Prozeß gegen Carl den Ersten, manchen nothwendigen Gerichtsgebrauch außer Acht ließen, worüber viele Geschichtschreiber sie tadeln, und keiner sie rechtfertigt.

Rühl bemerkte dawider: die Englische Nation

sey wegen ihres Urtheils über Carl den Ersten durch einen Schriftsteller von höherem Geist gerechtfertigt, als alle Geschichtschreiber besäßen, die jemals darüber geschrieben hätten, durch Johann Milton, den Sänger des verlornen Paradieses.

Bisher war mir Rühl in vortheilhaftem Licht erschienen. Er spricht ungekünstelt, und ich hielt ihn für einen menschenfreundlichen Mann. Ein solcher aber würde schwerlich, gerade zu dieser Zeit, eine solche Bemerkung im Convent gemacht haben.

Am 31sten Oktober. Man hat den Prozeß Carls des Ersten aus unsern Staatsprozessen übersetzt. Er liegt seit Kurzem auf allen Buchhändlerauslagen rund um den Conventssaal. Die Bücherkrämer im Palais Royal, und in den verschiedenen Zugängen zum Convent, rufen einen Auszug desselben aus. Jedermann spricht jetzt darüber, und über den Prozeß gegen Ludwig den Sechzehnten. Doch glaubte ich nie, daß der Convent in Ernst gesonnen sey, dem Könige den Prozeß zu machen, und hielt es noch für weit unwahrscheinlicher, daß jener wirklich damit umgehen könne, diesen auf das Blutgerüst zu bringen. Mich schaudert vor dem Gedanken. Wohl mögen einige Deputirte nicht viel auf Grundsätze geben: wie sollten sie aber eine so grausame Ungerechtigkeit begehen, ohne einen einzigen Bewegungsgrund zu haben, der boshafte Menschen zu solchen Abscheulichkeiten auffordert? Ihr persönlicher Vortheil erheischt offenbar die Erhaltung des königli-

chen Lebens, und es schien nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Conventsdeputirter, einen einzigen ausgenommen, den König persönlich hassen könne. Beinahe alle sind aus der mittlern oder niedern Volksklasse. Keiner hatte jemals Gelegenheit, eine Art von Umgang mit dem Könige zu unterhalten, woraus Freundschaft oder Feindschaft zu entstehen pflegen. Sie konnten sein Betragen, seinen Charakter im Allgemeinen, leiden oder nicht leiden mögen, ehren oder verunehren: aber ich fand bei ihnen sonst keine gute oder böse Quelle persönlichen Hasses gegen Ludwig den Sechzehnten, der zudem während seiner Regierung die ihm vertraute Gewalt mit großer Mäßigkeit gebrauchte. Immer bezeigte er sich geneigt, den Wünschen seiner Unterthanen zuvor zu kommen. Vielleicht hat eben seine Abgeneigtheit vor jeder heftig scheinenden Maaßregel, seine zu große Leichtigkeit im Gewähren, ihn um die Macht gebracht, etwas zu verweigern, und in die Lage versetzt, worin er sich jetzt befindet. Gewiß verdiente keiner seiner Vorfahren mit so vielem Recht irgend einen Beinahmen, mit welchem das Volk und die Geschichtschreiber ihn benannten, als der unglückliche Ludwig der Sechzehnte den Nahmen: Ludwig der Allzugute.

Einen Mann hab' ich ausgenommen, auf welchen meine vorherige Beschreibung nicht völlig paßt, dem man vielleicht Bewegungsgründe des Hasses oder der Rache zuschreiben kann. Gesetzt aber, er hegte sie, so überzeugt mich alles, was ich

sehe und höre, seitdem ich in diesem Lande bin, sein Einfluß sey unendlich viel zu gering, um eine von beiden Partheien zu einer Maaßregel zu vermögen, die sie nicht billigt.

Diese Betrachtungen waren bis jetzt hinreichend, mich zu überzeugen, der Convent sey nicht in Ernst gesonnen, dem Könige den Prozeß zu machen. Nun aber fange ich an zu fürchten, man werde bald auf eine oder die andre Weise einen Prozeß gegen ihn erheben; und ist dieser einmal angefangen, so weiß niemand, welchen Ausgang er in einer Stadt nehmen kann, die so ganz in der Gewalt des Pöbels, und eines solchen Pöbels sich befindet, wie Paris anjetzt enthält.

Ich finde mich bewogen meine erste Meinung zu verändern, weil sich seit Kurzem viele Bürger, denen ich ganz andre Gesinnungen zutraute, gegen mich erklären: sie hielten sich überzeugt, der König habe das Land verrathen. Der thätige Groll seiner Feinde hat sie endlich überredet, kein zweiter Heinrich der Vierte, zwischen welchem und Ludwig dem Sechzehnten sie sonst gern Aehnlichkeit fanden, sondern das Ebenbild Ludwigs des Eilften oder Carls des Neunten, sey vom Throne gestoßen.

Uebrigens fragt man jetzt nicht bloß, ob es gerecht oder zuträglich sey, den König zu richten, sondern hat unglücklicher Weise das Ja oder Nein der Beantwortung zu einer Partheisache gemacht, wobei Leidenschaft mehr gilt, als jene beiden Rücksichten. Dantons Parthei weiß, die Girondisten

wünschen den König zu retten: das ist ihr Ursache genug, alles mögliche zur Beförderung seines Prozesses und Verurtheilung beizutragen, und den Widerstand ihrer Gegner als einen Beweis aufzustellen, daß diese in ihrem Herzen Aristokraten und Königlichgesinnte sind.

Marat, Dantons und Robespierrens großer Geschäftsträger behauptet, es sey sehr ungerecht, und eine schmähliche Abweichung von den schmeichelhaften Grundsätzen der Gleichheit, da man Herrn de Laporte und andre untergeordnete Verbrecher bestraft hätte, wenn man nun den größten aller Verbrecher übergehen wollte.

Endlich sind mir neuerdings noch eine Menge Umstände aufgefallen, für einzelne Hererzählung zu kleinlich, die mich mit Besorgniß um das Schicksal des Königs erfüllen. Es ist freilich abscheulich und erniedrigend für die menschliche Natur; aber ich fürchte, der Pöbel dieser Stadt hat so viel von einem großen Beispiel gehört, dessen Europa bedürfe, und seine Einbildungskraft so lange mit dem Traume beschäftigt, einen König peinlich verhören, und hernach zur Hinrichtung führen zu lassen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, einem so außerordentlichen Schauspiel zu entsagen.

Am 1sten November. Als so heftig erbitterte Gegner gegen Roland und seine Freunde aufstanden, durfte man nicht erwarten, diese würden dem Vorwurfe entgehen, der so leicht gemacht

und so schwer widerlegt ist: sie handelten nicht aus reiner Vaterlandsliebe, sondern aus eigennützigen Bewegungsgründen, und dächten nur darauf, die einträglichen Staatsbedienungen unter sich zu vertheilen.

Um dieser Lästerung ein plötzliches Ende zu machen, überraschte Gensonne' neulich den Convent mit einer Rede, worin er beklagte, daß Partheigeist diese Versammlung so gewaltsam zerrütte. Gegenseitiges Mißtrauen, die natürliche Folge vieler seit einiger Zeit entdeckten Verräthereien, sey gleichfalls zu einer gefährlichen Höhe gestiegen. Dazu geselle sich Neid, der Haß erzeuge, und Zwietracht hervorbringe: so daß Despotismus dadurch die Kraft gewinnen möge, von neuem aus der Gesetzlosigkeit hervor zu gehen. Also erforderten die gegenwärtigen Zeitläufte ein großes Beispiel der Entsagung eigner Vortheile, um eine Hauptquelle des Partheigeistes versiegen zu lassen, der Verläumdung Stillschweigen aufzulegen, und der Welt zu beweisen, man habe nicht deswegen Krieg mit der Krone geführt, um ihre Schätze unter sich zu theilen, sondern um dem Vaterlande Freiheit zu geben. Er trug also auf den Beschluß an, daß kein Conventsdeputirter innerhalb der nächsten zehn Jahre fähig seyn solle, irgend eine Staatsbedienung zu bekleiden.

Alle Deputirten riefen einstimmig: Ja! Ja! sprangen in einem Ausbruch des Entzückens von ihren Sitzen, und verlangten, Gensonne's Antrag

sollte augenblicklich zum Beschluß werden. Dem geschah also.

Dieser Gebrauch, einen Antrag sogleich, ohne Ueberlegung, zum Beschluß zu erheben, kann sehr üble Folgen hervorbringen. Und dieser letzte Beschluß widerspricht besonders den Absichten der Häupter beider Partheien so gerade zu, auch läßt sich in andrer Rücksicht so viel Wichtiges dagegen anführen; daß ich vermuthe, er werde selbst in Frankreich nicht lange unwiderrufen bleiben. Sollte er aber, so können sich Engländer in dieser Zeit der Besorgniß, wo man so viel Ursache hat, vor dem Uebergewicht Französischer Sitten und Französischer Meinungen auf seiner Hut zu seyn, mit der Betrachtung trösten, das Brittische Parlament habe zu viel feste Anhänglichkeit an gesundem Menschenverstand, um einen so thörichten Grundsatz zu dem seinigen zu machen.

Am 2ten November. So oft der Ausgewanderten im Convent Erwähnung geschieht, beweist man sich unversöhnlich gegen sie. Darüber sprach ich heute Abend mit einem Deputirten, und bezeugte ihm meine Verwunderung, daß niemand ein Wort zu ihrem Besten sage, da ich doch glauben müsse, daß in einer so großen Versammlung viele Mitglieder Freunde oder Verwandte unter den Ausgewanderten hätten.

Dagegen erwiederte der Deputirte: die meisten Ausgewanderten wären Adliche, zu welcher Classe nur wenige Mitglieder des Convents gehörten, so

daß Blutsverwandschaft oder freundschaftliche Verbindung unter den Deputirten und Ausgewanderten selten oder gar nicht Statt finde. Sie werden mir zugeben, sprach er weiter, daß wider Ausgewanderte, welche die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen, keine Verfügung zu strenge seyn kann. Die aber nicht in Waffen erscheinen, bieten, wie man weiß, alles auf, um ganz Europa, besonders England, gegen Frankreich zu empören. Gelingt es ihnen, bewirken sie eine Gegenrevolution, so werden diese Ausgewanderten ohne Zweifel gegen die Vaterlandsfreunde noch viel grausamer verfahren.

Ich antwortete darauf: die Versammlung habe den Ausgewanderten die Mühe erspart, Krieg zu erregen, indem sie ihn zuerst angekündigt habe; denn noch sey Frankreich jeder möglichen Kriegserklärung zuvor gekommen. Ob aber auch England gegen Frankreich auftreten werde, hange, meiner Meinung nach, vom Convent ab, nicht von Worten oder Thaten der Ausgewanderten. Wollte man endlich grausam gegen Leute verfahren, deren Personen oder Eigenthum man in seiner Gewalt habe, weil man voraussetze, daß, im umgekehrten Verhältnisse, die Unterdrückten sich als Unterdrükker zeigen möchten, so werde nichts als Unterdrükkung und Grausamkeit in der Welt Statt finden.

Ich erwähnte sodann eines Mannes, der unter besondern Umständen ausgewandert war, und bald darauf nach Frankreich zurück ging, zeigte ihn in

dem beruhigendsten vortheilhaftesten Lichte, und bewies, was ich sagte, durch Belege, die ich in Händen hatte.

Während dessen gesellten andre Deputirten sich zu uns, gegen die ich gleichfalls der Sache erwähnte. Einer derselben zog mich bei Seite, versicherte mir, er sehe den Fall aus meinem Gesichtspunkt an, und werde alles mögliche thun, dem bewußten Manne zu dienen. Dabei müsse er aber, seiner Rechtsgründe ungeachtet, sehr vorsichtig zu Werke gehn, weil im Convent alle Ausgewanderten so verhaßt, und alle Mitglieder so mißtrauisch gegen einander wären, daß, wer von diesen jene zu begünstigen oder zu vertheidigen schiene, wahrscheinlich nur sich selbst schade, ohne jenen zu nutzen. Sie können glauben, sagte er, wie schwer es halten muß, einem ausgewanderten Adlichen jetzt das Wort zu reden, da selbst die Adlichen, welche nie auswanderten, sondern vielmehr thätigen Theil an der Revolution nahmen, mit argwöhnischen eifersüchtigen Augen angesehen werden. Er rieth mir sodann, wie ich verfahren, an wen ich mich wenden, und was ich vorstellen sollte. Ich befolgte seinen Rath, und hoffe durchzudringen.

In der Befriedigung dieses Hasses gegen die Ausgewanderten geht der Convent, wie in vielen andern Stücken, weiter, als eine weise Staatsklugheit erlaubt.

General Custine hat dem Convent Briefe zugesandt, von Ausgewanderten in fremden Diensten,

die jetzt ihrem Vaterlande zu dienen wünschen, wenn man ihnen erlauben will, mit Sicherheit zurück zu kehren.

Auch General Biron hat dem Convent zu Gunsten einiger Offiziere geschrieben, die unter dem Prinzen von Conde' standen, und jetzt um Vergebung bitten, und den General ersuchen die Versammlung zu bewegen, daß sie ihnen erlaube, nach Frankreich zurück zu kehren.

Der Convent ging beide Male zur Tagesordnung über. Doch genießt Biron jetzt eine hohe Volksgunst, und Cüstine, dem alles glücklich ging, hat gerade Frankfurt eingenommen: man hätte also glauben sollen, ihre Bitten würden wenigstens in einige Betrachtung gezogen seyn.

Zudem würde, in diesem Augenblick des Triumphs, ein sanftes versöhnliches Benehmen gegen Unglückliche, die ihr Vaterland zu einer Zeit verließen, als es wahrhaftig nicht an Ursachen fehlte, es zu verlassen, dem ganzen Europa großmüthig scheinen, den häufigen Freunden und Verwandten der Ausgewanderten in allen Französischen Departements wohlgefallen, und die gesammte Nation der Revolution geneigter machen, als alle neulichen Beschlüsse, ja vielleicht sogar als die seit Kurzem erfochtenen Siege.

Aber es giebt Mitglieder und unglücklicher Weise Häupter des Convents, denen eine Befriedigung ihrer Leidenschaften mehr gilt, als jede andre

Rücksicht, deren herrschende Leidenschaften Haß und Rache zu seyn scheinen.

Heute ging Guadets Präsidentschaft zu Ende, und Herault de Sechelles ward zu seinem Nachfolger erwählt. Herault ist etwa dreißig Jahr alt, hat ein offenes freundliches Gesicht, und eine sehr anständige Außenseite: Eigenschaften, die man nicht bei vielen Deputirten dieser Versammlung antrifft. Auch glaubt man er sey den Girondisten weniger ergeben, als die vorhergehenden Präsidenten: woraus man schließen will, daß jene anfangen ihr Gewicht zu verlieren.

Am 3ten November. Da der um Mitternacht des neunten August errichtete Pariser Gemeinderath sich die ganze Ehre der Revolution zuschreibt, meinte er auch das beste Recht zu besitzen, die Gewalt des Staats in Händen zu behalten.

Ohne die Nationalversammlung zu fragen, befahl er häufige Hausuchungen, unter verschiedenem Vorwande. Auch sandte der Gemeinderath Commandos Nationalgarden, unter Anführern, die jener ernannte, in verschiedene Kirchen und Palläste von Paris und der umliegenden Gegend, und ließ beträchtlich vieles Silbergeschirr und andre Kostbarkeiten wegnehmen, angeblich zum Bedürfniß des Staats, wovon aber manches untergeschlagen ward.

Einige Mitglieder der Nationalversammlung sprachen, bald nach dem 10ten August, gegen diese

Unterschleife, und verlangten, man solle sie in Untersuchung nehmen. Aber die Nationalversammlung hatte damals alle Kraft verloren, und war, nach dem Ausdruck eines Deputirten, zu einer Maschine geworden, durch welche der Gemeinderath seine Beschlüsse ausfertigen ließ. So oft man den Vorschlag that, einen Ausschuß zu ernennen, um den Umfang dieser Unterschleife, und die Theilnehmer derselben ans Licht zu bringen, murrten alle Mitglieder der Versammlung die zugleich Mitglieder des Gemeinderaths, und andre, die mit ihnen genau verbunden waren laut dagegen. Die den Antrag thaten, gaben ihn auf, weil sie keine Unterstützung fanden. Die Klugheit verbot, Leute zu erzürnen, deren Befehle die Gefängnisse angefüllt und, wie viele glauben, auch wieder ausgeleert hatten.

Man hoffte, der Convent werde den mißlungenen Versuch der Nationalversammlung durchzusetzen, und die Gewalt der Stadtobrigkeit in ihre rechtmäßigen Schranken zurück zu bringen vermögen. Die Anmaaßungen des Gemeinderaths waren allen Französischen Departements vorgelegt. Viele Convents-Deputirten kamen mit der Ueberzeugung nach Paris: Paris wünsche alle Departements von Frankreich zu beherrschen, der Gemeinderath beherrsche Paris, und Danton und Robespierre beherrschten den Gemeinderath.

Vor zwei Tagen sagte man mir, es stehe eine wichtige Debatte vor. Ich ging also früher als gewöhnlich in den Convent.

Roland sollte einen Bericht über den Zustand von Paris abstatten. Sobald er erschien, unterbrach man, gegen alle Gewohnheit, die vorhabende Untersuchung, und hörte auf ihn. Wäre, sagte er, meine Stimme so stark wie meine Seele, so würd' ich selbst den Bericht ablesen, den ich in der Hand halte. Da aber meine Brust schwach ist, so bitte ich, daß man einem Schreiber erlaube, statt meiner zu lesen. Lanjuinais bestieg die Rednerbühne, und las.

Dieser Bericht umfaßte alle widerrechtlichen Anmaaßungen und willkührlichen Schritte des Gemeinderaths, seit dem 10ten August, deren viele den meisten Deputirten unbekannt waren, und sie mit nicht geringerm Erstaunen als Unwillen erfüllten. Roland berichtete: er habe oftmals einige Berechnung des Geldes, Geschirres, und anderer Kostbarkeiten gefordert, die von den Commissarien des Gemeinderathes zu Senlis, Chantilly, im Pallast Coigny, und andern Pallästen, erhoben wurden, und nie eine genügende Auskunft darüber erhalten. Auch habe er sie befragt, wie Ludwig der Sechzehnte und seine Familie im Tempel behandelt würden; und man habe auf seine Fragen keine Rücksicht genommen. Folglich bewies er, daß sowohl das Eigenthum des Staats als einzelner Bürger gekränkt sey, und untersuchte sodann, ob etwa die persönliche Sicherheit mehr Schutz gefunden habe? Das führte ihn auf die Gräuel der ersten Septembertage, die, wie er mit ziemlich dürren Worten sagte, von den Häup-

tern des Gemeinderaths verübt wurden. Noch denken diese, wie Roland behauptet, auf Anschläge des Raubes und Bluts, um ihrem Geld- und Ehrgeiz zu genügen. Mit diesem Bericht übergab Roland einen Brief, welchen der Justizminister erhielt, worin man ihm anzeigt: Gewisse Leute führten seit einiger Zeit höchst bedenkliche Reden. Sie gingen so weit, zu behaupten: das im September angefangene Geschäft sey noch nicht beendet; Rolands und Brissots ganze Cabale müsse den Kopf verlieren; der Plan dazu sey schon gemacht; Vergniaud, Guadet, Buzot, Lasource, mißfielen den wahren Vaterlandsfreunden, und Robespierre sey der tauglichste Mann, während der jetzigen Bedrängniß am Ruder des Staats zu stehen.

Der Nichtswürdige! rief ein Deputirter laut, sobald dieser Nahme genannt ward.

Eine Zeitlang nach Beendigung des Rolandischen Berichts war der Aufruhr in der Versammlung so groß, daß sich niemand besonders verständlich machen konnte. Man tobte vorzüglich gegen Robespierre, und verlangte, der Bericht solle gedruckt, und an alle Departements und Obrigkeiten von Frankreich versendet werden.

Robespierre bestieg die Rednerbühne. Das Geschrei gegen ihn war so heftig, daß seine Stimme nicht dagegen aufkommen konnte. Endlich verstand man so viel von ihm: er wolle sich gegen die Verläumdungen des Ministers rechtfertigen. Man schrie von neuem: die Untersuchung müsse geschlossen wer-

den. Darauf sagte er, er wünsche gegen den Druck des Berichts zu reden.

Auch dagegen erhob sich ein ziemlich allgemeines Geschrei. Doch bemerkte man endlich: ein Antrag dürfe nicht beschlossen werden, ohne jeden anzuhören, der dagegen zu reden wünsche, und erlaubte ihm zu sprechen. Er fing damit an, einige Worte gegen den Druck der Schrift zu sagen, und verfiel unmittelbar darauf in eine Lobrede auf sich selbst. Der Präsident Guadet erinnerte ihn an die vorliegende Frage.

Ich bedarf Ihrer Zurechtweisungen nicht, sagte Robespierre. Ich weiß sehr wohl, worüber ich zu reden habe.

Er hält sich schon für einen Dictator! rief ein Deputirter.

Robespierre, reden Sie gegen den Druck, sagte der Präsident.

Darauf fing Robespierre wieder an, und verbreitete seine Rede über alles, nur nicht über den Druck.

Jetzt überschrie ihn eine allgemeine Stimme gegen sein Herumirren. Der Präsident bemühte sich Stille zu bewirken, damit Robespierre gehört würde. Er bewirkte Stille, und sogleich fing Robespierre an, den Präsidenten zu beschuldigen, er errege Geschrei wider ihn.

Ungerechter, unvernünftiger ließ sich keine Beschuldigung denken; denn sie war falsch, und jeder, der zugegen war, mußte bezeugen, daß sie falsch sey. Der Präsident hatte alles mögliche gethan, um Ro-

bespierren Gehör zu verschaffen, und wirklich drei Glocken zerbrochen, um für ihn zur Stille zu läuten.

Der Präsident erwiederte: Sie sehen selbst, Robespierre, wie viel Mühe ich mir gebe, Stille zu bewirken: aber ich verzeihe Ihnen eine Verläumdung mehr.

Robespierre fing wieder an, und sprach eine lange Zeit von sich selbst, in den allerschmeichelhaftesten Ausdrücken.

Viele Leute sprechen ebenfalls lieber von sich, als von irgend einem andern Gegenstande, so gut wie Robespierre. Er aber kann dieser Neigung gar nicht widerstehen. Für die meisten Menschen ist Lob eine Herzstärkung, jedoch Lob, das sie von andern erhalten. Es ist Robespierren eigenthümlich, durch Lobsprüche, die er sich selbst ertheilt, eben so ermuntert zu werden, als andre durch den Beifall ihrer Mitbürger.

Offenbar war Robespierren der Muth durch die Lobrede gewachsen, welche er seinen eignen Tugenden hielt. Dieser verleitete ihn endlich zu einer Uebereilung. Verläumdung ist Mode geworden, sprach er endlich mit triumphirendem Ton: und Verläumdung gegen wen? Gegen einen eifrigen Vaterlandsfreund! Wer ist aber unter euch, der aufstehen darf, mir in die Augen sehn, und mich anklagen?

Ich! rief eine Stimme an einem Ende des Saals. Alles horchte in schweigender Stille. Während derselben schritt ein langer, hagrer, bleicher

Mann,

Mann, wie ein Gespenst, durch die Versammlung, stellte sich der Rednerbühne gegen über, sah Robespierren starr ins Gesicht, und sagte: Ja, Robespierre! ich klage dich an.

Der Mann war Johann Baptista Louvet.

Robespierre verlor alle Fassung, Bewegung und Farbe. Hätte ein blutiges Haupt von einer Schüssel zu ihm geredet, er könnte nicht bänglicher da gestanden seyn.

Louvet bestieg die Rednerbühne, und trat gerade in die Mitte, indem Robespierre zur Seite wich.

Als Danton seines Freundes Niedergeschlagenheit bemerkte, rief er: Sprich weiter, Robespierre! Hier sind viel gute Bürger, die dich hören.

Das sollte wahrscheinlich ein Wink für die Zuhörer auf den Gallerien seyn, dem Vaterlandsfreunde ihre Unterstützung zu bezeigen. Sie ergriffen aber keine Parthei.

Eine Zeitlang befand sich die Versammlung in solcher Verwirrung, daß man nichts Deutliches vernehmen konnte. Robespierre versuchte wieder zu reden. Seine Rede war so verwirrt wie die Versammlung. Er verließ die Rednerbühne.

Danton bestieg sie. Er wollte verhindern, daß Louvet nicht gehört würde, und vorschlagen, man möchte Rolands Bericht an einem künftigen Tage vornehmen. Da auch Marat jetzt gerade beim Convent in üblem Geruche zu stehen schien, hielt Danton es für schicklich eine Erklärung abzulegen, die mit

der Debatte in keiner Verbindung stand, die niemand für aufrichtig hielt. Ich erkläre der ganzen Republik, rief er aus: den Menschen Marat liebe ich nicht. Ich erkläre freimüthig, ich habe seine Gemüthsstimmung erforscht. Er ist nicht nur feuersprudelnd und bitterböse, sondern auch kein angenehmer Gesellschafter.

Dies ist keine treffliche Probe der Dantonschen Beredsamkeit. Da er die beiden ersten Eigenschaften bei Marat antraf, wie konnte er sich um ine dritte bekümmern? Das klingt ja, als wollte jemand mit einem alten Bekannten keinen Umgang pflegen, und gäbe zur Ursache an: der Mensch sey nicht nur rasend toll, und immer bereit, jedem, der ihm zu nahe komme, ein Messer ins Herz zu stoßen, sondern obendrein und über alles das, bezeige er sich dann und wann fast ein wenig übertrieben zurückhaltend.

Louvet ward dadurch von seinem Vorsatze nicht abgebracht, sondern bestand darauf, und die Versammlung beschloß ihn zu hören.

Am 4ten November. Louvet fing damit an, den Präsidenten zu ersuchen, daß er ihn in Schuz nehme, und nicht unterbrechen lasse. Denn er wolle Dinge ans Licht bringen, wodurch sich einige gegenwärtige Personen tödtlich getroffen finden würden. Sie fühlen sich wund, sprach er, und werden in ein lautes Geschrei ausbrechen, sobald ich die schadhaften Theile berühre. Er machte noch einige vorläufige Bemerkungen, als Danton aus-

rief: Was säumt der Angeber, seine Hand an die Wunde zu legen?

Deswegen stehe ich hier, erwiederte Louvet. Warum schreit aber Danton, ehe denn es Zeit ist?

Darauf entwickelte Louvet alle Kunstgriffe, durch welche Robespierre sich bei den Jakobinern in Gunst zu setzen wußte. Er habe viele seiner Anhänger in diese Gesellschaft eingeführt, und, durch übermüthige Ausübung seines Einflusses, verschiedene der höchsten Achtung würdige Mitglieder daraus entfernt. Nach dem zehnten August sey er in den Gemeinderath getreten, und dort eben so allmächtig geworden. Wo er an jenem denkwürdigen Tage sich befand, setzte Louvet hinzu, kann niemand angeben: nur das wissen wir, er erschien, wie Sosias auf der Schaubühne, als das Gefecht vorüber war. Am eilften und zwölften befand er sich im Gemeinderath, und ließ, unter seinem Vorsitz, alle Verhaftsbefehle ausfertigen. Sogar Roland und Brissot sollten verhaftet werden. Einige ihrer Freunde hintertrieben es. Eine Räuberbande maaßt sich die Ehre an, die Revolution des zehnten Augusts bewirkt zu haben; aber nur die Mordthaten des Septembers gehören auf ihre Rechnung. Hier fingen Tallien und einige Anhänger Robespierres, die gleichfalls im Gemeinderath saßen, an zu murren; aber ein Mitglied rief ihnen zu: Stille, ihr Verwundeten! und Louvet fuhr mit großer Heftigkeit fort: Ja, Barbaren, ihr verübtet die scheußlichen Meuchelmorde des Septembers, die ihr jetzt

den Pariser Bürgern Schuld gebt. Alle Pariser Bürger befanden sich am zehnten August in den Tuilerien: wer aber befand sich bei den Ermordungen des Septembers? Zwei, vielleicht dreihundert Zuschauer, die eine unbegreifliche Neugier vor den Gefängnissen versammelte. Warum, fragt man, wehrten die Bürger ihnen nicht? Weil das Schrekken sie lähmte; weil Lärmkanonen abgefeuert wurden, und die Sturmglocke ertönte; weil lügenhafte Gerüchte ihr Ohr betäubten; weil sie erstaunten, obrigkeitliche Personen in Leibbinden den Hinrichtungen vorsitzen zu sehn; weil Roland vergeblich dagegen eiferte; weil Danton, der Justizminister, verstummte; weil Santerre, Befehlshaber der National-Garden, unthätig blieb. Bald nach diesen Auftritten des Jammers ward die gesetzgebende Versammlung von diesem übermüthigen Günstlinge des Pöbels häufig verläumdet, beschimpft, und sogar bedroht.

Hier ward Louvet durch das Geschrei der Anhänger Robespierres unterbrochen. Lacroix bestieg die Rednerbühne, und erklärte: als er eines Abends Präsident der gesetzgebenden Versammlung gewesen sey, aber nicht auf dem Stuhl gesessen habe, wäre Robespierre an der Spitze einer Deputation des Gemeinderaths vor den Schranken erschienen, als Ueberbringer eines Antrages, welchen Lacroix bestritt, und die Nationalversammlung durch Vornehmen der Tagesordnung überging. Hierauf habe Robespierre zu ihm, als er sich an

das Ende des Saals begab, gesagt: will die gesetzgebende Versammlung meine Forderung nicht in Güte erfüllen, so werde ich die Sturmglocke läuten lassen, und sie dazu zwingen. Darauf habe Lacroix seinen Präsidenten-Sitz wieder eingenommen, und der Versammlung den Vorgang berichtet.

Andre Mitglieder bezeugten diese Drohung Robespierres, und die Wahrheit der Lacroixschen Erzählung. Einer setzte hinzu, Lacroix Freunde hätten diesen gebeten, an jenem Abende nicht über die Terrasse der Feuillants nach Hause zu gehn, weil dort Meuchelmörder bestellt wären, die ihn umbringen sollten.

Dieses Zwischenspiel erweckte neuen Unwillen gegen Robespierre, der aufs neue versuchte, vom Rednerstuhle Gehör zu erhalten. Ein Deputirter bemerkte, wer eines solchen Verbrechens angeklagt sey, müsse nicht auf der Rednerbühne, sondern vor den Schranken erscheinen.

Robespierre bestand auf seinem Vorhaben; aber die Versammlung entschied, sie wolle ihn nicht eher hören, bis Louvet seine Rede geendigt habe.

Die gesetzgebende Versammlung, fuhr Louvet in den nämlichen Ausdrücken fort, wobei man ihn unterbrochen hatte, ward von diesem übermüthigen Günstlinge des Pöbels verläumdet, beschimpft, und sogar bedroht. Er trug nichts als Strafurtheile im Munde, beschuldigte einige der verdientesten Volksrepräsentanten, sie hätten ihre Nation dem Feinde verkauft, und beschuldigte sie dessen

am Tage vor dem Ausbruch der Mordthaten. Seine blutigen Strafurtheile erstreckte er auf alle neuen Minister, einen einzigen ausgenommen; und dieser einzige war immer der nämliche. Wirst du vermögen, Danton, fragte Louvet den gewesenen Justizminister, und sah ihm dabei fest ins Gesicht, deinen Charakter bei der Nachwelt rein zu waschen, weil dich diese Ausnahme traf? Hoffe nicht uns zu verblenden, wenn du jetzt von Marat dich lossagst, von dieser verlornen Schildwache des Meuchelmordes! Dein Einfluß, deine Reden in der Wahlversammlung, die Priestley anschwärzten und Marat überfirnißten, machten diesen zum Mitglied des Convents. Bei der Gelegenheit bat ich um das Wort gegen einen solchen Bewerber. Als ich mich wegbegab, umringten mich Männer mit Knitteln und Schwertern, die den künftigen Dictator überall begleiteten. Diese Leibwache Robespierrens sah mich oft mit drohenden Augen an, so lange die Mordthaten dauerten, und einer aus derselben sagte mir: bald kommt die Reihe an dich!

Ich klage Robespierren an, daß er einige der verdientesten Bürger der Republik verläumdete; daß er eine ungerechte Anklage gegen sie erhob, zu einer Zeit, wo Anklage so viel galt als Strafurtheil; daß er die Nationalversammlung beschimpfte und bedrohte; daß er die Wahlen der Pariser Volksversammlungen beherrschte, und durch Ränke und Schrecken nach seinem Willen lenkte; und daß er nach oberherrlicher Gewalt strebte. Ich begehre,

daß ein Ausschuß niedergesetzt werde, um Robespierrens Betragen zu untersuchen.

Auch klage ich einen andern Mann an, das Werkzeug des ersten, und, zum Erstaunen des ganzen Frankreichs, von ihm zu unserm Mitglied erhoben. Verschiedene Mitglieder riefen: Marat! Louvet schloß: Ich hoffe, Sie werden gleichfalls einen Beschluß gegen alle Ungeheuer abfassen, die zu offenbaren und heimlichen Mordthaten aufwiegeln, gegen Aufrührer, welche durch ihren Ehrgeiz die Republik in Stücken zerreißen; einen Beschluß, daß die vollziehende Gewalt, im Fall eines Aufstandes, die ganze bewaffnete Macht des Pariser Departements aufbieten, und von derselben durch Mittel, welche ihr die schicklichsten scheinen, Ruhe wieder herstellen lassen dürfe.

Robespierre bestieg schnell den Rednerstuhl, als ihn Louvet verließ.

Die Versammlung schien nicht geneigt, ihn anzuhören. Einige trugen darauf an, die Untersuchung bis morgen zu verschieben, und sodann Robespierren vor den Schranken abzuhören. Louvet bat, man möchte ihn sogleich zum Worte lassen. Robespierre erklärte aber: er sey keinesweges gesonnen, sich jetzt zu verantworten, sondern wünsche, man möchte den achten November dazu festsetzen. Louvets Angriff und die darauf folgende Debatte ereigneten sich, wie oben erwähnt ist, vor einigen Tagen. Man bewundert höchlich Louvets Entschlossenheit, und das Treffende einiger seiner Bemerkungen.

Robespierre gerieth dadurch in solche Verwirrung, daß er nachher nie wieder zu völligem Muth und Besinnen gelangte. Beredsamkeit wirkt heftig und augenblicklich auf eine Versammlung Franzosen. Louvets Rede brachte gegen Robespierren auffallenden Unwillen hervor. Bei einigen Stellen glaubt' ich, der Letzte gerathe in persönliche Gefahr. Daß er einen so langen Aufschub zu seiner Vertheidigung verlangte, ward ihm wahrscheinlich von Danton oder einem andern seiner Freunde unter den Fuß gegeben. Er that sehr klüglich daran. Ein Versuch, auf der Stelle zu antworten, mußte ihn seinen Prozeß verlieren machen. Seine ganze Beredsamkeit und Gewandheit reichten damals nicht hin, den starken Eindruck auszulöschen, welchen Louvet hervorgebracht hatte.

Er setzte sich freilich durch seine unweise Prahlerei dem Angriff aus, war aber keines Weges darauf gefaßt. Besonders hatte seine Parthei an dem Tage die Gallerien aus der Acht gelassen, denn die Zuhörer bezeigten ihm keine Vorliebe. Auch die Erscheinung ist ihm so neu, daß sie vieles beigetragen haben soll, ihn um seine Fassung zu bringen.

Am 5ten November. Zwei oder drei Tage nach eben erwähntem Auftritt, schrieb Roland an den Convent: Eine Vorstellung des Pariser Gemeinderaths, deren Druck oder Versendung in die Departements der Convent nicht befohlen habe, sey dennoch, in angeblichen Umschlägen und Freimachung des Maire von Paris, auf die Post gegeben. Die

Pakete wären auf Befehl des Ministers angehalten, weil der Convent die Vorstellung mißfällig aufgenommen habe, und der Nahme Petion auf den Umschlägen nachgemacht zu seyn scheine.

Petion erhob sich sogleich, und erklärte: er wisse nichts von dem Vorhaben, jene Vorstellung in die Departements zu versenden, und habe keinen der Umschläge postfrei gemacht.

Dieser Brief Rolands verursachte einen lebhaften Streit, wobei sich beide Partheien nur heftiger gegen einander erbitterten. Die eine beschuldigte den Gemeinderath niedriger aufrührischer Ränke, daß er eine von dem Convent gemißbilligte Vorstellung, die einen verderblichen Zweck habe, in Umlauf bringen wolle. Die andre klagte den Minister an, er verletze das Vertrauen des Publikums durch sein willkührliches gesetzwidriges Verfahren, indem er dem Briefwechsel Einhalt thue.

Gleich allen Wortstreiten einer zahlreichen Versammlung, wo die Leidenschaften entflammt sind, wich man bald von dem Gegenstande ab, von welchem eigentlich die Rede war, und machte sich gegenseitig andre Vorwürfe. Barbaroux von Marseille, welchen man an dem Tage, da Louvet seine Anklage gegen Robespierren anbrachte, nicht zu Worte ließ, hielt jetzt eine sehr muthvolle Rede gegen den letzten und seine Anhänger. Im Ganzen war er Louvets Meinung, sprach aber besser und gedrungener. Dabei lehnte er allen Verdacht gegen die Marseiller ab, drang auf die Nothwendig-

keit, den Convent durch eine bewaffnete Macht gegen die Mißhandlungen des Pöbels zu schützen, und bestärkte den Argwohn gegen Robespierreus ehrgeizige Ränke.

Sollen, war seine erste Frage, die Repräsentanten von fünf und zwanzig Millionen Menschen ihr Haupt vor dreißig Empörern beugen?

Man beschuldigt die südlichen Landesbewohner, sie bezweckten die Errichtung kleiner getrennter Freistaaten, die sich durch einen gemeinschaftlichen Bund gegen das Ausland vereinigen sollten. Wir aber, wir ihre Repräsentanten, erklären, sie haben uns bevollmächtigt, jedem Vorschlage dieser Art zu widerstehen. Ich fordre Marat auf, daß er beweise, ein solches Vorhaben sey jemals im Werke gewesen, oder sich selbst für einen Verläumder anerkenne.

Man beschuldigt Rolands Freunde, sie wollten die bewaffnete Macht, die zur Erhaltung der Unabhängigkeit des Convents nothwendig ist, mißbrauchen und durch dieselbe herrschen. Wird die Errichtung dieser Macht von dem Convent in ordentliche Untersuchung genommen, so nehme ich auf mich zu beweisen, daß durch die vorzuschlagende Art und Weise der Errichtung ein solcher Mißbrauch unmöglich werden muß. Sie wird nicht aus Schweizerwachen bestehn, sondern aus Französischen Bürgern von allen drei und achtzig Departements.

Die Unruhstifter, welche aus niederträchtigen Absichten Gesetzlosigkeit über die Nation verbreiten wollen, erfrechen sich zu prahlen, sie hätten die Re-

volution des zehnten August bewirkt, und versuchen durch diese Lüge uns vergessen zu machen, daß sie den Anschlag hatten einen Dictator zu ernennen, daß sie raubten wo sie konnten, daß sie im September zu Meuchelmördern wurden. Es kann ihnen aber nicht vergessen werden; noch werd' ich jemals aufhören, gegen diese Rotte zu kämpfen, bis die Mörder bestraft, die gestohlnen Schätze erstattet, und die Dictatoren vom Felsen gestürzt sind.

Nichts beweist die ehrgeizigen Plane dieser Menschen deutlicher, als was bereits im Convent erwähnt ist. Unmittelbar vor dem 10ten August lud Robespierre Rebecqui'n und mich in sein Haus. Dort sprach er von der Nothwendigkeit, unsre ganze Macht unter einem Manne zu vereinigen, der bei dem Volk in großer Gunst stehe; und als wir weggingen, nannte Panis Robespierren den tauglichsten Mann zur Dictatorwürde. Und Robespierre selbst trug im Ausschuß der Ein und Zwanziger darauf an: man möge den Gemeinderath bevollmächtigen, zu gleicher Zeit einen Gerichtshof geschworner Ankläger, geschworner Richter, und vollziehender Gewalt, auszumachen. In diesem Gemeinderath besaß er selbst entscheidenden Einfluß. Dieser nämliche Mann, dem bei einer andern Gelegenheit an Erlassung eines Beschlusses gelegen war, erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, und bedrohte die Stellvertreter der Nation mit Läutung der Sturmglocke, wenn sie nicht seine Vorschriften in Beschlüsse verwandelten.

Diese Rede vermehrte freilich den schon gegen Robespierre erhobenen Unwillen, muß aber auch seine Anhänger eifriger machen, ihn zu vertheidigen. Sie wehren sich ihrer eigenen Haut. Wer die Mörder der Gefangenen, die Plünderer fremden Eigenthums bedroht, setzt viele Mitglieder des Convents, und mehr noch des Gemeinderaths, in gerechte Besorgniß. Dafür werden sich diese Männer bitter rächen, sollten sie jemals das Uebergewicht im Convent erhalten. Sie bewiesen am 2ten September, was man von ihnen erwarten darf, wenn sie mächtig sind.

Am 6ten November. Die Bittschriften, welche man sonst zu allen Zeiten annahm, fielen dem Convent sehr lästig Ein neulicher Beschluß spart alle Bittschriften für die Sonntage auf, wo man sich einzig mit ihnen beschäftigt, wenn nicht etwas höchst Wichtiges dazwischen kommt.

Daher wird niemand an diesem Tage sonderlich gelockt, den Convent zu besuchen. Vorigen Sonntag fuhr ich mit einem Landsmanne nach Saint Cloud Dies war der Sommeraufenthalt der Familie Orleans, von der Zeit an da Monsieur, Bruder Ludwigs des Vierzehnten, das Schloß baute, bis auf die unsrige.

Aus dem Schlosse, so wie an vielen Stellen des köstlichen Thiergartens, genießt man einer weiten Aussicht über Paris und die Landsitze umher, und über eine reiche Gegend voller Hügel, Wälder und Wiesen, durch welche die Seine sich in vielen

reizenden Krümmungen schlängelt. Man bewundert den Wasserfall, und hält den Thiergarten für den glücklichsten Entwurf des le Notrischen Geistes, der einen entzückenden Gebrauch von der Mannichfaltigkeit seines Bodens, und von der Seine zu machen wußte, die vorüber fließt. Viele zogen Saint Cloud allen königlichen Landsitzen vor, ehe es ein königlicher Landsitz ward. Vor fünf bis sechs Jahren kaufte die Königin es dem Herzoge von Orleans ab, und seitdem sind alle Gemächer des Schlosses mit großen Kosten verändert und sehr verbessert. Man kann die Bequemlichkeit nicht weiter treiben. Einige Zimmer sind außerordentlich reich und prächtig, alles glänzt von innen, und doch blieb der Pallast bis jetzt ungeplündert und unangetastet.

Der Abstand von der Pracht die wir sahn, zu dem elenden Zimmer, in welches diejenige gesperrt ist, für die so viel Pracht bestimmt war, mußte uns natürlicher Weise vorschweben. Dieser Gedanke, und der an die verschiedenen niederschlagenden Umstände, mit welchen ihre Gefangenschaft begleitet ist, ließen uns den Schimmer von Saint Cloud aus einem dunkeln Gesichtspunkte betrachten. Das Benehmen des Mannes der uns herumführte, bewies zur Gnüge, er hange Betrachtungen nach, die aus der nämlichen Quelle flossen, und die nämliche Richtung nahmen, wie die unsrigen.

Wer so neugierig gewesen ist Fürstensitze und Edelhöfe zu besuchen, hat Gelegenheit gehabt zu

bemerken, wie sich Castellane und Livreibedienten brüsten und blähen, wenn sie einen Fremden durch prächtige Gemächer führen. Sie genießen der Bewunderung des Besuchenden, und gewinnen in ihren eignen Augen an Gewicht, je kostbarer das ist was sie vorzeigen. Sollten sie minder Recht dazu haben, als der Eigenthümer, der sonst kein Verdienst besitzt, und durch dieses einen außerordentlichen Werth zu erlangen glaubt?

Der Mann, welcher uns durch den Pallast von Saint Cloud führte, ließ nichts dergleichen, sondern gerade die entgegen gesetzten Empfindungen an sich bemerken. Offenbar überhob sich seine Seele der Pracht nicht, die seiner Aufsicht anvertrauet war, sondern schien vielmehr durch das traurige Schicksal ihrer Eigenthümer niedergeschlagen, und durch die Sorge

welche goldne Dächer umschwebt.

Die Jahrbücher der Unglücklichen umfassen keine schrecklichere Lage, als die Lage der bedrängten Königin von Frankreich.

Jedes Frauenzimmer wäre in ihrer Verfassung höchst beklagenswürdig. Wir können aber nicht umhin zu glauben, sie sey beklagenswürdiger, als jede andre an ihrer Stelle.

Ihre Pein wird um so viel unerträglicher, da ihr Rang sie über das Elend hinweg gesetzt zu haben schien, welches sie jetzt belagert und zu verschlingen droht. Ein fühlendes Herz darf kein ungereimtes Vorurtheil für menschliche Hoheit näh-

ren, um dieser Betrachtung Raum zu geben. Eine Kaiserin ihre Mutter, Kaiser ihre Brüder, und der mächtigste König in Europa ihr Gemahl. Aber nie war sie so ausgezeichnet durch Glanz und Hoheit, als sie jetzt durch Elend ist.

Sie war nicht nur eine Königin, sondern eine schöne Frau. Nicht nur an die eigennützige, augendienerische Unterwürfigkeit gewöhnt, die der Gewalt schmeichelt; sondern an die weit gefälligere Achtung und Ergebenheit, die der Schönheit huldigt. Glück hing an ihrer Freundschaft, Seligkeit an ihrem Lächeln. Man kam ihren Wünschen zuvor, ihre Winke galten für Befehle. Wie schmerzlich muß sie nun das Widerspiel treffen? Sie ist in ein Gefängniß gesperrt, von Barbaren umringt, von Niederträchtigen, die sich ihrer Leiden freuen, und ihrem Kummer Hohn sprechen. Der Jammer der unglücklichen Königin ist wie der herzzerreißende Jammer Hiobs.

Man hat ihren Weg verzäunt, daß sie nicht kann herüber gehen, und hat Finsterniß in ihren Steig gestellt.

Man hat ihre Ehre ausgezogen, und die Krone von ihrem Haupte genommen.

Man hat sie gebrochen um und um, und lässet sie vergehen, und hat ausgerissen ihre Hoffnung, wie einen Baum.

Ihre Brüder sind fern von ihr gethan, und ihre Verwandten sind ihr fremd geworden.

Ihre Nächsten haben sich entzogen, und ihre Freunde haben ihrer vergessen.

Was hat diese erbarmungswürdigste aller Frauen nicht bereits erlitten? was wird sie noch erdulden müssen? Viele ihrer treuesten Diener und Freunde sind bereits ermordet, einige um keiner andern Ursache willen, als wegen ihrer Treue gegen sie. Jetzt liegt die Todesqual banger Erwartung schwer auf ihr, ihr Herz blutet von frischen Wunden, ihre Seele zittert, nicht bloß für ihr eigenes Schicksal, für das Schicksal ihrer Schwester, ihres Gatten, ihrer Kinder. Nein, die Jahrbücher der Unglücklichen umfassen, die Einbildungskraft der tragischen Dichter erfand, keine schrecklichere Lage, als das Unglück und die Leiden der Königin von Frankreich, Maria Antonia; und ferne Jahrhunderte werden ihren Nahmen nicht aussprechen, ohne den unmännlichen unversöhnlichen Niederträchtigen zu fluchen, die sie so behandelten, und so behandeln ließen.

Am 7ten November. Von Saint Cloud wünschten wir nach dem Calvarienberge zu fahren. Ein Theil des Weges aber war durchaus unbefahrbar, so daß wir umkehren und gerade nach Paris zurück mußten. Es scheint seltsam, daß die Straße zwischen einem königlichen Pallast und einem Hügel, wohin von andern Seiten so viel Zulauf ist, nicht in besserem Stande seyn sollte. Der Tag war außerordentlich schön. Als wir an die Schranken von Paris kamen, unmittelbar vor der Ein-

fahrt

fahrt in die Stadt, stand ein Karrn queer über die Heerstraße, so daß unser Wagen nicht durch konnte. Der Kutscher gerieth darüber in Wortwechsel mit dem Kärrner, welcher mit einigen Ohnehosen zechte. Er eilte nicht seinen Karrn aus dem Wege zu ziehn, ohngeachtet ihn unser Kutscher häufig darum ersuchte. Endlich zankte dieser deswegen, und verlor die Geduld so sehr, daß er jenen einen Lumpenkerl (canaille) nannte, worüber ich erschrak, weil es so aristokratisch klingt. Folglich verwies ich es dem Kutscher sogleich, und mit lauter Stimme, woran die Zuhörer ein solches Gefallen hatten, daß sie den Karrn bei Seite schoben, und uns ohne weiteren Aufenthalt in Paris hinein ließen.

Jener Ausdruck ängstigte mich um so mehr, weil ich einen Auftritt auf der Gallerie der National-Versammlung mit angesehn hatte, der darüber entstand. Ein wohlgekleideter Mann gerieth mit zwei schlecht angezogenen in Streit. Er nannte sie Lumpenkerle, und sie brandmarkten ihn dafür mit dem ärgsten aller Vorwürfe, er sey ein Aristokrat. Nun ergriffen alle Leute auf der Gallerie Parthei gegen ihn. Vergebens suchte er die Beschuldigung abzulehnen. Niemand wollte ihn anhören, man zwang ihn die Gallerie zu verlassen.

Jemand der mit ihm gekommen war, hätte beinahe sein Schicksal mit ihm theilen müssen. Einer redete ihn zornig an: Herr, man

darf dem Volk nicht so übermüthig begegnen, wie Ihr Freund that.

Jener antwortete sanftmüthig: Es ist nicht wahrscheinlich, mein Herr, daß ich die Absicht hegen könne, übermüthig gegen das Volk zu seyn, weil ich die Ehre habe zum Volk zu gehören.

Am 8ten November. Am Tage, wo sich Robespierre vertheidigte, waren die Gallerien des Convents früh mit Zuhörern angefüllt. Ich hatte eine Anweisung des Präsidenten auf die Loge des Logographen, und ging um die gewöhnliche Zeit hinein.

Vor dem Eingange der Versammlung war das Gedränge des Pöbels nicht so groß, als ich es schon zuweilen gesehn habe: der aber da war, bezeugte Vorliebe für ihn, und Abneigung gegen seine Ankläger. Auf der Terrasse der Feuillants bestanden die Haufen mehrentheils aus seinen Partheigängern. Zwei oder drei Kerle trugen Kaldaunen auf einer Stange, und verfluchten sich, daß sie diese denen hinunter würgen wollten, welche gegen einen so vorzüglichen Vaterlandsfreund zu stimmen sich unterständen.

Unmittelbar vorher ehe Robespierre die Rednerbühne bestieg, beklagte ein Deputirter, daß sich Leute auf den Gallerien befänden, die nicht hinauf gehörten. Gewisse begünstigte Leute, vorzüglich Weiber, wären hinaufgelassen um Beifall zu klatschen, während man allen unpartheiischen Bürgern den Zugang versagt hätte. Bürgerinnen müß-

ten draußen stehen, und andern Zettelträgerinnen hätte man das Vorrecht ertheilt hereinzukommen.

Diese Bemerkung erregte ein allgemeines Gelächter, und jedermann sah zu den Gallerien hinauf, welche beinahe gänzlich mit Weibern angefüllt waren. Man sagt, das andere Geschlecht bewundere Robespierres Beredsamkeit vorzüglich, und fand immer mehr Weiber als gewöhnlich auf den Gallerien des Jakobinerklubs, wenn sich erwarten ließ, daß er eine Rede halten werde.

Als Robespierre auf der Rednerbühne erschien, konnte man sehen, daß ihm der Muth wieder gewachsen sey, und er nahm sich auch ungleich besser aus, als das letzte Mal.

Man klagt mich an, sprach er, ich strebe nach oberherrlicher Gewalt. Ist diese Absicht ein Verbrechen, so ist sie noch eine unendlich größere Kühnheit. Sie zu erreichen, müßte ich nicht nur den Thron umgestürzt, sondern auch die gesetzgebende Versammlung vernichtet, und vor allen Dingen verhindert haben, daß gegenwärtiger Convent nicht an ihre Stelle getreten sey. In der That aber trug ich zuerst, in meinen öffentlichen Reden und Schriften, auf einen National-Convent an, als auf das einzige Mittel das Vaterland zu retten. Um zur Dictatur zu gelangen, mußte ich nicht bloß Paris beherrschen, sondern auch im Stande seyn, alle übrigen zwey und achtzig Departements zu unterjochen. Wo waren denn meine Schätze? wo waren meine Heere? was besaß ich für Festun-

gen? Aller Reichthum und alle Gewalt des Staats waren in den Händen meiner Feinde. Soll man dennoch glauben, daß ich in solcher Lage einen solchen Plan entworfen habe, so müssen meine Ankläger zuförderst beweisen, daß ich vollkommen verrückt sey.

Das wird ihnen nicht schwer fallen, sagte ein Deputirter zu seinen Nachbarn. —

Und haben sie das sogar bewiesen, fuhr Robespierre fort, so begreife ich noch nicht, was sie damit gewinnen: denn nun müssen sie auch noch den Beweis antreten, daß ein verrückter Mensch einem Staat gefährlich werden könne.

Gerade am allergefährlichsten, sagte der vorige Deputirte.

Robespierre läugnete, daß er je in genauer Verbindung mit Marat gestanden habe, und erklärte, wie er zu einiger Bekanntschaft mit ihm gekommen sey. Auch sey Marat nicht auf seine Empfehlung zum Mitgliede des Convents erwählt, vielleicht überhaupt nicht, weil irgend ein Wahlherr eine hohe Meinung von diesem Manne gehabt habe, sondern weil man die Aristokraten hasse, für deren Todfeind Marat bekannt sey.

Man klagt mich an, fuhr Robespierre fort, im Jakobinerklub über Meinungen geherrscht zu haben. Ueber Meinungen einer Gesellschaft freier Menschen kann man nur durch Grundsätze zu herrschen anfangen und fortfahren. Also finde ich nicht, daß ich vor dieser Beschuldigung erröthen dürfte.

Nichts kann schmeichelhafter für mich seyn, als die gute Meinung der Jakobiner, besonders da sowohl Ludwig der Sechzehnte als Herr de la Fayette, die Erfahrung gemacht haben, die Meinung der Jakobiner sey die Meinung des ganzen Reichs. Jetzt, behauptet Louvet, ist diese Gesellschaft nicht mehr was sie war, ist ausgeartet. Er hat mich verklagt, vielleicht wird er nächstens die Ausrottung der Jakobiner verlangen. Alsdann werden wir sehn, ob er mehr Ueberredungskunst und mehr Glück hat, als Leopold und la Fayette.

Hiernächst versucht Louvet den Gemeinderath anzuschwärzen. Männer von den Stadtvierteln erwählt, die sich in jener schauerlichen Nacht auf dem Stadthause versammelten, als die Verschwörung des Hofes reif zum Ausbruche war; Männer, welche die Bewegungen der Empörung leiteten, wodurch der Staat gerettet ward; welche die Maaßregeln der Verräther in den Tuilerien vernichteten, indem sie den Oberbefehlshaber der Nationalgarden verhafteten, der den Anführern der Bataillone aufgetragen hatte, das Volk gegen den Carousselplatz durchzulassen, und es sodann hinterrücks anzufallen. Diese Vaterlandsfreunde haben zu viel Entschlossenheit gezeigt, um den Sklaven eines Alleinherrschers gefallen zu können: Verläumdung und Unwahrheit sind aber zu ohnmächtig, die Heldendienste welche sie der Republik leisteten, aus den Denkbüchern der Geschichte zu vertilgen.

Man klagt sie an, Leute verhaftet zu haben, ohne gesetzliche Form zu beobachten. Erwartete man etwa, wir würden eine Revolution des Staats vollbringen können, mit dem Gesetzbuch in unsrer Hand? War diese Revolution nicht eben deswegen unumgänglich nothwendig, weil die Gesetze nichts vermogten? Warum klagt man uns nicht auch an, daß wir verdächtige Bürger entwaffneten, und alle bekannten Feinde der Revolution von den Versammlungen ausschlossen, die über Staatswohlfahrt Rath pflegen? Warum klagt man nicht auch die Wahlversammlungen an, und die Urversammlungen? Alle verübten, während dieser Staatsbedrängniß, ungesetzliche Handlungen. Ungesetzlich wie die Zerstörung der Bastille, ungesetzlich wie die Freiheit selbst.

Als der römische Consul Catilina's Verschwörung unterdrückt hatte, klagte Clodius ihn an, er habe die Gesetze übertreten. Der Consul vertheidigte sich damit, er habe die Republik errettet.

Man klagt uns an, daß wir Commissarien in die verschiedenen Departements versendet haben. Wie? Glaubt man denn, die Revolution sey durch eine bloße Ueberraschung zu Stande gebracht, durch die alleinige Besitznehmung des Schlosses der Tuilerien? War es nicht nothwendig, die heilsame Erschütterung, welche Paris elektrisirte, dem ganzen Frankreich mitzutheilen?

Welche Verfolgung ist diese, die jede Kraft, wodurch wir unsre Ketten zerbrechen, in ein Ver-

brechen verwandelt? Soll dieses Statt finden, welches Volk wird jemals das Joch des Despotismus abzuwerfen vermögen? In einem großen Reiche kann das Volk nicht überall zu gleicher Zeit aufstehn: die nur können den Tyrannen zu Boden schlagen, die dem Tyrannen die nächsten sind. Darf man aber erwarten, daß sie wagen werden ihn anzugreifen, wenn ihre Mitbürger, die nach erfochtenem Siege aus entlegenen Gegenden ankommen, sie wegen Gesetzlichkeit der Mittel zur Rechenschaft ziehen dürfen, die sie zur Rettung ihres Vaterlandes aufboten? Die Freunde der Freiheit, die im August in Paris auftraten, thaten für die allgemeine Freiheit was sie vermogten. Was sie thaten, muß man im Ganzen anerkennen oder verwerfen, und darf dabei einzelne Unordnungen nicht untersuchen, die von einer großen Revolution immer unzertrennlich gewesen sind. Das französische Volk, dessen Abgeordnete sich hier beisammen finden, hat alles gebilligt was geschah, um die Revolution zu Stande zu bringen. Ein Beweis davon ist das Daseyn dieser Versammlung. Der Convent sitzt hier nicht als Friedensrichter, sondern als Gesetzgeber. Er ward nicht berufen, um mit den Augen eines Inquisitors jeden Vorfall des Aufstandes auszuspähen, wodurch Frankreich seine Freiheit erhielt, sondern, um durch weise Gesetze das Gebäude der Freiheit zu befestigen, welche Frankreich erlangte. Die Nachwelt wird in die-

sen Vorfällen auf nichts sehen, als auf ihre geheiligte Ursache, und auf ihre erhabene Wirkung.

Doch läugnete Robespierre, daß er einigen Theil an Ermordung der Gefangenen genommen habe. Diese schrieb er gänzlich auf Rechnung des allgemeinen Unwillens über die Freisprechung Montmorins vor dem peinlichen Gerichtshof, über die Entweichung des Prinzen von Poix, und anderer wichtiger Personen, wozu noch die Bewegung gekommen sey, welche die Einnahme von Longvy veranlaßt habe. Diesen Theil seiner Vertheidigung scheint er aus einer Flugschrift Talliens entlehnt zu haben, betitelt: Wahrheit über die Ereignisse des zweiten Septembers, worin kaum ein wahres Wort ist.

Darauf setzte Robespierre hinzu, und es gehört eine eiserne Stirn dazu, diesen Zusatz zu wagen: Man sagt mir, unter den Gefangenen sey ein Unschuldiger umgekommen; andre sprechen von mehr als Einem, aber Einer ist sicherlich schon zu viel. Bürger, es ist sehr natürlich darüber Thränen zu vergießen. Ich selbst habe diesen unglücklichen Irrthum bitterlich beweint. Es thut mir sogar leid, daß die andern Gefangenen, wiewohl sie nach dem Gesetz alle den Tod verdient hatten, durch die unregelmäßige Gerechtigkeit des Volks gefallen sind. Wir wollen aber nicht alle unsre Thränen um sie vergießen. Wir ersparen einige derselben für zehntausend Vaterlandsfreunde, gefallen durch die Tyrannen um uns her. Weint

über eure Mitbürger, die durch dieser Tyrannen Geschütz ermordet, unter ihren Dächern geopfert wurden. Spart einige Thränen für die Kinder unsrer Freunde, die unter den Augen ihrer Väter fielen, für die Säuglinge, welche die barbarischen Miethlinge, die in dieses Land brachen, auf den Armen ihrer Mütter ermordeten. Ich gestehe, die Art der Empfindlichkeit, welche sich nur dadurch äußert, daß sie den Tod der Freiheitsfeinde beklagt, ist mir höchlich verdächtig. Wenn ich so laut um Lamballe und Montmorin klagen höre, glaube ich das Manifest eines feindlichen Heerführers zu hören. Wer das blutige Gewand des Tyrannen vor den Augen des Volks entfaltet, scheint den Wunsch zu nähren, daß Rom in Sklaverei zurückfalle. O der bedauernswürdigen Menschlichkeit, welche die Nation in Ketten zu legen trachtet, und ein barbarisches Verlangen äußert, das Blut der besten Vaterlandsfreunde zu vergießen!

Nach Endigung dieser Rede verließ Robespierre die Rednerbühne, unter lautem Beifall der Gallerien und eines Theils des Convents.

Louvet trat an seine Stelle, und erklärte: er sey bereit, jeden Grund, jeden Schatten eines Grundes dieser Vertheidigung zu widerlegen. Es entstand ein Getöse, das ihn nicht fortreden ließ. Einige riefen, Robespierres Rede solle gedruckt werden; andre schrien dagegen. Die Verwirrung war eine Zeitlang sehr groß. Endlich ward über den Antrag gestimmt, und der Druck beschlossen.

Merlin von Diedenhofen sagte: Roland habe funfzehntausend Abdrücke der Anklage Louvets ausgetheilt; er schlage also vor, daß man die Vertheidigung eben so oft abdrucken lasse.

Wenn man eine wichtige Debatte vorhersieht, reichen die Mitglieder, welche reden wollen, den Schreibern ihre Nahmen ein, und der Präsident ruft sie, der eingegebenen Nahmenfolge nach, zum Reden auf. Bey dieser Gelegenheit meldeten sich dreizehn Deputirte. Drei derselben wollten für Robespierre reden, fünf gegen ihn, und fünf über den Gegenstand im Allgemeinen. Diese fürchterliche Anzahl Redner, und Einiger weltkundige Langweiligkeit, schien der Versammlung so schrecklich, daß sie Lust bekam, die Untersuchung abzuschließen. Barrere trug darauf an, sie sogleich als geschlossen anzusehn. Barbaroux war so eifrig Gehör zu erlangen, daß er, da man ihn als Mitglied nicht anhören wollte, als Ankläger an die Schranken trat. Dagegen schrien Couthon und andere Anhänger Robespierrens, und bestanden darauf, man solle dies Geschäft niederschlagen, und zur Ordnung des Tages übergehn.

Barbaroux ging von den Schranken zurück, und Louvet versuchte zu reden, konnte aber nicht durchdringen.

Ein Deputirter bemerkte, Robespierre müsse wünschen, daß seine Gegner gehört würden, wenn er sich unschuldig fühle.

Endlich betrat Barrere die Rednerbühne, und sogleich bezeigte sich die Versammlung geneigt, ihn anzuhören. Man hielt ihn für einen unpartheiischen Mann, der mit keinem von beiden Theilen verbunden sey. Er schien sich auf seine Rede vorbereitet zu haben. Sie zweckte dahin ab, zu beweisen, Anklagen und Gegenbeschuldigungen dienten nur einzelne Männer gegen einander zu verhetzen und dem Ganzen zu schaden. Die Zeit des Convents gehöre der Nation, und müsse nicht damit verschwendet werden, über die Laster oder Tugenden einer oder zweyer Personen Rath zu pflegen. Jetzt, sprach er, muß man die kleinen Revolutions-Unternehmer nicht höher achten, als sie werth sind. Jetzt muß man sie und ihre Ränke vergessen. Ich meines Theils kann, unter so mittelmäßigen Köpfen, weder einen Sylla noch einen Cromwell erblikken: und anstatt auf sie und ihre Schliche zu achten, geziemt es uns, die großen Fragen zu erörtern, an denen der Republik gelegen ist.

Sodann trug er darauf an, zur Tagesordnung überzugehen, und dieses ward nach geringem Widerspruch bewilligt. Einige Mitglieder, welche, unmittelbar nach Louvets Anklage, großen Eifer bezeigten strenge gegen Robespierre zu verfahren, waren in der Zwischenzeit entweder durch seine Freunde gewonnen, oder durch eignes Nachdenken zu der Ueberzeugung gekommen, sie thäten am besten eine Absicht aufzugeben, die zwar an sich selbst höchst gerecht sey, aber während der jetzigen Stimmung der

Gemüther nicht eben zuträglich scheine. Einige derselben glauben, der Befehl Robespierren in Verhaft zu nehmen, werde einen Aufstand erregen, und ein Versuch, die Urheber der Mordthaten zu bestrafen, neue Mordthaten veranlassen.

So endigte der Streit durch eine unentschiedene Schlacht, und dieser Ausgang ist vielleicht der nachtheiligste für das Wohl des Staats. Die Partheien bleiben an Kräften einander zu gewachsen, und können durch wechselseitige Erbitterung das gemeinschaftliche Beste zu Grunde richten.

Am 9ten November. Louvets Rede gegen Robespierre ward dem Jakobinerklub am Abend des Tages, wo sie gehalten worden, angezeigt, und sehr übel aufgenommen. Einigen Mitgliedern soll besonders der Vorschlag mißfallen haben, den Ursachen der Mordthaten nachzuforschen, und ihre Urheber zu bestrafen. Das durften sie sich aber nicht merken lassen. Also schienen sie nur über den Angriff gegen Robespierre empfindlich zu seyn, den verschiedne Redner einen Angriff gegen die Vaterlandsliebe selbst nannten, zu welchem sich Rolands aristokratische Miethlinge verschworen hätten.

Noch standen die Namen Louvet, Rebecqui, und Barbaroux auf dem Verzeichnisse der Mitglieder des Clubs. Man schlug vor sie auszustreichen, und strich sie aus.

Robespierre selbst war nicht in der Gesellschaft zugegen, aber sein Bruder. Dieser erklärte bei der Gelegenheit: während Louvets Rede habe er oft

befürchtet, einige Conventsdeputirte würden seinen Bruder ermorden. Vor seinen Ohren habe ein Deputirter beschworen, er sey dazu entschlossen. Sogleich entstand ein allgemeines Geschrey, Robespierre solle den verruchten Bösewicht nennen. Robespierre der jüngere bekannte aber, er wisse den Namen des Deputirten nicht.

Robespierrens Freunde halten es für einen Sieg, daß der Convent nach Anhörung seiner Vertheidigung zur Tagesordnung übergegangen sey. Sie triumphiren darüber eben so sehr, als sie über seine Verklagung wütheten, und lassen kein Mittel unversucht, seine Feinde bei den Bürgern anzuschwärzen. Legendre und Tallien versicherten neulich im Convent, ein Haufen Marseiller und einige Dragoner der Republik wären auf den Straßen mit gezogenen Degen herumgelaufen, und hätten gerufen: Kopf ab Marat! und hätten ein Lied gesungen, mit dem Schlußreim:

Marat, Danton, Robespierre,
und mancher Bösewicht,
die kommen noch, auf Ehre,
zuletzt ans Hochgericht!

Die nehmlichen Verbündeten sagte Tallien, hätten auf einem Caffeehause der Boulevards diese Deputirten verflucht, und gerufen: Es lebe Roland! Kein Prozeß gegen den König!

So viel ist wahr, einige betrunkene Verbündete und Dragoner sangen obiges Reimlein auf

der Straße: der weitere Zusatz aber ist grundfalsch, und bloß erfunden um den Minister verhaßt zu machen; denn man kann jetzt niemanden etwas gefährlicheres nachsagen, als die Beschuldigung, er wünsche der Verurtheilung des Königs etwas in den Weg zu legen. Indessen hält Marat für zuträglich sich zu verbergen, und seit Louvets Anklage bemerkt man eine ungewöhnliche Menge Schaarwachen auf den Gassen, besonders um Robespierrens und Dantons Behausung. Einige versichern, Santerre habe dazu Befehl gegeben, um die Meinung zu verbreiten, als ständen die Marseiller diesen großen Vaterlandsfreunden nach dem Leben. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. So viel bemerke ich, wer ihr Leben für gefährdet hält, wünscht daß sie am Leben bleiben mögen: und wer behauptet, daß sie nichts zu besorgen haben, würde sich sehr freuen, ihren Tod zu vernehmen.

Auch Santerrens Absicht, weswegen er so viele Wachen ausschickt, mag seyn welche sie will, so bemerkt doch eine hiesige Zeitschrift mit Recht: Die Mordthaten des Septembers hätten nicht vorfallen können, wenn er halb so viel Sorgfalt auf den Schutz der armen Gefangenen verwendet hätte, als er jetzt zu Robespierrens Bewachung an den Tag legt.]

Am 10ten November. Die Girondisten geben sich das Ansehen, als verspotteten sie den Triumph der Anhänger Robespierrens. Sie behaupten, ein rechtschaffener nicht gänzlich fühlloser Mann

werde sich tief und bitter gekränkt fühlen, wenn man über eine solche Anklage gegen ihn, als Louvet gegen Robespierre aufstellte, zur Tagesordnung überginge. Das mag wahr seyn, aber Robespierens Anhänger sind, seit Ablegung seiner Vertheidigung, muthiger und stärker geworden. Rolands Freunde erwarteten, Louvets Anklage müsse Robespierren und seine Helfershelfer so verhaßt machen, daß ihr Einfluß im Convent dadurch vernichtet werde. Statt dessen, erwähnen Mitglieder, die sonst des Letzten Betragen offenbar verabscheuten, desselben jetzt mit Vorsicht und Mäßigung. Barrere, der Robespierren zum Dictator zu verächtlich fand, milderte eben dadurch einen Theil des Unwillens, womit man ihn betrachtete: und erzeigte, durch seinen Antrag auf die Tagesordnung, demselben einen wichtigen Dienst, und Danton einen großen Gefallen. Danton that von jeher alles, um Robespierrens Betragen, und die Ermordung der Gefangenen jeder Untersuchung zu entziehn. Ich bin daher überzeugt, Barrere hält Rolands Parthei, wiewohl sie bei einigen Fragen im Convent noch immer Mehrheit der Stimmen haben mag, für die schwächere, und ist gesonnen sich mit Danton zu verbinden.

Condorcet denkt anders. Eine Zeitlang zwar konnte sein Betragen für zweideutig gelten, jetzt aber hält er es offenbar mit den Girondisten.

Condorcet spricht selten im Convent. Eine Zeitschrift die unter ihm steht, legt seine politischen

Meinungen kräftiger an den Tag, als Reden zu thun vermögten. In jener hat er seit kurzem solche Pfeile des Lächerlichen gegen Robespierre abgeschossen, als sich niemand erlauben würde, der nicht gänzlich mit ihm brechen wollte.

In der gestrigen Pariser Chronik, befindet sich folgende merkwürdige Aeußerung, aus welcher sich abnehmen läßt, wie Condorcet über einen Mann urtheilt, der, besonders neuerdings, so viel Aufsehen in diesem Lande gemacht hat.

„Es finden sich bei der Umwälzung des französischen Staats Menschen und Ereignisse, die nur deswegen ein vorübergehendes Aufsehen erregen, weil der eigenthümliche Ungestüm der Nation alles vergrößert und anschwellt, und weil es wenig ruhige Beobachter giebt. Solche kleine Menschen und Thaten wird die Geschichte mit einem Wort abfertigen.“

„Eine Wochenbegebenheit dieser Art ist die Anklage, welche ein Mann von vielem Geist und Fähigkeit, aber noch viel größerer Einbildungskraft, gegen Robespierre erhob. Man hat beide, Kläger und Beklagten, vernommen. Beide bewiesen, es sey unmöglich aus Robespierren einen Dictator zu machen.“

„Jedermann bemerkte, wie viele Frauenzimmer der Sitzung beiwohnten. Auf den Gallerien waren ihrer sieben bis acht hundert, und höchstens zwei hundert Männer. Durch die Gänge konnte man vor Frauenzimmern nicht fort.“

„Man

„Man fragt zuweilen, warum hat Robespierre so viel Frauenzimmer um sich? In seinem Hause, um seinen Rednerstuhl bei den Jakobinern, bei den Cordeliers, im Convent? Weil die französische Revolution eine Religion ist, und Robespierre eine Secte derselben errichtet hat. Er ist ein Priester, dem es nicht an andächtigen Zuhörern fehlt; offenbar aber ist seine ganze Gewalt nur ein Weiberlehn. Robespierre predigt, Robespierre tadelt. Er ist wüthig, ernsthaft, schwermüthig, mit kaltem Blut überspannt, ohne Widerspruch in seinen Gedanken und in seinem Betragen. Er schreit gegen die Reichen und Großen, kommt mit wenigem aus, und kennt keine physischen Bedürfnisse. Er kennt nur Einen Beruf, den Beruf zu sprechen, und spricht beinahe unaufhörlich. Er schlägt Stellen aus, wo er dem Volke dienen könnte; und wählt sich Posten, wo er es beherrschen zu können glaubt. Er tritt auf, wenn er Eindruck machen kann; er geht ab, wenn beliebtere Schauspieler die Bühne betreten. Er hat alle Eigenschaften, die das Oberhaupt, nicht einer Religion, einer Secte besitzen muß. Er erwirbt sich den Ruf einer klösterlichen Strenge, die nach Heiligsprechung trachtet. Er steigt auf Schemeln. Er spricht von Gott und Vorsehung. Er nennt sich den Freund der Armen und Schwachen. Er zieht Weiblein hinter sich her. Er läßt sich mit hohem Ernst ihre Anbetung und Huldigung gefallen. Er verschwindet vor der Gefahr, und zeigt sich allgegenwärtig, sobald die Gefahr

verschwindet. Robespierre ist ein Priester, und wird immer nur ein Priester bleiben."

Am 11ten November. Bazire, ein Deputirter des Departements der Cote d'or, und Robespierrens eifriger Anhänger, berichtete kürzlich, im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses, über den gegenwärtigen Zustand der Stadt Paris.

Seiner Beschreibung nach war Paris sehr ruhig. Dadurch wollte er ohne Zweifel beweisen, die bewaffnete Macht, welche man so oft zur Sicherheit des Convents verlangt, sey unnöthig.

Er versuchte, die im September an den Gefangenen verübten Mordthaten größtentheils zu entschuldigen, und wagte hernach eine der unwahrscheinlichsten Behauptungen, die sich denken lassen, als ob nämlich Bedienten einer Dame des Hofes, worunter er allem Ansehen nach die Prinzessin von Lamballe verstanden haben wollte, die Mordthaten angefangen hätten, um ihre Herrschaft zu retten. Hier sind seine Worte. „Doch muß ich sagen, was erwiesen ist: Bediente einer am Hofe sehr bekannten Frau verkleideten sich als Ohnehosen, nahmen Piken und Schwerdter zur Hand, erstürmten die Gefängnisse, und ern.ordeten zuerst die Gefangenen, mit wüthender Erbitterung und unter heftigen Verwünschungen. Dadurch hofften sie das Volk zu verblenden, um ihre Gebieterin retten zu können.

Dieses sind die ersten Urheber des Mordes.

Die Mörder der von Orleans gekommenen Gefangenen, waren größtentheils Leute im Dienste

der Königin. Man erkannte sie an der Spitze des Versailler Auflaufs."

— Jede Unwahrheit borgt gern eine Veranlassung von der Wahrheit. Glaubwürdige Leute berichteten mir in der Folge: einige Bedienten der Prinzessinnen von Lamballe und von Tarent, besonders ein Kammerdiener der letzten, hätten sich wirklich unter den Pöbel vor dem Gefängnisse des Zuchthauses gemischt, und seine Sprache geredet, um vielleicht dadurch so viel Zutrauen erlangen zu können, daß es ihnen möglich würde, ihre Herrschaften zu retten. Thätigen Antheil an den Ermordungen nahmen sie keinesweges; auch gelang es ihnen, durch diese wirklich edle List, die Prinzessin von Tarent zu erhalten.

Daß aber irgend ein Bedienter der Königin an dem Versailler Aufstande mit gewirkt habe, ist gänzlich falsch. —

„Da ich, setzte Bazire hinzu, während jener Auftritte ein Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses war, sind mir noch verschiedene wichtige Thatsachen bekannt, die ich jetzt nicht für schicklich halte ans Licht zu ziehen, aber vielleicht in Zukunft offenbaren werde."

Bazire tadelte, beym Schluß seiner Rede, die Leute, welche nicht aufhören könnten, der Auftritte des Septembers zu erwähnen. „Sie trugen mehr dazu bey, sprach er, die Revolution unumstößlich zu machen, als man beym ersten Anblick glauben sollte: und ich rathe allen Partheien, ihre vergan-

genen Zwistigkeiten zu vergessen, jeden Gedanken an gerichtliche Untersuchung der September-Auftritte fahren zu lassen, und sich, zum Besten des Staats, durch gegenseitiges Vertrauen und Freundschaft zu vereinigen."

Bazire predigte Ruhe und Frieden, und der Convent befand sich in Aufruhr. Jeder Deputirte bezeigte Wuth und tödtlichen Haß, durch Worte und That.

Einige riefen, man solle den Bericht drucken und austheilen: andre sprachen dagegen.

Zuletzt hielt Saint-Andrē, vormals calvinistischer Prediger, jetzt Deputirter des Departements vom Lot, Robespierrens höchst eifriger Anhänger, eine Rede, zum Beweise des großen Nutzens, den der Druck und die Vertheilung des Berichts gewähren werde. Daran werde das gute Volk erkennen, wie einträchtig der Convent sey; wie verdorrt aller Saamen voriger Zwietracht; wie so ganz und gar kein Anschein des Mißtrauens oder gegenseitiger Vorwürfe. Das werde auch die Departements aus dem Irrthum reißen, als sey es einigermaaßen nöthig, dem Convent eine Wache beizulegen, wo wechselseitiges Zutrauen, Freiheit der Meinungen, und unzerstörbarer Friede, ihren Thron aufgeschlagen hätten.

Die Falschheit dieser Vorstellungen, die in einem andächtigen heuchlerischen Tone hergebetet wurden, waren der Versammlung so wohl bekannt, daß sie ein allgemeines Gelächter erregten.

Darauf sagte Buzot: „Es sollte mir sehr lieb seyn, wenn ich wirkliche Eintracht, auf wechselseitige Achtung gegründet, unter uns erblickte. Aber weder Achtung noch Eintracht können zwischen den Helden des zehnten August und den Meuchelmördern des Septembers Statt finden. Es giebt keine Eintracht zwischen Laster und Tugend.“

Gegen diesen Ausdruck entstand ein Gemurre.

„Ich verachte dieses Murren, hob Buzot wieder an. Mich haben weder Mordthaten noch Staatsbesoldungen reich gemacht. Mir scheint Bazirens Bericht eine Vertheidigung der Mordthaten, und gänzlich unwahr, und ich widerspreche seinem Druck.“

Buzot bewirkte durch diese Aeußerung, daß Bazirens Bericht ungedruckt blieb. Aber der Streit bei dieser Gelegenheit vermehrte den Haß und die Feindschaft, welche zwischen beiden Partheien vorher schon bitter genug waren. Alle Girondisten haben sich so entschlossen bewiesen, die Urheber der Mordthaten vor Gericht zu ziehn, und gegen den Verstand ihrer Gegner so viel Verachtung blicken lassen, daß diese tödtlichen Groll und unersättlichen Durst nach Rache deswegen nähren.

Am 12ten November. Es hat sich etwas ereignet, was den bereits zu hohen Geist des Convents zu der höchsten Staffel des Uebermuths erhebt.

Ich befand mich in der Versammlung, als Briefe von Dumourier ankamen, mit der Nach-

richt, er habe bey Gemappe geschlagen, und Bergen (Mons) sey den französischen Truppen übergeben. Ein Adjutant des Feldherrn stand an den Schranken. Nach Verlesung der Briefe redete der den Convent an:

„Bürger Vertreter des Volks, ich bin Soldat und kein Redner. Aber eine denkwürdige Thatsache will ich Ihnen erzählen, die ich an jenem Tage mit Augen sah. Baptiste, Kammerdiener des Generals Dumourier, brachte mitten in der Schlacht einige flüchtige Schwadronen wieder zum Halten, setzte sich an ihre Spitze, führte sie gegen den Feind, und bemeisterte sich, mit dem Degen in der Faust, eines wichtigen Postens."

Darauf verlas ein Schreiber eine Stelle aus dem Briefe des Generals an den Kriegs-Minister, worin er seinen Kammerdiener empfiehlt, seines tapfern Betragens in der Schlacht, mit den nämlichen Umständen erwähnt, die der Adjutant berichtete, und noch hinzufügt: er, Dumourier, habe Baptisten mit Geld belohnen wollen, dieser aber erkläre, er wünsche keine andre Belohnung, als die Erlaubniß, National-Uniform tragen zu dürfen.

Baptiste ward an die Schranken geführt, und man beschloß, unter lautem und wiederholtem Beifall: der Bürger Baptiste, welcher in der Schlacht bei Gemappe ein Dragoner-Regiment, und vier Bataillone Freiwilliger, gegen den Feind zurück geführt habe, solle vom Präsidenten des Convents den Bruderkuß erhalten; solle auf Kosten der Re-

publik bekleidet und gewaffnet werden; und der Kriegsminister solle den General Dumourier bevollmächtigen, ihm eine Offizierstelle bei seinem Heer zu ertheilen.

Darauf verlas man eine Menge Briefe, Dumouriers Kriegesschritte vor der Schlacht und bis zur Einnahme von Bergen betreffend. In denselben ward der Offiziere erwähnt, die sich besonders hervorgethan hatten. Einige waren schwer verwundet. Besonders ein Offizier der National-Gendarmerie hatte ein und vierzig Säbelhiebe erhalten, und dabey sieben Feinde mit eigner Hand getödtet. Auch rühmt Dumourier das unerschrockene geschickte Benehmen des jungen Generals Egalität, und seinen Adjuranten, Obristlieutenant Larue, den Ueberbringer dieser Nachrichten.

Herr Egalität selbst, der noch nie gewagt hatte in der Versammlung zu reden, hielt dafür, dieser Augenblick begünstige ihn, sich auf die Rednerbühne zu schwingen. Er wünsche, sprach er, dem Convent mitzutheilen, was Dumourier aus Bescheidenheit verschwiegen habe. Dumourier nämlich habe in Person die Truppen angeführt, welche verschiedene Verschanzungen mit dem Degen in der Faust erobert hätten.

Cambon sagte: Vielleicht sind in Frankreichs mannichfachen Provinzen viele Bürger ihrem Tode nahe. Also trage ich darauf an, daß man ungesäumt Eilboten in alle Departements versende, damit unsre sterbenden Landsleute des Trostes genie-

ßen, vor ihrem Hinscheiden den Triumph der Republik zu erfahren.

Jean Debry schlug vor: der sechste November, der Tag des Sieges bey Gemappe, solle zum jährlichen Freudenfeste erklärt werden.

Dem widersprach Lasource: „Laßt uns warten, bis die Freiheit ihren Triumph vollendet, und alle Tyrannen, die uns bekriegen, geschlagen sind. Laßt uns nicht durch partheiische Ehrenbezeigungen die Eifersucht der andern Heere unsers Freistaats erregen. Laßt uns des Custinischen Waffenglücks und des zwanzigsten Septembers gedenken, durch welchen Kellermann sich so viel Ehre erwarb.“

„Wir dürfen der Nation kein Freudenfest geben, sagte Barrere, da so viel tapfre Männer gefallen sind. Die Alten stellten nur Leichenbegängnisse an, wenn sie Siege erfochten hatten. Tyrannen befehlen Freudenfeste, ob auch ihre Unterthanen bluten mußten. Dürfen Republikaner der gefühllosen Tyrannen Freude nachahmen? Ihr hattet Recht, über die Einnahme Savoyens ein öffentliches Freudenfest anzustellen, denn sie kostete kein Blut. Auf jener Seite sind viertausend Menschen geblieben; auch die Oestreicher sind Menschen; der umgekommenen Franzosen sind gleichfalls dreihundert, und ihr sprecht von Freudenfesten!“

Wenn die Zahl der umgekommenen Franzosen ein Grund gegen das Freudenfest werden konnte, so durfte sie Barrere ungleich größer angeben, und würde dadurch der Wahrheit ungleich näher ge-

kommen seyn: aber Vergniauds Verstand erhob sich gegen diese unnatürlichen überkünstelten Gesinnungen. „Ohne Zweifel, sprach er, haben Menschen geblutet, aber die Sache der Freiheit hat gesiegt. Was sollen wir metaphysischen Spitzfindigkeiten nachhängen? Ehrliebe, Vaterlandsliebe, Freiheitsliebe, sind dem Menschen natürlich: wir Gesetzgeber müssen diese edeln Empfindungen in den Herzen unsrer Landsleute anfachen; Unglück bringt die Weisheitslehre, die sie unterdrückt. Hätten solche Empfindungen den Busen der Franzosen nicht erwärmt, wo wären wir jetzt? wo wären unsre Heere? unsre Siege? Ein Mittel dieses heilige Feuer lebendig zu erhalten, ist die Anstellung öffentlicher Freudenfeste, bei Gelegenheiten wie die jetzige. Laßt uns also dem Waffenglück aller unsrer Heere eine Volksfeier beschließen. Daß man bei eben der Gelegenheit eine Leichenrede halte, dagegen hab' ich nichts: daß man aber ein National-Fest beschließe, das begehr' ich."

Das Fest ward beschlossen.

Baptiste, der sich, sogleich nach erlangtem günstigen Beschlusse, wegbegeben hatte, erschien jetzt aufs neue an den Schranken, in National-Garden-Uniform gekleidet. Er ist ein wohlgemachter Mann, dem es nicht an Anstande fehlt. Der Adjutant, welcher während jenes Abwesenheit vor den Schranken geblieben war, warf ihm, sobald er zurückkehrte, seine Arme um den Hals, und drückte ihn an

seine Brust. Im Saale ward einmal über das andre geklatscht.

„Tapfrer Bürger, sagte der Präsident, tritt ein in das Heiligthum des Gesetzes. Die Gesetzgeber können nicht länger warten, einen Mann, der sich so verdient um das Vaterland gemacht hat, in ihrer Mitte sitzen zu sehn; können nicht länger warten, Dir den verdienten Lohn Deiner Unerschrockenheit mitzutheilen.'

Baptiste und Oberstlieutenant Larue gingen durch die Schranken. Jener ward zu dem Sitze des Präsidenten geführt, der ihn umarmte, und ihm einen Degen als Geschenk seines Vaterlandes überreichte. Welch Entzücken mußte der junge Mann in diesem Augenblick empfinden, da die bloße Vorstellung desselben ein so angenehmes Gefühl erregt! Wenn ein Mann von berühmtem Geschlecht sich durch eine edle Handlung hervorthut, so erlangt er zwar Lob und Bewunderung: doch setzen wir voraus, man habe seiner Seele schon in ihrer Kindheit ehrerwerbende Gesinnungen eingeflößt. Wenn aber einer im niedrigsten Stande gebohren, jedes Vorzuges der Erziehung beraubt, der wahrscheinlich, den beträchtlichsten Theil seines Lebens hindurch, nur darnach trachten konnte, das Elend des Mangels von sich abzuwehren, und ums tägliche Brot zu arbeiten; wenn ein solcher seinen Geist über jede Rücksicht des Eigennutzes erhebt, und ein Beispiel der edelmüthigsten Tugend aufstellt: so muß dieser Mann sicherlich der Gegen-

stand einer unendlich höheren Bewunderung werden.

Am 13ten November. Das Marseiller Bataillon, und einige Verbündete von andern Departements, die sich jetzt in Paris befinden, sind der Parthei Dantons und Robespierrens im Wege, so viel Einfluß diese auch über den Gemeinderath und die Vorstädte besitzt. Sie findet, Roland habe eine Mehrheit im Convent auf seiner Seite, und befürchtet, die werde nicht von ihm lassen, so lange die Marseiller und Verbündeten in der Hauptstadt bleiben. Ihre Gegenwart hemmt die Thätigkeit der Vaterlandsfreunde von Saint Antoine, und verhindert Danton, von der Anhänglichkeit dieser den möglich höchsten Vortheil zu ernten. Man hat sich viele Mühe gegeben, die Marseiller verhaßt zu machen, und den Neid der Vorstädter Ohnehosen gegen sie aufzuwiegeln. Man erwartete, die letzten würden, im Vertrauen auf ihre Ueberzahl, jene Fremden aus Paris treiben. Aber der bloße Nahme Marseiller hält die Vaterlandsfreunde der Vorstädte in Schranken. Fanden gleich jene seit ihrer Ankunft in Paris keine Gelegenheit, ihren Muth zu bewähren, so erinnern sich doch die Ohnehosen der Tapferkeit, womit ihre Landsleute am zehnten August vor ihren Augen fochten, und hegen eine ehrfurchtsvolle Achtung vor dem kleinen Häufchen aus der nämlichen Stadt, das sie jetzt in ihrer Mitte erblicken.

Folglich fand man Schwierigkeiten, sie mit Gewalt aus Paris zu vertreiben, und gerieth auf den Einfall, ihrer durch List los zu werden.

Seit Servan den Oberbefehl des Heers an der spanischen Gränze erhielt, ist Pache Kriegsminister geworden. Roland empfahl ihn zwar zu diesem Posten, Danton und Robespierre aber besaßen die Geschicklichkeit ihn zu bereden, er könne sich nicht zuversichtlicher darin erhalten, als wenn er sich mit ihnen verbände; und Pache giebt, wie viele Menschen, mehr auf Gefälligkeiten die er erwartet, als auf Gefälligkeiten die er erhielt, und ließ sich allem Ansehen nach überzeugen.

Custine forderte kürzlich eine Verstärkung seines Heers. Pache berichtete dies dem Krieges-Ausschusse, und gab zugleich zu verstehn, man könne ja alle zu Paris befindlichen Verbündeten, als einen Theil dieser Verstärkung, fortschicken. Der Vorschlag schien Genehmigung finden zu müssen, weil ihn Pache, Rolands angeblicher Freund, in Anregnng brachte, und keiner der vorzüglichen Partheigänger Dantons öffentlich Theil daran nahm.

Sobald man aber desselben im Convent erwähnte, durchschaute Buzot den ganzen Plan, und entfaltete ihn als eine Hinterlist, vermöge deren man den Convent tief erniedrigen, und der Unverschämtheit einer Rotte Preis geben wollte, welcher die Einwohner zweier Vorstädte zu Gebote ständen.

Auch Barbaroux nannte ihn eine abscheuliche Verschwörung, deren Ausführung viele Deputirten

in Lebensgefahr stürzen und Paris der Plünderung aussetzen würde. Er behauptete, die Verbündeten könnten ihrem Vaterlande nirgendwo so wichtige Dienste leisten, als in der Hauptstadt, wo sie immer bereit wären, sich mit den ehrwürdigsten Bürgern, zur Vertheidigung der gesetzgebenden Gewalt, und zur Beschützung des Eigenthums, zu verbinden.

Cambon erschütterten diese Bemerkungen Buzots und Barbarouxs, und das Andenken einiger, unmittelbar nach dem zehnten August vorgefallenen Auftritte. Er stürzte daher so schnell auf die Rednerbühne, und erhob seine Stimme so mächtig, daß die Versammlung darüber erstaunte, und ihm aufmerksam zuhorchte. Er erinnerte sie an das tyrannische Betragen, welches die letzte National-Versammlung von Männern erdulden müssen, denen die Vorstädte zu Gebote standen, und von dem Gemeinderath, welcher am zehnten August das Staatsruder ergriffen, und den Vertretern der Nation Hohn gesprochen habe. „Habt ihr vergessen, war seine Frage, daß diese widerrechtlichen Eingreifer die Schranken der Stadt sperren, und die Sturmglocke läuten ließen? daß sie die Nationaldeputirten bedrohten? daß eine Rotte blutdürstiger Banditen die Thüren des Versammlungssaals belagerte, und zum Opfer ihrer wilden Wuth das Leben der Schweizer forderte, die ihre Waffen niedergelegt hatten, und sich unter den Gesetzgebern des Volks, unter der Schutzwehr der Volkstreue befanden? daß jene Rasenden im Begriff waren,

die Versammlung zu erstürmen, und ihre Schlachtopfer heraus zu reißen? daß sie sich von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen ließen, bis Lacroix und einige andre Deputirten sich vor ihnen auf die Knie warfen, und sie beschworen, mit ihrer entsetzlichen Rache einzuhalten?"

— Diese Thatsache blieb mir damals verborgen, wiewohl ich zu der Zeit in der National-Versammlung gegenwärtig war. Ich habe ihrer folglich in meinem Tagebuche nicht erwähnt. Jetzt aber hört' ich Lacroix die Wahrheit der Angabe Cambons bestätigen. —

„Wollt ihr euch der nämlichen Tyrannei von neuem unterwerfen? fuhr Cambon fort. Wollt ihr es? so befehlt den Verbündeten Paris zu verlassen, ehe eine bewaffnete Macht, zur Beschützung des Convents, beschlossen und errichtet ist. Ueberliefert euch selbst wieder in die Gewalt der Leute, deren willkührliches Verfahren ihr erprobt habt, der nämlichen Tyrannen, welche die gesetzgebende Versammlung unterjochten. Bald wird alsdann, unter Gesetzlosigkeit und Bürgerkrieg, der Cromwell Frankreichs erscheinen, und euch sagen: Ich will euer Schutzherr seyn, und euch Frieden geben! Ihr bedürft meiner Volksgunst und willkührlichen Gewalt, damit ihr glücklich werdet! Aber nein, wir wollen keine Schutzherrn, keine Könige, keine Dreimänner, keine Zehnmänner; wir wollen Freiheit! Darum laßt uns dem Convent Unabhängigkeit sichern, und die Verbündeten unter keinem Vor-

wande aus Paris entlassen, bis aus allen Departements der Republik eine wohleingerichtete Macht zusammensteht, welche die Vertreter des Volks bewahren kann, daß sie unter der Obergewalt eines einzigen Departements nicht erliegen!“

So sprach Cambon mit großem Feuer und Nachdruck. Nur seine lebendige Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenstandes schien ihn damit auszurüsten, und dies machte um so viel größeren Eindruck, weil er sonst ungewöhnlich frostig bleibt, und keine Theilnahme hervorbringt. Sein Anstand ist linkisch, seine Gesichtszüge sind plump. Er hat einen systematischen Rechnungsgeist, und gilt für den Finanzverständigsten im Convent. Ich habe ihn schon oft reden hören, und gemeiniglich sagten meine Nachbarn: Jetzt wird etwas kommen, das sich der Mühe verlohnt! Der Mann hat wundernswürdig viel gesunden Verstand! Ich aber fand seinen gesunden Verstand immer so ausnehmend langweilig, daß ich niemals lange aufmerksam bleiben konnte. Diesesmal aber fesselte seine Rede meine ganze Achtsamkeit, und wirkte mächtig auf die Versammlung. In der That schreibt man ihr, mehr als allem Vorhergesagten, die Vereitelung des listig angelegten Plans zu, durch welchen man die Verbündeten fortschicken wollte.

Daß aber eine solche Frage so wichtig ward, beweist, auf wie schwachem unbestimmtem Grunde die Verfassung dieses Landes steht. Wer also das Ruder des Staats verwalten solle, darüber ent-

scheiden vielmehr die Ohnehosen zweier oder dreier Pariser Vorstädte, und eine Hand voll entschlossener Marseiller Bursche, als der unabhängige Wille des Convents.

Roland und die Girondisten scheinen beinahe in der nämlichen Lage zu seyn, worin sich der Hof kurz vor dem zehnten August befand. Dantons und Robespierrens Parthei rüstet sich eben so ernstlich zum Verderben jener, als sie diesen bekämpften, und bietet, wie es das Ansehen hat, dieselbigen Waffen gegen sie auf.

Zu jener Zeit hatte der Hof die Mehrheit der National-Versammlung für sich. Jetzt hält es die Mehrheit des Convents mit Roland.

Der Hof hatte ein Bataillon Schweizer und eine Verbündung Vornehmer zu seinem Schutz.

Die Girondisten haben ein Bataillon Marseiller, und einige Verbündete von andern Departements, zu ihrer Wache. Ob diese glücklicher seyn werde als die Schweizer, muß die Erfahrung lehren. Unterdessen sieht man augenscheinlich, daß eine Parthei sich weit mehr vor der andern fürchtet, als vor allen ihren auswärtigen Feinden.

Am 14ten November. Vor einigen Tagen las ich folgende Nachricht in der Pariser Chronik:

Als Ludwig nach dem Tempel geführt ward, hatte er keinen Heller in der Tasche. Der Bürger Petion borgte ihm zweitausend Livres. Hier ist sein Empfangschein:

Der König bezeugt von Herrn Petion die Summe von 2526 Livres erhalten zu haben; 526 Livres derselben haben die Herren Commissarien des Stadtraths übernommen, an Herrn Hue auszuzahlen, welcher solche im Dienst des Königes ausgelegt hat. Paris, am 3ten September, 1792.

Ludwig.

Ich zeigte diese Nachricht aus Neugier einem Bekannten Petions, und fragte ihn zugleich, ob er sie für wahr halte? Er antwortete: Ob sie wahr ist oder nicht, kann ich nicht bestimmen; ich will Ihnen aber einen ähnlichen Umstand anführen, auf dessen Wahrheit Sie sich verlassen können. Ich hatte am 31sten August ein Geschäft bei dem Maire, und während unsrer Unterredung ward ihm ein Brief überreicht, den er las, nachlässig auf den Tisch warf, und dem überbringenden Bedienten sagte: Schon gut! Darauf sprach er weiter mit mir über die Angelegenheit, die mich zu ihm führte, und als ich hernach von ungefähr meine Augen auf den Brief warf, welcher offen auf dem Tische lag, sagte er: Sie können ihn immer lesen! Der König hatte diesen Brief geschrieben; er war buchstäblich, wie folgt:

Dem Könige würde es sehr angenehm seyn, wenn Herr Petion den vor fünf Tagen an ihn geschriebenen Brief beantworten wollte. Dies ist der letzte Tag im Monat, und der König hat kein Geld erhalten, seine Ausgaben

zu bestreiten. Der König wird Herrn Petion sehr verbunden seyn, wenn er ihn wissen lassen will, was er bekommen soll, und heute noch antwortet.

Ludwig.

Zwei andre Nahmen waren unterschrieben.

Der König hat jede harte Begegnung, die ihn allein betraf, so geduldig ertragen, daß man glauben muß, er habe sich aus Rücksicht gegen andre bereden lassen, über diesen Gegenstand zu schreiben. Wahrscheinlich war der erste Brief von einem seiner Bedienten abgefaßt, und da dieser ohne Antwort blieb, sah sich der König genöthigt, den zweiten selbst zu schreiben.

Die erste und zweite Nothwendigkeit sind abscheulich, und verrathen wirkliche Geisteskleinheit bei Leuten, die auf Seelengröße Anspruch machen, und ihre Denkungsart über die Vorurtheile des Pöbels erheben wollen.

Am 15ten November. Es hält schwer, über die Begegnung, welche der Königlichen Familie im Tempel widerfährt, gewisse Nachricht zu erlangen. Umstände, die ruchtbar geworden sind, zeigen indeß an, daß man mit weniger Schonung und großer Härte dabey verfährt.

Ein Ausschuß, den der Pariser Gemeinderath niedergesetzt hat, sitzt beständig dort, und ordnet alles, was die Königliche Familie betrift, nach gegebener Vorschrift an.

Da die Familie seit Kurzem noch enger eingesperrt ist, und der Wache, welche im Tempel den Dienst hatte, nicht zu Gesicht kam, so verbreitete sich das Gerücht, der König sey entronnen, wiewohl eben so viel Mann als gewöhnlich auf die Wache zogen. Dies, sagte man, geschehe nur, um das Volk so lange zu betrügen, bis man ein Mittel gefunden habe, seinen Zorn gegen den Ausschuß, der so nachlässig oder verrätherisch handeln dürfen, zu beschwichtigen. Von dieser Besorgniß angesteckt, bestand eine Wache aus den Pariser Stadtvierteln, die den Tempel bezog, darauf, den König und die Königliche Familie zu sehn, um sich selbst zu überzeugen, und ihre Mitbürger überzeugen zu können, daß der König wirklich im Tempel sey, und sie nicht leere Zimmer hüte, wie man sehr befürchtete.

Die obrigkeitlichen Personen widersetzten sich diesem Antrage. Die Wache beharrte darauf, und drohte, die Thüren der Zimmer aufzusprengen. Santerre ward herbeigerufen. Er widersprach den Aufrührern, und versicherte ihnen, die ganze Familie sey sicher im Gefängnisse. Die Freiwilligen der Stadtviertel begnügten sich nach und nach damit; die Kanoniere aber blieben auf ihrem Kopf, und Santerre war genöthigt, an die Menge zu appelliren, welche sich bereits vor den Thoren des Tempels versammelt hatte. Diese, als oberherrliches Volk, entschied gegen die Kanoniere, und vermogte sie endlich nachzugeben.

Der obrigkeitliche Ausschuß, dessen Sorge die königliche Familie besonders anvertraut ist, berichtet oft an den Gemeinderath, und behauptet: es sey ein Plan vorhanden, die Tempel-Gefangenen zu befreien. Ereignet sich der kleinste ungefähre Zufall, so soll der für ein Zeichen gelten, das von außen gegeben wird, und den Gefangenen völlig verständlich ist. So erwähnt man zum Beispiel in diesen Berichten: es habe sich um Mitternacht ein Flötenspieler auf der Straße hören lassen; jemand habe einen Gassenhauer gesungen; ein Krämer, der von Haus zu Haus geht, habe seine Waare ausgerufen. Alles dieses umfasse einen viel geheimeren Sinn, als der ins Ohr falle. Vor einiger Zeit berichtete der Ausschuß: So oft die Familie in dem Garten spaziere, oder auf den Erker trete, erschienen eine Menge Menschen an den Fenstern der nahegelegenen Häuser, und gäben Zeichen, die den Gefangenen allem Ansehen nach verständlich wären. Ein Mitglied des Raths schlug vor: man könne dieses leicht vermeiden, wenn man dem Könige und der königlichen Familie nicht erlaube, an die freye Luft zu kommen, bis es so finster sey, daß sie niemand mehr erkennen könne. Ein andrer trug darauf an: die Gartenmauren zu erhöhen, und im Tempel solche Veränderungen vorzunehmen, die es unmöglich machten, daß irgend jemand von außen die Gefangenen erblicken könne.

Aber beide scharfsinnige Vorschläge wurden unnöthig. Denn der Rath befahl, man solle der gan-

zen Familie nicht mehr erlauben in den Garten zu kommen, oder auch nur an das Fenster ihres Zimmers zu treten. Wenn sie nun um die Zeit des Mittagsmahls zusammen kommt, sind immer eine oder zwei obrigkeitliche Personen gegenwärtig, die jeden Blick, jedes Wort, jede Bewegung der unglücklichen Gefangenen beobachten, deuten, und oftmals dem Gemeinderath berichten, als liege darunter ein tiefer geheimer Sinn.

Unter andern unbedeutenden Bemerkungen, meldete ein solcher Bericht des Ausschusses schon vor beträchtlich langer Zeit, der König fahre fort, Stern und Ordensband zu tragen. Dagegen empörte sich der Muthwillen eines Schreibers flüchtiger Tagesblätter, zu der unschicklichen Aeußerung: Ludwig muß keinen Menschenverstand haben; sonst hätte er diesen lehnsherrlichen Flitterstaat von freien Stücken abgelegt, und wäre ein Republikaner, das heißt mehr als König, denn ein König ist nur der erste Sklav in seinem Lande. Weiter setzt er hinzu: Nehmt ihm diese schändlichen Sinnbilder ja nicht ab, sondern verurtheilt ihn vielmehr, sie auf Lebenslang zu tragen, so lange nämlich die Nation ihm zu leben erlaubt. Wer in Zukunft gewisser Verbrechen überführt wird, soll die nämliche Strafe erleiden. Stellt sie dem Volke zur Schau, belastet mit Bändern, ihr Kleid verbrämt mit Thieren aller Art, mit Tauben, Elephanten und Hämmeln. Wenn die Römer Könige überwanden, so entkleideten sie solche ihres königlichen Schmuckes

nicht; sie sorgten vielmehr, daß diese ihn anlegen mußten, und dann spien sie darauf.

Der Gemeinderath sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. So begierig er sich zeigt, Verachtung gegen die Aristokratie zu äußern, so beständig er behauptet, das Volk im Allgemeinen verabscheue die Monarchie, so kann er doch oft nicht umhin, seine Furcht vor der ersten, und seinen Argwohn zu verrathen, als hege die Nation immer noch ihre alte Zuneigung zu der zweiten. Es scheint, er erschrecke vor jeder Veranlassung, die ihm eine von beiden ins Gedächtniß ruft. Manuel erhielt Befehl, sich nach dem Tempel zu verfügen und dem Könige anzuzeigen: da seine Würde abgeschafft sey, so schicke es sich nicht, daß er seinen vorigen Schmuck einen Augenblick länger behalte. Die Unterredung, welche bei dieser Gelegenheit zwischen dem Könige und Manuel vorfiel, ist in einigen Zeitschriften bekannt gemacht, wahrscheinlich durch Manuel selbst. Dieser einseitige Bericht ergiebt sogar, der König habe die Botschaft mit dem männlichen Gleichmuth, mit der unerschrockenen Ergebung angenommen, die er seit dem Ausbruch seines Unglücks bezeigte. Man hat mir immer gesagt, Ludwig der Sechzehnte sey immer unempfindlich gegen die Pracht eines Königes geblieben, selbst da er ihrer im höchsten Glanze genoß; da sie ihm jetzt entwendet wird, scheint er eben so unempfindlich gegen sie: und die Bosheit seiner Feinde, die sich durch so elende Verfolgun-

gen an den Tag legt, entehrt den Monarchen nicht, sondern giebt ihm Gelegenheit, seine guten Eigenschaften in ein helleres Licht zu setzen.

Am 16ten November. Als ich vor einigen Jahren eine Schilderung der Sitten und des gesellschaftlichen Tons in Frankreich entwarf, versucht' ich einen Begriff der schwärmerischen Zuneigung und Liebe aufzustellen, welche die Franzosen jener Zeit für ihre Monarchen empfanden, oder zu empfinden vorgaben.

Sie sprachen von der Treue des Unterthans, als sey dies eine Eigenschaft der Seele, wie Großmuth oder Tapferkeit. Sie überhoben sich des Gedankens, daß sie diese Eigenschaft, wo nicht ausschließlich, doch in höherem Grade besäßen, als jede andre Nation: und jeder Franzos wünschte für einen treuen Unterthan zu gelten, wie jeder Mann gern für großmüthig oder tapfer gilt. Sie schienen sogar zu glauben, dies sey eine Tugend, welche der Unterthan in seiner Brust nähren müsse, sein Oberherr möge gute oder schlechte Eigenschaften besitzen: und brüsteten sich gegen Fremde mit der Anführung von Beispielen, wie sehr ihre Landsleute alle übrigen in Ausübung dieser Tugend überträfen.

Ein Englischer Offizier hatte sich während der Regierung Ludwigs des Funfzehnten einige Tage zu Versailles aufgehalten, und aß am Tage seiner Zurückkunft nach Paris mit einigen Franzosen zu Nacht. Das Gespräch fiel auf die große Zunei-

gung und-Liebe des französischen Volks gegen seinen Monarchen: und als jemand aus der Gesellschaft vernahm, der Offizier habe bei seinem Aufenthalte zu Versailles den Hof sehr zahlreich, und viele Vornehme aus Paris dort gesehen; fragte er ihn: Erstaunten Sie nicht, so viele Beweise der Unterthanentreue zu bemerken?

Nein, versetzte der Offizier. Ich wäre erstaunt, wenn ich sie nicht bemerkt hätte.

Allerdings, sagte der Franzos. Der König ist der liebenswürdigste Mann in der Welt, und so muß ihn natürlicher Weise die ganze Welt lieb haben.

Dagegen ist nichts einzuwenden, erwiederte der Offizier. Es giebt aber, mein' ich, noch andre Ursachen, welche bei den Leuten vorwalten konnten, die sich gegen den König als so eifrige Höflinge bezeigen, und aus denen man ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit zur Genüge erklären kann.

Der Franzos stellte sich, als verstände er ihn nicht, und fragte sehr höflich: Was könnten das für Ursachen seyn?

Ey, sagte der Offizier, der König kann Statthalterschaften, Regimenter, Bischofthümer und viel andre einträgliche Stellen vergeben. Diese Rücksicht mögte doch wohl hinreichen, ihm große Ehrerbietung zu erwerben, und viel eifrige Anhänglichkeit an seine Person zu bewirken; wäre er auch nicht so durchaus der liebenswürdigste Mann in der Welt, wie ihm die ganze Welt zugesteht.

Glauben Sie mir, mein Herr, betheuerte der Franzos, es giebt kein Volk auf der Welt, das seinen König so verehrt, und ihm so uneigennützig ergeben ist, als wir Franzosen.

Um Vergebung, erwiederte der Offizier, ich weiß ein Volk, das Ihnen diese Eigenschaften streitig machen kann; dessen Höflinge ihren Fürsten stärkere Beweise von Verehrung und Ergebenheit darlegen, als die Höflinge von Versailles.

Wer ist dieses Volk?

Die Unterthanen des Kaisers von Marocco. Der Monarch, meine Herren, spricht selten anders zu seinen Unterthanen, als durch Schwerdtstreiche; und doch verehren sie ihn auf die erstaunlichste Weise. Als ich zu Gibraltar in Besatzung lag, verfügte ich mich in sein Gebiet, und hatte die Ehre eine Zeitlang an seinem Hofe zu Fez zu verweilen. Dieser Monarch unterhält sich zuweilen des Morgens damit, Pfeile gegen seine Unterthanen abzuschießen. Wenn er fehltrift, — er trift aber selten fehl, denn durch häufige Uebung ist er ein trefflicher Bogenschütze geworden — so nimmt der den Pfeil auf, gegen den er gerichtet war, und überreicht ihn mit aller Ergebenheit des eifrigsten Hofmanns, seinem Kaiser auf den Knien.

Zuweilen erzeigt er seinen Unterthanen die Ehre, ihnen höchst eigenhändig den Kopf herunter zu hauen, und seine Hofleute um ihn her rühmen diese Geschicklichkeit an ihm. Kurz, sie beweisen ihre Anhänglichkeit gegen ihn, und lieben ihren

Oberherrn, wie man wohl mit Wahrheit sagen kann, bis zum Rasendwerden. Das, meine Herren, nenne ich uneigennützige Ergebenheit.

Jetzt aber wetteifern alle Franzosen, wenigstens alle Franzosen die in Frankreich blieben, eben so sehr in der Erklärung, daß sie diese schwärmerische Anhänglichkeit nie besessen hätten, als sie ehedem ängstlich besorgt waren, diese Anhänglichkeit von sich glauben zu lassen. Nun fingen sie an, diesen Grundsatz während der Regierung des mildesten und billigsten aller ihrer Könige zu verläugnen, sobald seine Gewalt eingeschränkt war; da sie doch die eifrigste Unterthanentreue gegen seine höchst unterdrückenden und tyrannischen Vorgänger behaupteten, deren Gewalt unumschränkt blieb: also läßt sich ziemlich begreifen, worauf diese gepriesene Treue gegründet war.

Ist es aber ein Kennzeichen eines verworfenen sklavischen Gemüths, Zuneigung und Ehrfurcht gegen einen thörichten und boshaften Fürsten zu heucheln; so verräth sich auf der andern Seite eine übelgesinnte gehässige Seele, wenn sie ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit einem milden billigen Monarchen versagt, dessen ganze Regierung bezeugt, wie sehr er Gerechtigkeit liebte, wie ihm seine eignen Vorrechte nicht theurer waren, als die Rechte seiner Unterthanen.

Die Unterthanentreue eines vernünftigen edelmüthigen Mannes entsteht aus seiner schuldigen Ehrfurcht für die höchste Obrigkeit des Staats,

deren gesetzliches Ansehen er, ohne alle andere Rücksicht, zum Besten des Ganzen zu unterstützen bereit ist. Jedes wohlgebildete Gemüth wird diesem Gefühl der Treue gegen den Monarchen, als höchste Obrigkeit betrachtet, noch Achtung für persönlich gute Eigenschaften hinzufügen, die er besitzt, und Dankbarkeit für Gunstbezeigungen die er gewährt. Diese hinzugekommenen Empfindungen aber sind nicht mehr Empfindungen des Unterthans. Wir hegen sie gegen jeden unserer Bekannten, der große oder liebenswürdige Eigenschaften besitzt, und seine Gunst gegen uns an den Tag legt. Prahlerische Beweise von Anhänglichkeit des Unterthans, wie sie zuweilen vorfallen, wird der Pöbel gewöhnlich aufstellen; weil ihm alles lieb ist was Geräusch macht: der Mann vom Stande, um für den persönlichen Freund der königlichen Familie zu gelten, ohne dabei auf ihre guten Eigenschaften Rücksicht zu nehmen; und mancher anderer, weil er einen einträglichen Posten erhielt, oder im Auge hat.

Am 17ten November. Bei dem Ausbruch der Revolution hing das Volk noch im Allgemeinen an der christlichen Religion. Damals versicherte, um seine Zuhörer mit Abscheu gegen die Aristokraten zu erfüllen, ein demokratischer Geistlicher in seiner Predigt, die Jerusalemmer Aristokraten hätten Jesum Christum gekreuzigt.

Einige Leute glauben, diese Behauptung eines Predigers würde jetzt auf eine Gemeinde Franzosen minder wirken, als sie vor drey Jahren zu

thun vermogte: denn die Eindrücke der Religion wären seit jener Zeit unendlich schwächer geworden.

Wenigstens eine Hauptlehre des Christenthums, Vergebung erlittenen Unrechts, scheint gänzlich ausgerottet, und vielmehr für einen Beweis der Schwäche als der Seelengröße zu gelten. Dahingegen wird Rache wie eine Tugend bewundert, und wie eine Pflicht gepredigt, und die Rache des Volks, gegen jedes wirklich oder angeblich erlittene Unrecht, aufgefordert.

Wer den Pöbel gegen den König aufhetzt, behauptet, er müsse hingerichtet werden, um die am 10ten August gemordeten Söhne des Vaterlandes an ihm zu rächen; und es könne der Nation niemals gut gehn, bis jenes Blutbad durch hinlängliche Rache vergolten sey.

Jemand sagte in der National-Versammlung: Unsre Brüder, die sterbend zu Boden lagen, hatten doch, ehe sie ihre Augen gänzlich schlossen, den Trost, die Schweizer in Stücke gehackt zu sehen.

Um die Rekruten aufzumuntern, versichert man ihnen: sie könnten ruhig sterben, wenn es etwa ihr Loos sey in der Schlacht zu fallen, denn ihr Tod solle reichlich gerächt werden.

Ein armes Weib weinte bitterlich über ihren Sohn, der in der Schlacht bei Valmy geblieben war. Trostet euch, Mütterchen, sagte der Soldat zu ihr, von dem sie diese Nachricht erfuhr; ich bürge dafür, wir haben ihn gut gerächt.

Als die Einnahme von Savoyen durch ein Volksfest gefeyert ward, fügte man dem Marseiller-Gesange, der durch mehr als eine Uebersetzung bekannt ist, den Absatz hinzu, der den erhabnen Stolz verherrlicht, seine Brüder zu rächen oder ihnen im Tode zu folgen. Und diesen Absatz sang ein Chor junger Knaben.

Ich war letzthin im Convent, als ein junger Offizier des Regiments Beaurepaire vor den Schranken erschien.

Er befand sich zu Verdun, als sein Oberst sich erschoß. Er sprach zum Lobe dieses Befehlshabers, der, wie er sagte, die Besatzung mit solchem Heldenmuth entflammt habe, daß sie entschlossen gewesen sey, sich lieber unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als diese dem Feinde zu übergeben. Er entwarf eine rührende Schilderung des Unwillens und Kummers der Soldaten, als sie gehört hätten, der Magistrat habe kapitulirt, und ihr Oberst sey nicht mehr am Leben. Mich hat mein Regiment abgeschickt, fuhr er fort, um Rache gegen die Verräther zu fordern, welche Verdun dem Feinde verriethen, und unsern Obersten in Verzweiflung stürzten. Sodann las er die Nahmen der Beklagten ab; es waren die Obrigkeit von Verdün, und einige Stabsoffiziere der National-Garden.

Der junge Offizier sah wohl aus, und hatte einen gebildeten Körper. Er sprach mit Geläufigkeit und Anstand; und die Versammlung ward ihm gewogen, weil Dumourier dem Convent in einem

Briefe berichtete: das Regiment, zu dem jener gehöre, habe gegen die Deutschen vorzüglich gut gefochten, und der Offizier selbst, der die Anklage überbringe, nicht gemeine Tapferkeit bewiesen.

Einige Mitglieder fingen schon an, man müsse Beaurepairens Tod an den Häuptern der Beklagten rächen, und die Versammlung schien so aufgebracht gegen diese, daß ich schon besorgte, man werde auf der Stelle einen heftigen Beschluß gegen sie erlassen. Ein Deputirter aber, der mitten in dieser Erschütterung ruhig geblieben war, bewies, wie unschicklich es seyn würde, in gegenwärtiger Gemüthsstimmung gegen die beklagten Bürger zu verfahren, und trug darauf an, man solle die Anklage der Untersuchung eines Ausschusses übergeben.

Dieser Vorschlag ging endlich durch.

Am 18ten November. Es giebt jetzt acht oder zehn Schauspielhäuser verschiedener Gattung in Paris, wovon die meisten wöchentlich vier Vorstellungen geben. Die Theaterstücke sind gewöhnlich neu, richten sich nach dem Geist der Zeit, und wollen die Zuschauer in ihrer guten Meinung von der Revolution bestärken. Tritt ein König oder ein Fürst auf, so ist er ein raubsüchtiger wollüstiger Tyrann. Ein Edelmann, so beschäftigt er sich mit Kleinigkeiten, ist fühllos, kriecht vor seinen Oberherrn, und tritt seine Mitbürger mit Füßen. Ein Priester, so heuchelt er, ist hinterlistig und lasterhaft. Fast jedes neue Schauspiel hat zum Hauptzweck, die monarchische Regierungsform verhaßt zu

machen, und Liebe zur republikanischen einzuflößen. Sogar in Lustspielen, die sich mit Liebesränken beschäftigen, oder doch sonst weder mit Staatsklugheit noch mit Staatsverfassung etwas gemein haben können, kommen dergleichen Aeußerungen vor, und werden sicherlich immer beklatscht, so übel angebracht sie auch seyn mögen. Jetzt bekümmert man sich wenig um Beobachtung der drey Einheiten, oder anderer Vorschriften der Kritik, welche sonst der Bühne Frankreichs so wichtig schienen.

Die Theaterdichter hassen Fesseln nicht minder als die Ohnehosen, und verachten Anständigkeit oft eben so sehr.

Ich sah vor einiger Zeit eine Vorstellung im Theater des Varietés, (jetzt der Republik, rue Richelieu, palais royal). Das Stück hieß: Beaurepairens Tod.

Der Held erfährt, die Obrigkeit von Verdun habe dem Feinde ein Stadtthor eröfnet, und erschießt sich auf der Bühne. Ein feindlicher Heerführer tritt mit Wache in das Zimmer, findet einen französischen Soldaten, der über den Leichnam seines Befehlshabers wehklagt, und legt ihm einige Fragen vor. Sodann wird ein anderer französischer Soldat hereingeführt, der eben einen feindlichen Offizier auf der Gasse niedergeschossen hat. Wer hat dich gedungen, diesen Meuchelmord zu begehn? fragt ihn der Heerführer. Man darf mich nicht erst dingen, damit ich die Feinde meines Vaterlandes ermorde, antwortet der Soldat. Ich

habe keinen Theil an der schimpflichen Uebergabe der Stadt. Ich hielt den Offizier, den ich tödtete, für den feindlichen Heerführer, und es thut mir leid, daß ich mich geirrt habe. Wer hat aber Sie gedungen ein Land zu bekriegen, das allen Eroberungen entsagt, ein Volk, das nur durch Gesetze beherrscht seyn will, die es selbst sich giebt, und eine Verfassung verlangt, wie sie ihm die beste dünkt? Diese Frage wird beantwortet, und es entsteht ein heftiger Wortstreit. In diesem hat natürlicher Weise der Soldat immer bey weitem die schönsten Gründe, wird aber doch endlich zur Hinrichtung fortgeführt. Wie man aber hört, stürzt er sich unter Weges eine Brücke herab, und entgeht auf die Weise einem schmählichern Tode. Zum Schluß des Stücks versichert der erste Soldat dem feindlichen Heerführer: es werde aus seinem gegenwärtigen Unternehmen nichts herauskommen; daher möge er es bey Zeiten aufgeben, denn kurze Thorheit sey die beste.

Eine Menge kleiner Schauspiele zu dem nämlichen Zweck, werden täglich auf den Boulevards aufgeführt, und Lieder, welche diese Lehre verbreiten, auf Straßen und Spaziergängen abgesungen. Eine lange Vergleichung der alten und neuen Staatsverfassung behauptet am Schluß: Unter der alten despotischen habe jede Mutter geheult, wenn ihr Sohn in den Krieg gezogen sey, und ihn doch nicht los machen können; unter der neuen patriotischen ließen die Mütter ihren großen Jungen keine Ruhe,

bis

bis sie ins Feld zögen, und reichten ihnen selbst die Waffen zu. Das heißt doch ein Gedicht!

Ein andrer Gassenhauer, der vorzügliches Glück machte, hat einige drollichte Einfälle. Zum Beispiel: Die Feinde hätten statt Siegespalmen Trauben gepflückt, Dumourier aber habe ihnen beim Abschiede ins Ohr geraunt, du sollst nicht begehren deines Nächsten Weintrauben!

Ein Zeitschriftsteller bemerkt: „Kleine Triebfedern können eine große Maschine in Bewegung setzen, und Volkslieder haben einen großen Einfluß auf Staats-Umwälzungen. Der Marseiller Gesang, fährt er fort, erleuchtet den Kopf, beseelt den Muth, und erfreut das Herz. Man sollte vier Sänger bei jedem Heer ansetzen. Singen wir Lieder, indem wir unsre Revolution machen, so sind wir fast gewiß, daß sie nicht auf Singsang hinauslaufen wird.“

Es scheint mir nicht der Mühe werth, die Wahrheit dieser Bemerkung zu untersuchen. Hängt aber die Beendigung der französischen Revolution von Beweisen guter Laune und Menschlichkeit ab, so wird sie, nach dem was neuerdings geschieht, ein trauriges Ende nehmen.

Am 19ten November. Marat hat sich seit einiger Zeit verborgen gehalten; seine Zeitschrift aber geht immer fort. Er unterschreibt sie, aus einem unterirrdischen Gewölbe, woselbst er sich, wie er sagt, lebendig begraben muß, um den Dol-

chen der Meuchelmörder zu entgehn. Und warum muß ich mich verstecken? fragt er das Volk. O Volk, das ich liebe, das ich in meinem Herzen trage! weil ich dich vertheidige, weil ich dein Freund bin, u. s. w.

Es scheint sonderbar, daß jemand den Pariser Pöbel anredet, wie ein Liebhaber seine Geliebte. Es ist aber ungleich sonderbarer, daß ein Pöbel, der so viele Beweise seiner Herzenshärtigkeit gegeben hat, sich durch Worte bethören läßt, die ein verliebtes Mädchen verführen.

Die herrschende Sprache seiner Zeitschrift klingt aber nicht eben so zärtlich, selbst nicht seitdem sie unterirdisch geworden ist. Vielleicht ist man neugierig zu hören, wie er den Vorwurf der Blutgierigkeit von sich ablehnt.

„Meine Verläumder setzen sich auf ihr großes Pferd, und schildern mich als einen blutgierigen Menschen, der immer Mord und Meuchelmord predigt. Aber ich fordre sie auf, etwas anders aus meinen Schriften anzuführen, als den Beweis der Nothwendigkeit, einige hundert Verbrecher um einen Kopf kürzer zu machen, damit dreimalhunderttausend Unschuldige den Kopf behalten.“

Heute schreibt er: „Ich glaube nicht an die Republik, so lange Ludwig Capet den Kopf auf seinen Schultern trägt, und hofschranzende Feldherrn die Soldaten der Freiheit zur Schlachtbank führen.“

Mitten unter Dumouriers Waffenglück schrieb dieser Mann gegen ihn, er habe die Deutschen aus Frankreich gelassen. Und mit den andern Heerführern schilt er eben so, und beschreibt sie, als Männer von aristokratischen Grundsätzen und Volksfeinde. Uebrigens bietet er jede Kraft in sich auf, um den Pöbel gegen Louvet, Barbaroux, Gensonné, Guadet, Buzot, Vergniaud, Kersaint, und die ganze Roland-Brissotinische Rotte, wie er sie jetzt zusammendrängt, zu verhetzen. Was aber mehr Unheil stiften kann, als alles übrige, ist sein Hauptgrundsatz, den er jeder Zeitschrift als Denkspruch vorstellt:

Vt redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Vom Stolzen soll das Glück zum Armen wiederkehren.

Dabei zweckt er auf eine allgemeine Plünderung, und vielleicht ward der boshafte Partheigeist nie weiter getrieben, als jetzt, wo man diesen Mordbrenner Marat in Schutz nimmt; denn es ist mir offenbar, daß er eines sehr mächtigen Schutzes genießt, ungeachtet man sich öffentlich von ihm lossagt. Er unterschreibt sich, aus einem Keller: aber jedermann glaubt, er lebe sehr behaglich, in guten Zimmern, über der Erde; und niemand kann zweifeln, daß es wenig Schwierigkeit haben werde, diese aufzufinden, wenn man mit Sicherheit und Klugheit wagen dürfte, ihren Bewohner zu greifen. Man vermag aber nicht einmal, seine

Zeitschrift zu unterdrücken. Sie wird alle Abend im Palais Royal ausgerufen. Als ich vor einigen Abenden nach Hause ging, schrie ein kleiner Bursch immer hinter mir drein: „Journal von Marat! Der Volksfreund! Wie viel Blätter, Bürger Engländer? Der Volksfreund! Journal von Marat! Ach! es ist heute gar zu wichtig! Sie nehmen doch zwei oder drei Blätter, lieber Herr Mylord, nicht wahr?“

Am 20sten November. Ich bemerke ungern, wie wenig man in Paris den grausamen Zustand zu Herzen nimmt, worin sich die königliche Familie befindet, wie selten man sich darüber unterhält. Der Pöbel erwähnt ihrer nur mit den niedrigsten Schmachreden. Aber das nimmt mich nicht Wunder. Denn er ist entweder dazu gedungen, oder schreit mit, wie jeder Pöbel, was andre vorschreien, und folgt blindlings der Richtung, die ihm andre geben. Von dem rede ich also nicht, sondern von Leuten aus andern Ständen.

Diese Menschen mögen über die Revolution denken wie sie wollen, mögen, wie es hier heißt, Aristokraten oder Demokraten seyn; ein so hartes Widerspiel des Schicksals, so ohne Beispiel in den Staatsverhältnissen, worin sich Europa seit langer Zeit befindet, hätte doch, sollte man glauben, mehr Mitleid unter ihnen erregen müssen. Daß dieses Mitleid nicht öffentlich an den Tag gelegt wird, ließe sich leicht erklären: aber selbst in unbelauschten vertraulichen Gesprächen, wo man über nicht

minder gefährliche Gegenstände kein Blatt vor den Mund nimmt, scheinen Personen, von denen man erwarten dürfte, das Unglück der königlichen Familie werde ihnen sehr zu Herzen gehn, sich aus diesem Unglück wenig zu machen.

Wie erschütternd ist der Abstand von dieser Gleichgültigkeit und Vernachlässigung, zu dem unterthänigsten Gehorsam, zu der Art von Anbetung, welche die ganze französische Nation dieser Familie bezeigte. Wie wetteiferten sonst unablässig alle Stände, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, und ihre Wünsche zu befriedigen! Wie gewöhnte man sie von Kindheit an, nichts als Betheurungen der Achtung, Ehrfurcht und Zuneigung zu vernehmen!

Alle diese äußern Zeichen der Ehrerbietung waren, ohne Zweifel, mit den stärksten Versicherungen begleitet, als Kinder aufrichtiger herzlicher Gesinnung, persönlichen Tugenden dargebracht, ohne von ihrer Gewalt irgend etwas zu erwarten, und von allen Betrachtungen des Eigennutzes gänzlich gereinigt.

Das Geschütz von Saint-Antoine, und die Schwerdter der Marseiller, haben alle Tugenden des Königes, am 10ten August, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Mit jedem Tage seiner längeren Gefangenschaft im Tempel, kommt auch ein neues Laster auf das Anklage-Verzeichniß gegen ihn, von welchem man bis dahin nichts gehört hatte. Nie sah' ich einen Mann im Convent, oder

anderswo, sich beeifern, den König und seine unglückliche Familie anzuschwärzen, daß ich nicht auch glaubte, ich sähe einen Niederträchtigen vor mir, der des Monarchen verächtlichster Hofschranze werden mögte, wenn ihn eine unvermuthete Glückswendung wieder auf den Thron setzte. Auch sah ich niemals Leute eines mächtigen Fürsten Vorurtheile zu den ihrigen machen, seine Grillen unterstützen, und eine wunderbarliche Zuneigung gegen denselben vorgeben, ohne sie in Verdacht zu ziehn, sie würden die unruhigsten Volksschreyer und die bittersten Feinde des nämlichen Fürsten werden, wenn ein Unstern ihn in die Lage des Königlichen Hauses von Frankreich versetzte.

Am 21sten November. Begegnet ein Mann, welchen Stand oder Amt sicher stellen, daß man ihm nicht gleiches mit gleichem vergelten könne, einem andern, der in seiner Macht steht, übermüthig oder grausam, so wird man ihm deswegen zürnen und ihn verachten. Wird aber ein niedriger Mensch unverschämt gegen einen Vornehmen, zum Beispiel, ein gemeiner Kerl auf der Gasse gegen einen wohlgekleideten Mann, so ekelt einen des Lumpen, aber er setzt sich nicht so tief herab, wie der obenerwähnte, denn er wagt doch etwas bei seiner Nichtswürdigkeit, es ist nicht ausgemacht, daß er ungestraft davon kommen werde.

Es war sehr natürlich zu glauben, die unkluge Einführung des Ausdrucks Gleichheit, werde eine allgemeine Unverschämtheit aller niedrigen

Volksclassen in Frankreich gegen die höheren einführen, und ich bin noch itzt überzeugt, daß es mit der Zeit dahin kommen muß: noch aber, gesteh' ich, ist mir kein unangenehmes Beispiel dieser Art aufgefallen. Freilich erlaubt man niemanden, er sey so vornehm er wolle, seine Bedienten in Livrei zu kleiden; aber jedermann darf so viel Bedienten halten, wie ihm gefällt. Als Lord Lauderdalens Kutsche vor einigen Tagen durch das Thor des Louvre fuhr, hielt uns die Schildwache an, weil sie bemerkte, daß die Fransen der Bockdecke von andrer Farbe waren, als die Decke selbst. Dieses Abzeichen, sagte die Schildwache, sey in Frankreich nicht mehr erlaubt, und streite wider die Gleichheit, die jeder Franzos beschworen habe. Der Kutscher hatte Befehl, sich immer nur einer einfachen Decke zu bedienen; weil er aber doch diese befransete einmal besaß, und sehr stolz auf diesen Besitz war, so wagte er, an diesem unglücklichen Tage, seinen Sitz damit zu belegen. Jetzt aber ließ er die Ohren hängen, und nahm sie herunter, der Lohnlackey schmälte mit ihm, daß er sie aufgelegt habe, und die Schildwache sprach zornig zu ihm: Dir, Bettler, geziemt es auch, ein Aristokrat zu seyn!

Nicht lange nachher sah ich einen Mann in Generals-Uniform zu einem armen Burschen treten, der, eine Pike in der Hand, an einem Thor Schildwache stand. Bürger Soldat, fragte jener, wohin geh' ich nach der Straße — ?

Vor diesem galten die Pikenträger weniger als die Nationalgarden, welche Musketen haben. Seit einiger Zeit aber macht man keinen Unterschied mehr, und stellt sie auf einen Posten zusammen. Doch hätte man vermuthen sollen, ein so vornehmer Kriegsbedienter werde, von einem gemeinen Soldaten, außerordentlich ehrerbietig angesehn werden, wenn auch der arme zerlumpte Bursch des goldbesetzten Rockes nicht achte.

Camerad, sagte der Pikenträger, Sie wenden sich rechts, dann grade vorwärts, u. s. w. Ich danke Ihnen, Bürger Soldat! antwortete der General, nahm seinen Hut vor ihm ab, und ging weiter.

Am 22sten November. Vor einiger Zeit ging ich mit einem Oberstlieutenant der Nationalgarde spazieren. Sieben oder acht Mann von seinem Bataillon kamen mit der Beschwerde zu ihm, ihrer Compagnie sey bey einer gewissen Dienstanstellung Unrecht geschehn, nebst andern Klagen mehr. Der Sprecher, den diese Herren gewählt hatten, schien etwas unbändig. Er trug seine Beschwerden mit mehr Lebhaftigkeit vor, und machte weniger Umstände, als ich sonst von Soldaten gewohnt war, die ihren Offizier anredeten. Der Oberstlieutenant hörte die Klagen aufmerksam und kaltblütig an; und beantwortete jeden einzelnen Satz des Redners, nur mit einem: Du hast Recht, du hast ganz Recht, lieber Freund! ohne die Rede sonst zu unterbrechen, bis jener von selbst aufhörte.

Darauf sagte der Offizier von neuem, was er schon oft erklärt hatte: Du hast ganz Recht, lieber Freund, dein Recht liegt am Tage; nur über einen einzigen Punkt bist du ein klein wenig irrig.

Dieser eine einzige Punkt betraf gerade alles, worüber sich jener beschwert hatte. Der Offizier setzte die Beschwerden in ein gegenseitiges Licht, und sprach zuweilen zu dem Redner, zuweilen zu seinen Genossen. Bald wurden alle überzeugt, ihre Klagen seyen ungegründet, und verließen den Offizier zufrieden, und sagten einmal über das andre: Der Oberstlieutenant hat Recht!

Als sie weggingen, lächelte dieser mich an: So mache ich es immer, wenn meine Leute etwas unbilliges fordern. Ich höre sie geduldig an, und wenn ich ihnen einmal über das andre versichre sie haben Recht, so erlauben sie mir gern sie zu überzeugen, sie haben Unrecht. Gäbe ich ihnen aber dieses Unrecht gleich anfangs, so hielten sie mich für unbillig, und ich brächte sie nie dahin, ihre Unvernunft anzuerkennen.

Sollten sie aber ja einmal Recht haben, und ich kann ihnen dazu helfen, so spare ich meine Vorstellungen, räume die Beschwerde aus dem Wege, und freue mich, so viel zu vermögen.

Das mag im bürgerlichen Leben angehn, sagt' ich: wird es aber auch in Kriegsdiensten möglich seyn, wo Unterwürfigkeit und unbedingter Gehorsam so nothwendig sind?

Leute die sich selbst kleiden und ohne Sold dienen, antwortete der Offizier, können so strenge nicht gehalten werden, wie Soldaten die der Staat besoldet und kleidet. Man muß sich vielmehr wundern, daß so viel arme Handwerker und Tagelöhner, durch ganz Frankreich, dem Erwerb ihrer Hände für einen oder zwey Tage wöchentlich entsagen, sich sehr angreifen, und so freudig Soldatendienste verrichten. Werden diese Leute an die Gränzen geschickt, und zwingt man sie, tägliche Soldaten zu seyn, so bezahlt man sie auch, und unterwirft sie strengerer Kriegszucht.

Doch glaub' ich immer, war meine Gegenrede, ein Feldherr, dessen Soldaten gelehrt sind zu gehorchen ohne zu grübeln, hat einen großen Vorzug vor dem, welcher die Vernunft der seinigen überzeugen muß. Der Heerführer der Feinde darf nur befehlen, und ist so sicher seine Befehle befolgt zu sehen, als ich meine Uhr schlagen lassen kann, wenn ich die Feder drücke: Dumourier aber muß seine Soldaten erst dahin bringen, daß sie eingestehn, er habe Recht, ehe sie das ausführen, was er von ihnen verlangt.

Ein Feldherr, antwortete der Offizier, muß auf die Stimmung und den Nationalcharakter seiner Truppen Rücksicht nehmen. Franzosen würden kleinlaut und untauglich werden, oder ausreißen, wenn man sie so strenge behandelte wie Deutsche oder Russen. Die Einführung der Stockschläge hat sicherlich, beim Anfange der Revolution, nicht

wenig dazu beigetragen, daß viele Soldaten ihre Fahnen verließen. Meines Wissens sind ganze Regimenter darüber unwillig geworden. Franzosen und Deutsche sind so verschiedene Thiere, wie Windhunde und Spitze. Sie bekämpfen ihre Feinde durch ganz verschiedene Eigenschaften, und wollen auf ganz verschiedene Weise behandelt seyn.

Ich will Dumouriers Verdienste keines Weges herabsetzen, aber ich muß behaupten, der Nachtheil welchen Sie bemerken, könne durch den Enthusiasmus aufgewogen werden, welcher jetzt auf die Gemüther französischer Soldaten ungleich kräftiger wirkt, als irgend eine mechanische Triebfeder. Sie erinnern sich zudem, daß Frankreich seine Soldaten nur immer zu drey- oder vierjährigen Diensten anwirbt; welches viele junge Handwerker und Arbeiter bewegt, diesem Beruf auf so kurze Zeit nachzugehn. Sind sie vorüber, so kehren sie zu ihrem Gewerbe und in ihr Dorf zurück, wo ihre kriegerischen Abentheuer ihnen selbst, für ihr ganzes Leben, Stoff zur Unterhaltung geben, und die Bewunderung ihrer Weiber und Kinder erwerben. Wird aber das ganze Land, bei einer Gelegenheit wie die jetzige, aufgeboten, so sind unter den Rekruten jedes Departements eine beträchtliche Menge alter Soldaten, die den Neulingen nicht nur die wesentlichsten Handgriffe beibringen, sondern ihnen auch ein Beispiel der Ordnung und des Gehorsams werden. Das schleunige Aufgebot, wodurch Dumourier zu Saint Menehould verstärkt ward,

bestand also nicht bloß aus ungebildeten Rekruten.

Am 23sten November. Meine Absicht bei diesem Tagebuch, beschränkt sich nicht allein auf Staatsvorfälle, die sich zu dieser bedenklichen Zeit hier im Lande ereignen, sondern auch auf einige Darstellung der Wirkungen, welche diese Vorfälle auf die Sitten und Gesinnungen des Volks hervorbringen. Und diese glaube ich besser, durch Anführung kleiner Thatsachen und Begebenheiten, als durch eine allgemeine Uebersicht, zu schildern. Aus dem Grunde mag folgender Vorfall hier Platz finden, der einem Herrn und einer Dame, meinen Bekannten und Landsleuten, begegnete. Der Herr hörte, es solle eine wichtige Debatte im Convent vor sich gehen, und miethete also zwei Leute, die sich in aller Frühe hin verfügen, und für ihn und seine Dame zwei Plätze auf der vordersten Bank der Gallerie, dem Präsidenten gegen über, einnehmen mußten. Eine Stunde nachher führte er seine Dame selbst dahin. Eine Schildwache, die innerhalb der Gallerie stand, sagte ihnen: Hier ist kein Platz! Zwei Leute, die auf der ersten Bank sitzen, werden uns Platz machen, antwortete mein Bekannter; und wirklich standen diese beiden Leute auf, und wollten Platz machen. Die übrigen Leute auf der Gallerie aber wollten den Neuangekommenen den erledigten Platz nicht einräumen. Der gehört natürlicher Weise dem zunächst Sitzenden, sagten sie. Der Engländer wandte sich an die Schildwache. Wahrhaftig, Bürger,

sprach die Schildwache, der Fall ist schwierig. Darüber muß die Gesellschaft entscheiden.

Dies ist die gewöhnliche Weise, so oft ein Streit auf der Gallerie entsteht. Die nächsten Nachbarn werden sogleich zu Geschwornen. Mehrheit der Stimmen entscheidet, und ihr Ausspruch wird immer befolgt.

Darauf fragte der Engländer die Gesellschaft: Haben nicht die beiden Leute, die ich auf die Gallerie geschickt habe, ein Recht ihre Plätze zu behalten? Die Frage ward allgemein bejaht. Aber, sprach man weiter, verlassen sie ihre Plätze, so haben ihre beiden nächsten Nachbarn ein Recht darauf, und so kann jedermann nach und nach vorrücken: doch wer zuletzt kommt muß mit dem schlechtesten Platz vorlieb nehmen, bis sein Vormann weiter rückt. Dagegen wandte der Engländer ein: Ich habe doch diese beiden Leute bezahlt, der Dame und mir Plätze aufzubewahren: daß wir sie also einnehmen, verträgt sich mit der Gerechtigkeit. Aber nicht mit der Gleichheit, antwortete ein Geschworner, und alle übrigen traten ihm bei.

Sie sehn, Bürger, setzte die Schildwache hinzu, es ist gegen Sie gesprochen, und damit hat die Sache ein Ende.

Man darf sich eben nicht wundern, daß dieser Begriff der Gleichheit, bei Leuten aus dem niedrigsten Stande der Gesellschaft, wohl aufgenommen wird, besonders in dem Verstande, in welchen ihrer viele das Wort nehmen: und ich zweifle gar nicht,

ausgemachte Dummköpfe, und anerkannt häßliche Weiber, würden sich über den Beschluß freuen, daß alle Menschen an Geist und Schönheit einander gleich seyn sollten, und eine unschmackhafte Einförmigkeit der Fähigkeiten und Gesichter der Mannichfaltigkeit vorziehn, an welcher die Natur ihren Gefallen hat. Bis aber die Natur selbst diesen Beschluß ausgehn läßt, werden die Beschlüsse aller National-Convente der Welt nicht im Stande seyn, Gleichheit zu bewirken. Beschlösse in diesem Jahre ein allgemeiner Wille der Menschheit die Gleichheit, so würde im folgenden Jahr Ungleichheit der Reichthümer und des Ansehns auf der ganzen Erde Statt finden.

Am 24sten November. Heute ging ich über die Terrasse der Barfüßer (feuillants), dicht am Conventssaal, und sah einen jungen Mann auf einem Stuhle stehn. Zu seiner Seite war eine Pike in die Erde gebohrt, und an deren Spitze ein schmaler Streifen geheftet, mit der Inschrift: Der Freiheits-Apostel. Um ihn her standen viele Leute, denen er die glorreiche Revolution des zehnten August herausstrich, und die Vaterlandsfreunde, welchen Frankreich seine Freiheit verdanke. „Die entschlossenen Männer mein' ich, sprach er, welche in der Nacht zuvor zum Gemeinderath erwählt wurden, nicht die Brissots, Vergniauds, Guadets, Buzots, und noch weniger Robespierrens Verläumder, Louvet. Diese bestreben sich vielmehr jetzt, unter Rolands Anführung, Ludwig Capets Leben zu ret-

ten, dessen mannichfache Verräthereyen, dessen Undankbarkeit gegen die Nation, welche ihn mit Wohlthaten überhäufte, ich erweisen kann. Aber Ludwig der Verräther hat jetzt das Maaß seiner Verrätherei so bis zum Ueberlaufen angefüllt, daß selbst seine Freunde im Convent seine Schuld nicht abzuläugnen vermögen, ungeachtet sie ihre ganze Verschlagenheit aufbieten, sein Leben zu retten."

Der Bube war ohne Zweifel gedungen, das Volk gegen Roland und seine Freunde zu verhetzen, und es zu überreden, jeder Versuch des Königs Todesurtheil zu verschieben oder zu vermeiden, sei ein Beweis ihrer Aristokratie und Verrätherey. Bei keinem Oberherrn hat man sich jemals so viel Mühe gegeben ihn zu verleiten, und sein Urtheil zu überschleichen, als bei dem oberherrlichen Volke das jetzt in Frankreich regiert: und da dieser Herr wenig Ueberlegung und ein sehr leichtes Gehirn hat, so ist es kein Wunder, wenn er so hinterlistigen Fallstrikken nicht entgeht.

Am 25sten November. Der Geist des Hasses und der Anklage, welcher im Convent so sehr zu Hause ist, verbreitet sich auf die Feldherrn, und scheint in diesem Lande täglich stärker zu werden.

Vor einigen Wochen klagte Cüstine, in einem Schreiben das im Convent verlesen ward: Kellermann sei sehr nachlässig oder etwas schlimmeres gewesen, weil er den Preußen und Hessen erlaubt habe, aus Frankreich zu entkommen, und Coblenz zu erreichen.

Wäre Kellermann über die Mosel und Saar gegangen, so würde ihm die Einnahme von Trier und Coblenz wenig Mühe gekostet haben: und er, Cüstine, beweise die Wahrheit dieser Behauptung durch beigefügte Berichte.

Commissarien, die bei Kellermanns Heer waren, und den Briefwechsel zwischen ihm und Cüstine gelesen hatten, erklärten: Kellermann würde sehr unvorsichtig gehandelt haben, wenn er zu der Zeit, da Custine es verlangte, mit seiner Reiterey in Trier zu ihm gestoßen wäre.

Custine theilte Kellermannen mit, was er dem Convent geschrieben hatte. Kellermann berichtete also gleichfalls darüber an den Convent, und sagte unter andern: Custine muß betrunken gewesen seyn, da er seine Anklagen gegen mich niederschrieb.

Glücklicher Weise trift es sich nun, daß beide Feldherrn keiner Parthei besonders anhängen. Man würde sonst, wie in andern Ländern geschieht, ihre Kriegskunde und ihre Vaterlandsliebe nach der politischen Parthei beurtheilen, zu der sie gehörten: und wen eine Parthei einen guten General nennte, weil er es mit ihr hielte, den würde die andre, aus der nämlichen Ursache, für einen schlechten General erklären.

Da aber in diesem Fall der Partheigeist sich nicht hineinmischt, so nennt man beide gute Heerführer und treue Staatsdiener, und bedauert allgemein, daß sie einander mißverstehn.

Ein Convents-Deputirter erhob Custinens neuliches Waffenglück. Ein andrer bemerkte dagegen: Custinens Heerzüge, die unmittelbar vor Augen lägen, hätten freilich das Gebiet der Republik erweitert; Kellermanns Sieg aber, am 20sten September, habe das Innere des Reichs gerettet. Und beide Partheien klatschten der Bemerkung Beifall.

Zu Folge der Custinischen Anklage ward Kellermann von seinem Heere zurückgerufen, und hielt sich eine Zeitlang in Paris auf. Er ist von Geburt ein Deutscher, und hat viele Jahre unter Deutschen Truppen gedient. Ich bin einige Male mit ihm in Gesellschaft gewesen. Einmal, als verschiedene Deputirten gegenwärtig waren, konnte er sich nicht enthalten, der Custinischen Anklage mit Unwillen zu erwähnen, aus der er sich sonst nichts machen würde, war sein Ausdruck, wenn sie ihn nicht verbände unthätig zu Paris zu bleiben, unterdes das tapfre Heer, welches er geführt hätte, gegen den Feind stände. Kellermann spricht grade Worte, denen man Aufrichtigkeit zutraut, und mag leicht mehr gemacht seyn, an der Spitze eines Heers zu glänzen, als im geselligen Gespräch. Ohne Zweifel wird man ihm den Befehl bald wieder anvertrauen.

Am 26sten November. In einer Gesellschaft ehrlicher Bürgersleute klagte gestern jemand, welche üble Wirkungen die Zwietracht hervor bringen könne: doch hör' ich, setzte er hinzu, beide Staatspartheien sind nahe daran, sich zu vereinigen.

Ein Apotheker, der neben ihm saß, schüttelte den Kopf: Ich zweifle wohl sehr. Da sie sich nicht durch Furcht comprimiren ließen, als die Heere der Preussen und Oesterreicher in das Innere des Landes drangen: so ist wohl wenig Wahrscheinlichkeit, daß zwei so heterogene Substanzen durch willkührliche Attraction zusammen fließen werden.

Der Apotheker redete die Sprache seines Gewerbes, aber sein Grundsatz scheint richtig. Jeder Tag befestigt meine Ueberzeugung, die Erbitterung beider Partheien werde nicht nachlassen, bis eine von ihnen ganz vernichtet ist: und viele Leute glauben, Roland und seine Parthei würden schon gestürzt seyn, wenn nicht die Verbündeten, besonders die Marseiller, in Paris wären.

Ihr Name steht bei den Ohnehosen der Vorstädte in wunderbarer Achtung. Darüber ist Marat sehr ärgerlich. In einem seiner Blätter giebt er zu verstehen, Dumourier habe bei der Schlacht von Gemappe die Pariser Bataillone dem Feinde bloß gestellt, in der Absicht ihrer los zu werden, und dazu habe er von Roland, Brissot, und ihrer Partei, Befehl gehabt. „Damit ihre ehrgeizigen Ränke gelingen mögten, entführten diese Tyrannen unsre muthige Jugend, welche immer voran stürmt, um die Sklaven des Despotismus zu bekämpfen, und den Vertheidigern des Volks zur Schutzwehr zu dienen. Wer ist aber diese muthige Jugend? Unsre Markthelfer, unsre Kohlenträger, unsre Lehnkutscher.“

Wer Marat gesehn hat, und mit der Sprache und Denkungsart Chabots, Legendres, Merlins von Diedenhofen, und einiger ihrer Helfershelfer bekannt ist, wird sich nicht wundern, daß Lehnkutscher, Kohlenträger, und was sonst zu den Hefen des Volks gehört, Männer nach ihrem Herzen sind.

Ein Schriftsteller von überstralendem Genius und unübertrefflichem Verdienst, bedauert, daß wir nie wieder die edelmüthige Ehrfurcht gegen Stand und Geschlecht, die stolze Ergebenheit, den seelengroßen Gehorsam, die herzliche Unterwürfigkeit, erblicken werden, durch welche, in der Knechtschaft selbst, ein Geist erhabner Freiheit lebendig blieb. Mit ihnen entflohn der Erde jene Empfindlichkeit der Denkart, jenes leichtbeleidigte Ehrgefühl, welche einen Fleck nicht minder tief fühlten als eine Wunde, welche mit Muth beseelten indem sie der Grausamkeit Einhalt thaten, durch deren Berührung alles veredelt ward, und vor denen selbst das Laster nur ein halbes Uebel blieb, weil sie ihm seine ganze Ungezogenheit benahmen.

Der bezaubernde Wohllaut und Nachdruck dieser Darstellung konnte doch ihre letzten Worte nicht gegen jede Mißdeutung verwahren. Aber kein Mann ist so über allen Verdacht erhaben, irgend einem Laster Schonung erschleichen zu wollen, als der sehr ehrenvolle Schriftsteller, dem diese Worte gehören. So viel ist gewiß, im gesellschaftlichen Leben ersetzt Höflichkeit nicht selten, was an Gutmüthigkeit abgeht; und, sind grobe und höfliche Leute

in gleichem Maaße lasterhaft, so werden die letzten immer weniger Ekel erregen, zuweilen geringeres Unheil stiften, als die ersten. Haßt der rohe Naturmensch seinen Nächsten, oder begehrt er heftig eines Weibes, so mordet er jenen, und nothzüchtigt diese. Beides wird kein gesitteter Mann sich zu Schulden kommen lassen, dessen Leidenschaften eben so heftig entbrannt sind. Hingegen muß man gleichfalls einräumen, ein Laster könne viel von seiner Ungezogenheit verlieren, ohne daß seine eigenthümliche Bösartigkeit dadurch um einen Gran geringer werde. Der Höfling, welcher sich in zierlichen Ausdrücken den Freund des Mannes nennt, den er zu stürzen bedacht ist, und denen höflich schmeichelt, die er verrathen will, beweist nicht weniger eigentliches Laster, als der gemeinste Straßenräuber, welcher einen Reisenden niederwirft, oder seinen Mitschuldigen bei der Obrigkeit angiebt.

Alle Verfeinerung des Hofes vermag nicht, die Natur der Falschheit, Undankbarkeit, und Verrätherei umzuändern. Aller Wohlgeruch des Morgenlandes räuchert die Fäulniß des Lasters nicht hinweg. Nach geendigter Untersuchung ergiebt sich, daß freilich Fälle Statt finden, wo Feinheit der Sitten dem sonst möglichen Unheil des Lasters Einhalt thut: aber auch wieder andre, wo durch sie das Laster reizender, und folglich gefährlicher wird. So darf ein Kind von einem rostigen Messer am wenigsten besorgen; wer es ihm polirt, übernimmt

unräthliche Arbeit, und durch seinen Glanz gewinnt es Gefahr.

Oberwähnten Deputirten und andern Mitgliedern des Convents, darf man diesen Vorwurf nicht machen. Ihre pöbelhaften Ausdrücke, ihre niederträchtigen Gesinnungen zeigen das Laster in seiner angebornen Mißgestalt.

Am 27sten November. Behauptungen, die man häufig und kühnlich wiederholt, verfehlen selten ihres Eindrucks auf die Gesinnungen des Pöbels, und finden endlich Glauben, so klar und einleuchtend die Beweise ihrer Unwahrheit auch am Tage liegen.

Seit dem Ausbruche der Revolution hat Marat das Volk zu wechselseitigem Groll, zur Plünderung, zum Morde aufgefordert: aber er versichert gleichfalls in allen seinen Reden, und behauptet täglich in seinen Blättern, er sey der Volksfreund, und der Pöbel hält ihn dafür.

Es ist allgemein bekannt, daß die Girondisten die scheußlichen Frevel des Septembers nicht auf Rechnung der Pariser Bürger setzen; wogegen Robespierre, Saint Andrē, Tallien, Chabot, Bazire, und ihre ganze Partei, behaupten, das Volk habe dieses Blutbad angestellt: aber in dem nämlichen Athem nennt es Saint Andrē immer, das gute Volk; Marat sagt, ich trage es in meinem Herzen; und Robespierre erklärt, gern wollte ich mein Blut für dasselbe vergießen. Also behauptet der Pö-

bel, dieses sind unsre Freunde, Roland und seine Girondisten verläumden uns.

Eben so weltkundig sind Roland, Claviere, Gensonné, Guadet, und andre Häupter ihrer Parthei, republikanisch gesinnt, und versuchten öffentlich eine republikanische Staatsverfassung durchzusetzen, als der König von Varennes zurückgebracht ward. Damals widersetzten sich ihnen Robespierre, Danton, und viele ihrer Freunde, und sprachen im Jakobiner-Club gegen die Republik für die Monarchie. Da jetzt aber Zuneigung gegen eine monarchische Regierungsform für das größte Verbrechen gilt, geben die ehemaligen Vertheidiger derselben den Girondisten dieses Verbrechen Schuld, und schelten sie erklärte Feinde der Republik. Man fängt an diesen Vorwürfen Glauben beizumessen, weil sie so oft wiederholt werden: folglich verlieren Roland, Brissot, Guadet, und ihre ganze Parthei, täglich mehr in der Gunst des Volks.

Vor einigen Tagen bemerkte jemand in einer kleinen Gesellschaft: Die große Anhänglichkeit, welche Robespierre, Danton, und einige andre, für eine republikanische Staatsverfassung bewiesen, sey blutjung. Ludwig den Sechzehnten würden sie freilich bis auf den Tod verfolgen, der ihnen, wie sie glaubten, nie verzeihen könne: eine Monarchie aber mögten sie wohl nicht hassen, wenn es bey ihnen stände, ihren König zu wählen.

Ein so unbändiger fesselfreier Geist, wie Danton, erwiederte ein Andrer, erträgt, meines Erachtens, schwerlich einen König in Frankreich.

Doch bin ich überzeugt, sagte ein Dritter, er ließe sich wohl gefallen, daß Herr Egalität auf dem Thron säße.

So fällt mir, fing der erste wieder an, Benseradens Wort ein, als man ihm erzählte, eine gewisse Dame sey in den Herzog von Ventadour, in den häßlichsten Mann in Frankreich, verliebt: Wahrhaftig, gefällt ihr der, so wird ihr bald ein andrer gefallen!

Am 28sten November. Kein Wunder, daß ein sehr empfängliches höchst veränderliches Volk von einer Uebertreibung auf die entgegen gesetzte verfällt. Dennoch hätte man schwerlich glauben sollen, republikanische Sitten könnten dem französischen Volke sehr behaglich seyn.

Doch sucht man anjetzt in Paris jene ungeschmückte Kleidung, jene Einfalt des Ausdrucks, zu erkünsteln, die, wie man glaubt, zum Republikaner gehören. Seit meinem letzten Aufenthalt in Paris war ich zuweilen mit einem jungen Manne, aus einer der ersten Familien Frankreichs, in Gesellschaft, welcher, gegen den Wunsch und das Beispiel seiner Verwandten, ein heftiger Demokrat ist. Gestern Abend kam er in die Theaterloge wo ich war, in Stiefeln, mit rundabgeschnittenem Haar, und sehr nachlässig gekleidet. Es fiel auf. Ich gewöhne mich, sprach er, wie ein Republikaner aus-

zusehn. Mir fiel dabey eine Dame ein, der man die Häßlichkeit ihres Liebhabers vorwarf: Er soll mich an die Häßlichkeit meines Mannes gewöhnen, war ihre Entschuldigung.

Man fängt jetzt auch an einander zu dutzen, nach dem Vorbilde der Römer und Quäker. Wenn man von oder mit jemanden spricht, sagt man Bürger, anstatt Herr; häufiger aber, besonders im Convent, den Nahmen ohne Zusatz, Buzot, Guadet, Vergniaud. Einige Zeitschriften tragen sogar darauf an, man solle den Gebrauch abschaffen, den Hut abzunehmen, und den Kopf zu verbeugen. Das sey ein Ueberbleibsel alter Sklaverei, und schicke sich nicht für den unabhängigen Geist freier Männer. Dagegen solle jeder, der einem Bekannten auf der Straße begegnet, seine Rechte auf sein Herz legen, anzudeuten, daß er es herzlich meine.

Alles dieses scheint ein wenig vorlaut. Besteht die Republik, so werden nach und nach neue Sitten aufkommen, folglich auch ein neuer National-Charakter entstehn. Eine so plötzliche Veränderung der Decoration gleicht zu sehr einem Zauberschlage Arlequins, um von Dauer zu seyn. Meiner Meinung nach dringt man zu oft auf die Beispiele der Griechen und Römer. Die Nahmen Lykurgus, Brutus, und Cato wecken, wenn ich sie im Convent vernehme, Erinnerungen bei mir, die den wortführenden Gesetzgebern und Vaterlandsfreunden nicht sonderlich günstig sind. Marat sagt in einer seiner Zeitschriften das beste darüber, was

ich von ihm gehört habe. Er spottet nemlich einiger Deputirten, wegen ihrer hohen Ansprüche auf Vaterlandsliebe, und fügt hinzu: „Diese Leute rufen bei jeder geringfügigen Veranlassung, bedenkt, daß wir Patrioten sind, bedenkt, daß alles, was nicht hoch und erhaben ist, unser unwürdig bleibt! O meine Herren! seyd nur erst ehrliche Leute, und dann versucht, ob ihr Camillus, Regulus, und Cato werden könnt!

Der berühmte Mahler David, ein Convents-Deputirter und eifriger Republikaner, hat einige Entwürfe zu einer republikanischen Tracht gezeichnet, die er gern einführen mögte. Sie kommt der altspanischen nah, besteht aus einer knappen Weste, und langen engen Beinkleidern, einem Rock ohne Aermel über der Weste, einem kurzen Mantel, der entweder die linke Schulter herab hängt, oder über beide gezogen werden kann, einem Gürtel für zwei Pistolen und ein Schwerdt, und einem runden Hut mit einer Feder. Das nimmt sich im Gemälde gut aus, und scheint auch sonst bequem. Der Künstler giebt sich, wie ich höre, alle mögliche Mühe, seine Freunde zur Annahme dieser Tracht zu bewegen, und hofft, die Pariser Stadtobrigkeit werde, bey dem nächsten Volksfest oder Freudenmahl, darin erscheinen. Es ist sonderbar, sagt' ich dem, der mir diese Nachricht gab, daß einem so eifrigen Vaterlandsfreunde wie David, eine solche Kleinigkeit so sehr am Herzen liegt.

David, antwortete jener, war früher Mahler als Vaterlandsfreund.

Einige Stücke dieser Tracht sind von vielen bereits angenommen. Völlig so gekleidet sah ich nur einen Mann, und wie der das Ding angestellt hatte, ward seine Erscheinung etwas auffallend. Weste und Beinkleider waren blau; der Rock, durch welchen die blauen Aermel steckten, schneeweiß mit einem scharlachenen Kragen; der runde Hut mit bunten Federn überschattet; zwei Pistolen steckten im Gürtel, und ein fürchterlicher Säbel hing daran. Der Mann war lang, und hatte ein Eisenfresser-Gesicht. Ich hielt ihn wenigstens für einen Husaren-Rittmeister: bei näherer Nachfrage erfahre ich, daß er ein Miniaturmahler ist.

Am 29sten November. General Kellermann hat sein Commando wieder erhalten, und wird in wenig Tagen zur Armee gehn. Man erwartete ihn gestern Abend im Jakobiner-Club, also verfügte ich mich dort hin.

Der General sprach einige Worte des Abschieds an die Freunde des Volks. Er ist kein Redner, und macht keinen Anspruch auf Beredsamkeit, doch beklatschte man was er sagte. Einer seiner Freunde stand auf, und trug darauf an, ihn zum Mitgliede der Gesellschaft aufzunehmen. Dieser Vorschlag erregte ein Murren, worüber ich mich wunderte, da man doch den General beifällig angehört hatte.

Bald aber erklärten mir meine Nachbarn, diese Art ein Mitglied in Vorschlag zu bringen, streite

gegen die Regeln der Gesellschaft. Wer gegenwärtig sey, und Aufnahme wünsche, müsse selbst darum nachsuchen, nicht durch fremden Mund. Dies raunte ein Mitglied dem General ins Ohr, der sogleich aufstand, und um die Gewogenheit bat, daß man ihn als Mitglied der Gesellschaft annehmen möge.

Immer blieb man noch unschlüssig, und sprach heimlich mit einander. Einige hört' ich sagen, gewöhnliche Formalitäten dürften nicht erlassen werden, das gebe ein schlechtes Beispiel, andre könnten sodann auf eben die Weise zur Aufnahme gelangen wollen, Republikaner dürften keine Rücksicht auf kriegerische Ehrenstellen nehmen, u. s. w.

Der General stand wieder auf, und erklärte: Er sey nicht mit den vorgeschriebenen Formalitäten des Pariser Jakobiner-Clubs bekannt gewesen, sonst würde er diese bei seinem Gesuch auf das pünktlichste beobachtet haben. Vielleicht sey es nun damit zu spät, weil er so bald zur Armee abgehen müsse: auch habe er sich geschmeichelt, ihnen vielleicht minder unterworfen zu seyn, weil ihn der Straßburger Jakobiner-Club bereits zu seinem Mitgliede erhoben, und er sich zuweilen mit dem Titel des Jakobiner-Generals beehrt gefunden habe. Cicero hätte nicht glücklicher überreden können. Jedermann klatschte, und Kellermann ward zum Mitglied erklärt.

Der Präsident gab ihm den Bruderkuß, und wünschte ihm in einer kurzen Rede, daß er siegen, unter den abergläubigen Sklaven Italiens das Ge-

fühl der Freiheit und Gleichheit verbreiten, und die Unterthanen des Pabstes mit den Grundsätzen der römischen Republik beseelen mögte. Endlich ermahnte er den General, sich der Siege nicht zu überheben, die er bisher erfochten habe, oder die das Heer der Republik künftig unter seiner Anführung erfechten könne: sondern sich zu erinnern, daß er, nach ihrer Vollbringung, wieder ein Bürger werden müsse wie alle übrigen, und die Achtung, welche man ihm sodann erzeige, nicht seinem Range, den er im Felde bekleidete, sondern seinen Tugenden und Verdiensten um das Vaterland widerfahre.

Kellermann machte zu diesen Ermahnungen ein so ernsthaftes ehrerbietiges Gesicht, wie ein furchtsamer Schüler zu den Vorschriften seines Lehrers.

Darauf bestieg ein Mitglied des Clubs, dessen Antlitz ich nie gesehen, dessen Nahmen ich vergessen habe, die Rednerbühne, und hielt eine langweilige abgeschmackte Rede, zum Beweise des Rechts der Nation, dem Könige den Prozeß zu machen und das Urtheil zu sprechen. Alle Gründe für seine Unverletzbarkeit schalt er Spitzfindigkeiten, und die, welche sich ihrer bedienten, Landesverräther. Zugleich bot er alle Ränke der Bosheit auf, die Zuhörer gegen den unglücklichen Monarchen zu erbittern. Unter andern unwahrscheinlichen unerweislichen Behauptungen kam auch diese vor: Der König habe sich aus den Tuilerien in den Versammlungssaal begeben, theils weil er fürchtete, während des auf seinen Befehl unternommenen Angriffes gegen das Volk, ver-

wundet oder getödtet zu werden; theils weil er selbst den Schweizern und Dolchrittern, die er jeden Augenblick triefend vom Bürgerblut in den Saal treten zu sehen hoffte, die Deputirten andeuten wollte, deren Hinrichtung er verlangte. Der Redner schilderte die Königinn in dem nämlichen Lichte, und folgerte daraus, beide verdienten unverzüglichen schmählichen Tod. Einige Weiblein auf den Gallerien, die den ganzen Vortrag bereits mit ihrem Beifall beehrt hatten, riefen: Ja! Ja!

Am 30sten November. Als ich den Jakobiner-Club verließ, bezeugt' ich dem, der mir in demselben Zutritt verschafft hatte, meine Verwunderung darüber, daß man Anstand genommen habe, Kellermannen die Mitgliedschaft zuzugestehen. Ein siegreicher Feldherr müßte, dächt' ich, willkommen seyn.

„Man hatte ganz Recht Anstand zu nehmen, versetzte jener. Niemand hält leichter mehr auf sich wie er soll, als wer an der Spitze eines Heeres steht. Ein solcher spricht von seinen Siegen, als habe er sie, wie Simson, durch die alleinige Stärke seines Arms gewonnen: und doch giebt es keine gewissere Wahrheit als die, daß oftmals der General Fehler begeht, und seine Truppen dennoch durch ihre Tapferkeit den Sieg erkämpfen. Kellermann that seine Schuldigkeit zu Valmy. Jeder Soldat in seinem Heer that gleichfalls seine Schuldigkeit. Und unter diesen giebt es ohne Zweifel wenigstens hundert, die eben so geschickt sind den Oberbefehl zu führen als er, und wahrscheinlich einige, die noch geschickter

sind. Soll man diese Herren sämmtlich in den Jakobiner-Club aufnehmen, ohne daß sie sich die nämlichen Formalitäten gefallen lassen, die andern Bürgern vorgeschrieben sind? Nein, nein, dergleichen Vorzüge werden der Freiheit gefährlich, besonders wenn ein Heerführer sie erhält. Wer stürzte die Römische Republik? Der Feldherr Julius Cäsar. Wer verjagte Englands Parlament, und unterwarf das Land soldatischer Willkühr? Der General Olivier Cromwell. Wer stellte die königliche Würde in jenem Reiche wieder her? General Monk.“

Und glauben Sie, fragt' ich dagegen, daß kleine Kränkungen dieser Art ähnlichen Ereignissen in Frankreich vorbeugen können? Nicht jeder Ihrer Heerführer wird Washingtons Mäßigung besitzen.

„Wir verlassen uns nicht auf die Mäßigung unsrer Heerführer, war seine Antwort, sondern auf den Freiheitsgeist unsrer Heere. Der wird den ehrgeizigen verrätherischen Absichten seiner Anführer schon Einhalt thun. Diesen Geist besaß keines der Heere, deren ich vorhin erwähnte. Cäsars Heer sah auf ihn, und auf ihn allein. Auf seinen Befehl ging es so willig gegen den Senat, wie gegen die Gallier. Cromwells und Monks Soldaten waren so bethört und gemodelt, daß sie blinde Werkzeuge der Willkühr ihrer Anführer wurden. Frankreichs Krieger sind aufgeklärter, und auf eine ganz verschiedene Weise zusammengebracht. Sie folgen ihren Befehlshabern gegen einen fremden Feind, nicht gegen ihr Vaterland. Kein General war jemals

allgemein beliebter als La Fayette; man hätte ihn aber in der Mitte seines Heers verhaftet, wäre er nicht entflohn: und wenn es dem Convent gefällt, so mag er morgen Dumouriern, trotz aller seiner Siege, in der Mitte seines Heers verhaften lassen. Aber durch bürgerliche Ehrenzeichen und Vorzüge würden unsre Generale gefährlicher werden. Daher müssen sie im bürgerlichen Leben fühlen lernen, daß sie nicht mehr sind als ihre Mitbürger, und bei öffentlichen Gesellschaften sich jeder Vorschrift unterwerfen, welche die übrigen Mitglieder trifft. Jede besondre Auszeichnung, die der Bedienung oder Geburt widerfährt, ist des unabhängigen Republikaner-Geistes unwürdig. Auch müssen Sie bemerkt haben, als der Bürger Egalität hereinkam und sich neben Ihnen setzte, machte sein Eintritt keinen Eindruck, niemand bekümmerte sich um ihn."

Um Vergebung, sein Eintritt machte einen Eindruck. Und hätt' ich ihn nicht zuvor von Ansehn gekannt, so würd' ich jetzt errathen haben, wer hereingetreten sey. Denn jedermann um ihn her bestrebte sich, auffallend an den Tag zu legen, er bekümmere sich nicht um ihn.

Am 1sten December. Einem Fremden fällt in den ersten Tagen seiner Ankunft nichts mehr auf, als die unversöhnliche nichts verschonende Sprache, worin man von der Königin spricht. Dies scheint gerade das Widerspiel einer Eigenthümlichkeit, die man sonst an den Franzosen erhob. Man beschuldigte sie oft, sie trieben ihre Höflichkeit so weit,

daß sie der Sittlichkeit darüber vergäßen. Jetzt sind sie in Gefahr jener zu vergessen, ohne dieser desto mehr zu gedenken, und vom Höflinge nur die einzige Eigenschaft beizubehalten, daß sie dem Unglücklichen den Rücken kehren.

Mailhe verlas letzthin im Nahmen des Gesetzgebungs-Ausschusses einen Bericht, über die Art, wie dem Könige der Prozeß gemacht werden solle, und schloß mit diesen Worten: „Wir verlieren kein Wort über Maria Antonia. Welches Recht hat sie, mit Ludwig dem Sechzehnten gemeinschaftliche Sache zu haben? Das Leben der Weiber, die man Königinnen von Frankreich betitelt, ward nie für unverletzbarer oder heiliger gehalten, als das Leben andrer Empörer und Verschwornen. Solltet ihr also gerathen finden, auch gegen sie einen Anklage-Beschluß zu erlassen, so wird sie von einem gewöhnlichen peinlichen Gerichtshofe gerichtet werden.“

Dem Ausschuß war nichts weiter aufgetragen, als ein Bericht über die Art des Prozesses gegen den König. Warum also Mailhe von dem Gegenstande seines Berichts abschweifte, um diesen pöbelhaften Ausfall gegen die Königin vorzunehmen, war mir ein Räthsel, das sich aber bald löste, als die Gallerien von entzückendem Beifall wiederhallten. Ein andrer Deputirter sagte darauf: Es sollte mich nicht wundern, wenn man der Madam de la Motte erledigten Platz im Zuchthause (Salpetrière) durch sie ausfüllen ließe.

Der

— Der Nahme dieses Mannes war hier verzeichnet, ich streiche ihn aber aus, und entreiße ihn der Schande, die Bitterkeit seines Herzens zur Schau gestellt zu sehn, weil mir in der Folge ein Beispiel seiner Menschlichkeit gegen einen unglücklichen Ausgewanderten bekannt ward. —

Mehr als alles, was ich sonst hierüber zu bemerken Gelegenheit hatte, fiel mir eine Unterredung mit einem Bekannten auf, den ich zuweilen auf einem Caffeehause des Palais Royal antreffe. Er ist ein Mann von ernsthaftem ehrwürdigem Ansehn, zwischen fünf und vierzig und funfzig, wohl gekleidet, und in diesem Punkt noch ein Gegner der Revolution. Er ist kein Mitglied des Convents, ich habe ihn aber dort oft gesehn, und manchmal mit ihm gesprochen. Ich hielt ihn immer für einen gemäßigten menschenliebenden Mann: jetzt überzeugte er mich von meinem Irrthum. Auf eine Frage, die ich über den Prozeß gegen den König an ihn that, gab er mir eine gleichgültige Antwort. Nur als ich ein Wort des Mitleids über die bedauernswürdige Lage der Königin hinzufügte, funkelten seine Augen, und seine Geberde verstellte sich. Man sollte ihm den Nahmen Königin so wenig nennen, wie dem Helden von Mancha den Nahmen Ritter. Die Vernunft verließ sein Gespräch, und der Wahnsinn eines Tollhäuslers trat an ihre Stelle. Ein bitterer Strom niederträchtiger Galle floß von seinen Lippen, und endlich schloß er mit dem abscheulichen

Wunsch: Ich hoffe, dieses Weibsstück soll das gestrichene Maaß des Jammers, welches ihr vorgesetzt ist, bis auf seine Hefen ausleeren müssen!

Der Groll, welchen man hier zu Lande gegen die Königin beweist, ist würhender und unerklärlicher, als der Groll, womit man in Schottland die Königin Maria verfolgte. Doch gab es in Schottland viele Ursachen, das Volk gegen die Königin aufzubringen, die hier nicht Statt finden.

Maria Stuart, unvergleichlich schön, und mit jeder reizenden Vollkommenheit geschmückt, war an den Glanz eines sittenlosen Hofes gewöhnt, dessen Herrscherin keiner Pflicht achtete, und die Buhlerey zur Haupttriebfeder ihrer Staatsklugheit erhob. Als Maria in ihr mütterliches Land zurückkehrte, fand sie dieses durch die Nacht der Religions-Vorurtheile so verfinstert, daß seine Bewohner Frölichkeit für Sünde, Vergnügen für Gotteslästerung hielten.

Maria Stuart bekannte sich zu einer Religion, die dem schottischen Volk ein Gräuel war. Wie konnte es die bunten zierlichen Gewänder der päbstlichen Priesterschaft ertragen, da schon das bescheidne Meßgewand der englischen Kirche ihm ein Lappen der babylonischen Hure schien, deren Götzendienst seine junge Königin in ihr Geburtsland einführen zu wollen, verdächtig ward?

Die Sitten des Wiener Hofes waren von den Sitten des derzeitigen französischen das Widerspiel, und der Charakter Marien Theresiens dem Cha-

rakter Catharinens von Medicis grade entgegen gesetzt. Wohl war auch Maria Antonia schön, geschmackvoll und heiter, liebte die Pracht, und bekannte sich zur katholischen Religion. Aber diese Eigenschaften sollten ihr die Herzen der Franzosen gewinnen, nicht entfremden.

Außerdem sind die Verbrechen, welche man, mit Grund oder Ungrund, Marien von Schottland zur Last legt, einer viel schwärzeren Art, als die Verläumdung gegen Maria Antonia zu erfinden wagte. Das Schicksal der ersten bleibt immer herzerschütternd und bedauernswürdig, hat aber keine ungewöhnlichen Ursachen. Maria Stuart fiel, ein Schlachtopfer der Heuchelei, weiblicher Eifersucht, und staatskluger Besorgnisse. Maria Antonia leidet, gegen alle Bewegungsgründe der Staatsklugheit sowohl wie der Menschlichkeit; und leidet durch ein Volk, welches, um barbarisch gegen sie verfahren zu können, vorher jeder liebenswürdigen Eigenschaft entsagen, die seine Bewunderer ihm zugestanden, und die Gemüthsstimmung annehmen mußte, die seine unversöhnlichsten Feinde ihm Schuld geben.

Am 2ten December. Diese Revolution unterscheidet sich dadurch höchst unglücklicher Weise von andern, daß, mit der Erreichung ihres ursprünglichen Endzwecks, Ordnung, Ruhe, und Unterwürfigkeit gegen die Gesetze nicht zurück kehrten. Eine Umwälzung pfropft sich auf die andre. Man sinnt auf neue Veränderungen, und bewirkt sie durch heftigere Männer, und blutigere Mittel, als die

vorhergehenden. Anführer ohne Grundsätze verhetzen das Volk zu den Ausschweifungen empörter Neger, oder losgebrochener Galeeren-Sklaven. Seit dem ersten Aufstande sind jetzt vier Jahre verflossen, und statt des Segens der Freiheit, schmachtet jetzt das unselige französische Volk, welches nur den Nahmen eines Freistaats gewonnen hat, unter unerträglicheren Unterdrückungen, als der willkührlichste seiner Alleinherrscher ihm jemals auflegte. Zu gleicher Zeit bedrängen es auswärtige Feinde, deren Anzahl, durch das unweise Betragen der neuen Staatslenker, mit jedem Tage grösser wird.

Der Menschheit im Ganzen aber wird diese ausserordentliche Revolution dadurch besonders nachtheilig, daß ihr Beispiel den Unwillen schwächt, welchen jede edel gesinnte Seele, natürlicher Weise, gegen den Despotismus empfindet, und sie geneigt macht, sich lieber in die fürchterliche Ruhe methodischer Unterdrückung zu schmiegen, als solchen Gräueln der Gesetzlosigkeit und des Meuchelmordes auszusetzen, wie sie dieses Land seit Kurzem darbeut.

Doch sollte man bedenken, Despotismus sey zwar minder grausam, lasse aber auch weniger Hofnung zu, als Gesetzlosigkeit. Gesetzlosigkeit trägt den Samen ihrer eignen Zerstörung in sich selbst. Die Säulen des Despotismus unterstützen eine die andre, und mögen das Gebäude desselben Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten. Wäre diese Rücksicht nicht, gäbe es keine andre Wahl, als un-

ter einer willkührlichen Staatsverwaltung zu leben, oder der zügellosen Raubsucht und Grausamkeit eines wahnsinnigen Pöbels ausgesetzt zu seyn, so könnte man jenes für das kleinere Uebel halten. Denn so sehr unumschränkte Gewalt das Herz des Menschen zu verderben geneigt ist, so zeigt doch die Geschichte, unter einem Dutzend unbeschränkter Herrscher, vielleicht einen, welcher den Tugenden der Menschlichkeit nicht entsagte: jeder Pöbel aber ist wüthend, grausam und unmenschlich.

Nur hat das Schicksal uns Menschen nicht bloß auf diese erbärmliche Wahl eingeschränkt, noch ist jede Nation so unbändig wie die französische, welche sich nicht sobald frei fühlte, als sie sich, ohne alle vernünftige Rücksicht, in Ausschweifungen stürzte: wie der Wahnsinnige gemäßigt redet, und friedlich zu seyn verspricht, sobald er aber dadurch seine Freiheit erhält, auf alle Umstehenden losgeht, und wüthig um sich schlägt, bis seine Kräfte erschöpft sind, und man ihn wieder an Ketten legt.

Die Auswanderung des Adels war ein großes Unglück. Die nämlich, welche zu Anfang der Revolution eintraf, als der Adel noch mit Sicherheit im Lande bleiben konnte: nicht die, welche nachher Statt fand, und zur Erhaltung seines Lebens unumgänglich nothwendig war. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Nothwendigkeit dieser letzten Auswanderung durch die vorherige unnöthige herbeigerufen ward. Wäre der ganze Adel im Lande geblieben, so muß man allerdings glauben, eine

Verbindung ausgebreiteter Landbesitzer, dem Strom der Zeit entgegengedämmt, würde großen Einfluß beibehalten, und viele Unordnungen abgewendet haben, welche dieses verwüstete Land zerstören. Viele Adliche wären in den Urversammlungen erwählt, und an manches Deputirten Platz getreten, der vielleicht an großem Unheil Schuld ist. Durch einige Nachgiebigkeit gegen die herrschende Meinung, wäre diese nach und nach milder und versöhnlicher geworden, und sonach dem übertriebenen bittern Vorurtheile vorgebeugt, welches jetzt den Adel ohne Ausnahme verfolgt. Man glaubte, die ersten Ausgewanderten verhetzten fremde Mächte zu einem Bündniß gegen Frankreich, wollten die alte Staatsverfassung wieder einführen, und brennten von unersättlicher Rachlust. So wuchs der Haß gegen sie mit jedem Tage, und der Pöbel, welcher nie einigen Unterschied zu machen im Stande ist, dehnte diesen Haß auf den ganzen Adel aus. Der Adel, der im Lande blieb, ward täglich durch neue Beleidigungen seiner einheimischen Landsleute gereizt, und durch die Briefe der Ausgewanderten gekränkt, die ihm Kleinmuth Schuld gaben, weil er sich der neuen Einrichtung unterwarf, und Feigheit, weil er sich nicht zu dem Heere der Prinzen gesellte. Kein Wunder also, daß viel Adliche ihr Vaterland verließen. Nach dem zehnten August ward es gefährlich im Lande zu bleiben, für jeden Edelmann, der sich als einen Freund der

eingeschränkten Monarchie, und als einen eifrigen Anhänger der Constitution bewiesen hatte.

Die Parthei, welche unter dem Nahmen der Girondisten bekannt ist, wozu Roland, Brissot, Buzot, Condorcet, und viel andre Deputirten gehören, die das Departement der Gironde nicht erwählte, nahm sicherlich keinen Antheil an dem abscheulichen Frevel der Gefängniß-Mordthaten. Gleichfalls bin ich überzeugt, ihre Anhänger wünschten nicht nur das Leben des Königes zu retten, sondern setzten auch, in den verschiedenen deshalb von ihnen gewagten Vorkehrungen, ihr eigenes Leben in Gefahr. Man muß sie von diesen Beschuldigungen frei sprechen, aber andere höchst strafbare Vergehungen fallen ihnen dennoch zur Last.

Die Constitution war vom Könige angenommen, ihre Aufrechthaltung von ihnen selbst beschworen, und sie arbeiteten, dessen ungeachtet, immer fort die Constitution umzustoßen.

Sie beurtheilten den König nach dem was sie für seinen geheimen Wunsch hielten, und also wahrscheinlich, in seiner Lage, selbst gethan hätten; daher konnten sie sich niemals überreden, daß er der Constitution treu bleiben würde. Sie waren überzeugt, er verabscheue diese in seinem Herzen, werde die erste Gelegenheit ergreifen, sie umzustoßen, jeden Theilnehmer ihrer Errichtung bestrafen, und die alte Verfassung mit neuer Stärke und vermehrter Schreckniß wieder einführen. Sie waren überzeugt, Frankreichs Freiheit könne keine sichere

Grundlage finden, als die Republik: und in dieser Ueberzeugung trugen sie kein Bedenken, sich der treulosesten Mittel zu bedienen, um eine republikanische Staatsverfassung einzuführen.

Sie verläumdeten den Charakter des Königs, um die königliche Würde verhaßt und verächtlich zu machen. Sie verbreiteten, zum Nachtheil andrer Personen aus dem königlichen Hause, unzählige Geschichtchen, deren Unwahrheit ihnen entweder wohl bekannt war, oder von deren Wahrheit sie wenigstens keine Beweise hatten.

Auf bloße Vermuthung beschuldigten sie den König und die Königin, als untergrüben diese die Constitution, um willkührliche Gewalt wieder herzustellen: indes sie sich sehr gut bewußt waren, daß sie selbst die Constitution untergruben, um eine Republik empor zu bringen. Sie verwickelten ihr Vaterland in einen Krieg mit dem Kaiser, unter einem Vorwande, den sie selbst für ungegründet erkannten: einzig in der Erwartung, dadurch werde sich das bereits gegen den König vorhandene Mißtrauen vermehren, und mancher Zufall oder Umstand eintreten, worauf sich wahrscheinliche Anklagen gegen ihn und seine Minister bauen ließen.

Durch diese Mittel raubten sie einem gutgesinnten, für das Wohl seiner Unterthanen ängstlich besorgten Fürsten, die Gunst des Volks. Durch diese Mittel bewirkten sie den Aufstand des zwanzigsten Junius, und bereiteten die Gemüther des Pöbels zu dem Aufstand des zehnten August. Wei-

ter beredeten sie das Volk: da ein so ruhiger unehrgeiziger Fürst, wie Ludwig der Sechzehnte, mit der Gewalt, welche die Constitution ihm einräume, nicht zufrieden sey, und heimlich trachte, den Despotismus wieder herzustellen, so müsse jeder, der den Thron besteige, die nämlichen Gesinnungen hegen; und schoben dergestalt eine Republik der französischen Nation unter, deren große Mehrheit, allem Ansehen nach, lieber eine eingeschränkte Monarchie gehabt hätte.

Am 3ten December. Man hält jeden Pöbel der Erde für wankelmüthig: aber dem französischen ist Wankelmuth gewiß angeborner und eigenthümlicher, als jedem andern; und er beweist ihn vielleicht bei dieser gegenwärtigen Revolution auffallender als jemals.

Zu einer Zeit war Necker sein vorzüglichster Günstling. Er war ein Fremder und ein Protestant, dennoch heftete die ganze Nation ihre Augen auf ihn: „Du bist der einzige, Du allein kannst uns vom Verderben retten, und alles gut machen was schlimm ist!“ Er ward entlassen, die vereinigte Stimme des Volks rief ihn zurück. Er kam, und niemand bekümmerte sich weiter um ihn.

La Fayette ward angebetet, und wird jetzt verabscheut.

Pethions Volksgunst stand, bei meiner Ankunft in Frankreich, in ihrer Mittagshöhe, und sinkt schon jetzt.

Orleans und andere besaßen einen Augenblick diese Gunst, aber sie zerschmolz wie Schnee auf den Wellen des Meers, ehe man Zeit hatte sie zu bemerken.

Eben dieser Wankelmuth, mit welchem die Franzosen ihre Günstlinge zu verschiedenen Revolutionszeiten aufgaben, zeigt sich auch in Ansehung ihres Gefallens an einer Staatsverfassung. Als der König von Varennes zurückkam, verwarfen sie den Versuch, eine Republik einzuführen.

Im verwichenen Julius erklärte ein Mitglied der National-Versammlung, er sei eben so sehr wider eine Republik in Frankreich, als wider eine uneingeschränkte Monarchie. Wer meiner Meinung ist, sprach er, beweise es dadurch, daß er aufsteht!

Sogleich standen alle Mitglieder auf.

Dies geschah im Monat-Julius: und am 21sten September beschloß der Convent die Abschaffung der königlichen Würde.

Ich erwähnte dessen gestern gegen ein Mitglied des Convents, und wollte daraus folgern, seine Landsleute wären rein von der Hartnäckigkeit, die man einigen andern Völkerschaften vorwirft.

Ich halte nicht dafür, war seine Antwort, daß die Meinungen sich so allgemein geändert haben, als einige vorgeben: doch haben sie sich seit dem zehnten August sicherlich sehr geändert, und das besonders aus zwei Ursachen. Erstlich, wegen des herrschenden Glaubens, als enthielten die Schriften, welche man an jenem Tage in des Königs

Cabinet, und nachher in einem eisernen Wandschranke des Pallastes fand, überzeugende Beweise, daß der König mit dem auswärtigen Feinde einverständig gewesen sei, das Land zu verrathen. Dies hat allgemeinen Unwillen gegen ihn hervorgebracht, und manchen mit dem Begriff einer Republik ausgesöhnt, der vorher diese Regierungsform für Frankreich nicht schicklich hielt.

Eine zweite Ursache der nämlichen Wirkung ist unser ausserordentliches Waffenglück: welches man der Stärke zuschreibt, womit das Bewußtseyn, Republikaner und freie Männer zu seyn, die Seelen der Franzosen ausrüstet.

Soll dieses Bewußtseyn einiges Gewicht haben, sagte ich, so gehört es der Freiheit allein: und die Franzosen konnten frei seyn, ohne Republikaner zu werden.

Der Mann mit dem ich sprach, war ein Republikaner, und schüttelte den Kopf zu meiner Bemerkung. Wenigstens, setzt' ich hinzu, bleibt das gewiß, sie können Republikaner werden, ohne frei zu seyn.

— Der Deputirte war ein Anhänger Rolands und Brissots, und hat in der Folge die Wahrheit des letzten Satzes bitter erfahren. —

Nachrichten von eingenommenen Städten, gewonnenen Schlachten, und jeder Art Waffenglück, werden dem Convent beinahe täglich verkündigt. Gestern überreichte ihm ein Adjutant des Generals Anselme, der ausdrücklich dazu gesandt war, vier

den Piemontesern entrissene Standarten. Sie wurden in der Mitte des Saals aufgerollt und aufgestellt. Man schrie und klatschte, natürlicher Weise, lauten anhaltenden Beifall. Die Anrede des Offiziers mag bezeugen, wie hoch jetzt die Eitelkeit der Nation gestiegen ist. Ich übersetze sie wörtlich.

„Gesetzgeber, unsre Feinde hatten die Keckheit sich sehn zu lassen, da zeigte sich ihnen Anselme, und sie liefen, wie gewöhnlich, davon. Unser Heer brennt, in das Herz Italiens zu dringen. Neapel beleidigt euch, Rom thut euch in den Bann, der König von Sardinien will sich noch nicht ganz für überwunden erklären. Sprecht doch ein Wort, damit wir alle Kronen des Süden vor eure Schranken legen. Unsre Soldaten schwören, sie haben ein Herz eure Beschlüsse zu segnen, und zwei Hände sie auszuführen. Das verdorbene Römervolk rief um Brod und Schauspiel: der wiedergeborne Franzos verlangt Brod und das Heil der Republik!“

Der Kaiserliche Adler, welcher sonst auf der Thurmspitze von Namur stand, ist nach Paris gebracht worden. Man setzte ihn in einen offenen Wagen, und führte ihn, so prahlerisch wie möglich, von dem Stadtthore bis an die Thür des Conventsaals. Um ihn her ritt eine Schaar Dragoner, deren einer, unmittelbar vor dem Wagen, eine Kette hielt, welche um den Hals des Adlers befestigt war.

Ich war im Convent, als der Anführer des Zuges mit folgenden Worten hereintrat: „Gesetz-

geber, der allerdurchlauchtigste kaiserliche Adler erwartet Ihre Befehle."

Ein Deputirter trug darauf an, man solle ihm Krallen und Schnabel abschneiden, und ihn sodann oben auf die Spitzsäule setzen, die jetzt auf dem Siegesplatz errichtet wird. Merlin von Diedenhofen trug darauf an, ihn lieber an diesem Denkmal bei den Pfoten aufzuhängen. Ein andrer wünschte, man mögte ihm erlauben, in seiner natürlichen Stellung zu stehn, aber mit der Freiheits-Mütze auf dem Kopfe.

Diese attischen Scherzreden entzückten alle Zuhörer.

Und wahrlich, ein Volk von kälteren Sinnen als das französische, hätte sich durch so übertriebnes Glück, als seit einiger Zeit auf dasselbe losströmt, berauschen lassen können. Auch wäre von diesem Rausch nicht viel zu besorgen, wenn er es dabei bewenden ließe, Jubelgeschrei und Gepränge auf den Straßen anzustellen, Sieg auf den Schaubühnen im Munde zu führen, und Eigenlob in Liedern und Deklamationen, oder wenn er einige wenige Conventsredner zu Großsprechereien verleitete. Unglücklicher Weise aber hat er das Gehirn der Mehrheit des Convents benebelt. Dies beweist der Befehl, welchen der Staatsrath am 16ten November den französischen Heerführern in Brabant zufertigte, die Schelde mit Gewalt zu eröfnen; und ein unüberlegter rascher Beschluß, durch welchen der Convent, am 19ten November, im Nahmen des

französischen Volks erklärt: er sage allen Völkern, die ihre Freiheit wieder erobern wollten, Brüderschaft und Hülfe zu; und befehle seinem Staatsrath, allen französischen Heerführern zu gebieten, die Bürger jedes Landes zu schützen, deren Freiheit bedrängt oder gekränkt werde.

Das heißt den Einwohnern jedes Landes kund thun: wollt ihr euch gegen eure Obrigkeit empören, so rechnet auf den Beistand der Franzosen.

Also wird die vormalige Erklärung, Frankreich wünsche mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu leben, unter die Füße getreten, und statt derselben, ergeht eine Herausforderung an ganz Europa, und eine Befestigung ewigen Krieges. Denn wo ist das Land, oder wo war es, das nicht einige Einwohner zählt, die sich einbilden, sie leiden dies oder das, was Bedrängniß oder Kränkung ihrer Freiheit heißen könne? Folglich verkündigt diese Erklärung allen europäischen Völkern: wer unter euch gegen seine Landesregierung aufsteht, den will Frankreich unterstützen! Ein Beschluß vom 27sten November erklärt Savoyen, unter dem Nahmen des Departements von Montblanc, zum vier und achtzigsten Departement. Dies heißt in aller Absicht eine Eroberung, die den vormaligen ausdrücklichen Entsagungen jeder Eroberung widerspricht; eben so viel Ehrgeiz, in Vergrößerung des französischen Gebiets, beweist, als sich Ludwig der Vierzehnte, oder ein andrer französischer Monarch, je zu Schulden kommen ließ: und daher Europa

gegen die Republik eben so mißtrauisch machen muß, als gegen jene.

Am 4ten December. Ein Ausschuß erhielt den Auftrag, gewisse Schriften zu untersuchen, die man neuerlich, in einem verborgenen eisernen Wandschranke des Pallastes, entdeckte.

Heute sollte dem Convent über diese Schriften berichtet werden, daher verfügten wir uns dahin, ob wir gleich vorher entschlossen waren, Paris heute in aller Frühe zu verlassen.

Man erwartete Wunder, was diese Schriften an den Tag bringen würden. Als Rühl von Straßburg, der Vorsitzer jenes Ausschusses, die Rednerbühne bestieg, um den Bericht abzustatten, entstand eine tiefe schauerliche Stille. Wie es hieß, befanden sich viele Briefe des Königes und seiner Staatsräthe unter diesen Schriften. Jeder Conventsdeputirte mußte also für sich oder für einige seiner Freunde besorgt seyn. Ein unvorsichtiger Ausdruck in einem Briefe an einen Minister konnte, bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, dem Schreiber höchst gefährlich werden. Es fand sich aber, daß die Schriften nicht sonderlich wichtig waren. Barrere, zeitiger Präsident des Convents, imgleichen Dumourier, Claviere, Kersaint, werden freilich darin erwähnt, als Leute die in einiger Verbindung mit dem Hofe standen, jedoch keines Weges in einer strafbaren. Auch nicht ein Brief fand sich, durch welchen der entfernteste Verdacht des Verraths begründet werden könnte: einer aber enthielt

eine stärkere Probe des Selbstdünkels und der Eigenliebe, als Geschichte oder Fabel seit Phaetons Zeiten aufzustellen vermögend waren. Rouyer schrieb ihn, ein Convents-Deputirter, welcher bereits Mitglied der vorigen National-Versammlung war.

Schon oft hat dieser Mann meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er macht viel Lärmen und Geräusch. Da er aber nur in seinen eignen Augen bedeutend schien, und, was er mit großem Nachdruck sagte, wenig Gewicht hatte, fragte ich nie nach seinem Nahmen.

Sein Brief ist von vergangenem März, und gradezu an den König gerichtet.

Hier ein Auszug desselben.

Das Unglück, welches mein Vaterland zerreißt, rührte mich tief, eben so tief drang ich auch in die unzählbaren Mittel ihm abzuhelfen. Ich erforschte seine Wunden, und berechnete seine Kräfte. Ich verglich alles, ergründete alles, sah alles vorher. Nun aber besitze ich ein Geheimniß, wodurch ich, innerhalb zweier Monathe, den Staat wieder herstellen kann. Seine Wunden sollen verharschen, seine Besorgnisse verschwinden, seine Gefahren ein Ende nehmen. Frankreich mag die Ruhe wieder finden, die vor ihm flieht, und die Würde die ihm gebührt: der Thron, die Liebe die ihn befestigt, und den Glanz der ihn ziert. Das Geheimniß ist bald gesagt. — Doch macht er viel Worte ehe er damit herausgeht. — Legen Eure Majestät die ganze Gewalt des Staats in meine Hände.

Hände. Dann will ich in zwei Monarhen dem Reiche Frieden in sich selbst und Achtung bei Fremden wieder geben, dem Staate Glück, und der Krone Ansehn. Ich will Ihnen entdecken was Ihre Minister verhehlen, ich will Sie lehren was Ihre Minister nicht wissen. Ich kenne die Kräfte des Landes und sein Vermögen so gut, daß die Feinde, welche uns bedrohen, nur mein Mitleid erregen. Alle Höfe von Europa liegen offen vor mir, ich bin gewiß sie zum Frieden zu zwingen. In der Stille werd' ich der Frucht meines Raths genießen. Mir werden alle ihr Glück verdanken, aber den Dank des Staats will ich Eurer Majestät zu Füßen legen."

Man hatte diesen Brief, wahrscheinlich nur seiner Sonderbarkeit wegen, aufbewahrt, und unter andern Schriften in den Schrank gelegt.

Da Barrerens Name einige Male, besonders in einem Briefe von Laporte an den König, vorkam, so fand er gerathen, um Erlaubniß zu bitten, vor allen andern gehört zu werden: weil der Präsident des Convents keinen Augenblick verdächtig bleiben dürfe. Guadet übernahm auf sein Ersuchen den Vorsitz, und er selbst bestieg die Rednerbühne, um zu erklären, wie Laporte dazu komme, seiner zu erwähnen.

Ehe er aber zu reden anfing, sprang Charlier auf, und sagte: „Die nämliche Rücksicht, derentwegen Barrere den Präsidentenstuhl verlassen hat, sollte Guadet verhindern, ihn einzunehmen."

Viele riefen: Guadets Nahme kommt in den Schriften nicht vor!

„Freilich, sprach Charlier, ist Guadet nicht namentlich aufgeführt, aber doch deutlich genug angegeben.“

Der Beweis, welchen Charlier deswegen antrat, war sonderbar genug. „In einem Briefe an den König, fuhr er fort, wird gesagt, dreizehn oder vierzehn der beredtesten National-Deputirten, wären gut gesinnt: folglich muß Guadet dazu gehören, ungeachtet er nicht genannt ist, denn, wie jedermann weiß, sind nicht dreizehn Deputirte beredter als er.“

Rühl, der Berichtserstatter im Namen des Ausschusses, nahm diese Bemerkung so übel, daß er sehr heftig erklärte, er wolle in keinem Ausschusse weiter sitzen, wenn man anfinge, seine Ausdrücke in Anklagen zu verdrehn.

Charliers Auslegung ward verworfen, Rühl zufrieden gesprochen, Guadet bekam Erlaubniß den Stuhl des Präsidenten ferner zu bekleiden, und Barrere, dem niemand seine Vertheidigung erschwerte, nahm ihn sodann wieder ein.

Als Guadet den Vorsitz verließ, bestieg er die Rednerbühne, und erklärte, um Charliers Behauptung ganz zu entkräften, er habe nie mit dem Hofe in einiger Verbindung gestanden. „„Hätt' ich es aber, und fühlt' ich mich schuldig, so weiß ich, wie ich Vergebung erlangen könnte. Ich weiß, sprach er mit großem Nachdruck, und blickte auf den Theil

des Saals, welchen die Parthei des Berges einzunehmen pflegt, — ich weiß, zu welcher Fahne sich die Leute gesellen, die einer Verzeihung der abscheulichsten Verbrechen bedürfen!“ Dieser Ausfall warf den Berg in fieberhafte Verzuckungen, während deren ich mich aus dem Convent, und bald darauf, mit meinen Reisegefährten, aus Paris entfernte.

Ryssel, am 7ten December. Wir verließen Paris am späten Nachmittage, und kamen den Abend nicht weiter, als bis zum Flecken Louvre, woselbst, bald nach unsrer Ankunft, eine Schaar National-Garden mit ungefähr sechzig Gefangenen eintraf. Die Garden sangen den Marseiller Gesang, bei ihrem Durchzuge durch die Stadt. Den Gefangenen war das Haupthaar abgeschoren. Ihrer zwei und zwei waren zusammengebunden, eines rechter Arm an den linken des andern. Diese Leute hatten sich zu Gemappe schlecht gehalten, und Dumourier schickte sie auf diese schmäliche Weise nach Paris, damit der Convent über sie entscheide. Die National-Garden jedes Orts, durch welchen sie kamen, lieferten sie an den nächsten Ort ab. Die von Louvre sollten sie am folgenden Morgen nach Saint Denis, die von Saint Denis am Tage darauf nach Paris abführen.

Die Strafe scheint wohl ersonnen, und muß auf die Truppen der ganzen Heerstraße, von Bergen nach Paris, großen Eindruck machen.

Zu Pont Saint Maxence holte uns ein Staatsbote ein, welcher Befehle an Dumourier überbrachte. Er saß in einem leichten Wägelchen, mit der Freiheitsmütze und andern republikanischen Sinnbildern geschmückt. Als dieser Mann hörte, wir gingen bis Cambray einen Weg, erbot er sich, unter gewissen Bedingungen, einen unsrer Bedienten in seinen Wagen zu nehmen. Es werde uns sehr vortheilhaft seyn mit ihm zu reisen, weil ihm, als einem Staatsboten, alle Stadtthore zu jeder Stunde der Nacht eröffnet werden müßten.

Wir ließen uns das gefallen, und fuhren auf diese Art nach Peronne, wo wir eine Stunde nach Dunkelwerden eintrafen. Dort wären wir die Nacht geblieben, da aber dem Staatsboten die Thore zu jeder Stunde der Nacht geöffnet werden mußten, so gingen wir auf sein Zureden weiter: denn, wie er sagte, hätten wir nur noch sechs Stunden bis an den besten Gasthof in ganz Frankreich, welchen General Dumourier begünstige, und wo er immer einkehre, wenn er die Reise mache; der Wirth und die Wirthin wären die gastfreiesten verbindlichsten Leute der Welt. Der Staatsbote schilderte diesen Gasthof so einladend, daß wir Peronne verließen, obgleich die Nacht sehr regnicht und dunkel war, sechs Stunden weiter reisten, und, ungefähr gegen Mitternacht, vor der Thür des berühmten Gasthofes anlangten. Nach langem Klopfen sah ein Bedienter aus einem Fenster, rief uns verdrießlich entgegen: Hier ist kein Quartier! und

schlug das Fenster mit ungleich größerer Gewalt zu, als erforderlich gewesen wäre. Kein sehr erfreulicher Bericht für Leute, die sich seit fünf Uhr Morgens unter Weges befanden, und denen ihre Einbildungskraft seit den letzten vier Stunden mit Hoffnung der Ruhe und Erquickung schmeichelte.

Der Staatsbote ward ein wenig betreten darüber, erfuhr aber bei näherer Nachfrage, Wirth und Wirthin lägen am Faulfieber krank, und einer ihrer ersten Bedienten wäre, so wie viele Nachbarsleute, bereits daran gestorben.

Glücklich ist der Mensch, in dessen Macht es nicht steht etwas anders zu thun, als das klügste was er thun kann! Ob wir, Trotz dem Faulfieber, die Nacht im Gasthofe verbleiben wollten, hing nicht blos von unsrer Vernunft ab. Wir mußten mitten im Regen vorwärts nach Cambray: und der Staatsbote versicherte von neuem, einem Staatsboten würden alle Stadtthore aufgemacht, sobald er sich nennte.

Gegen zwei oder drei Uhr Morgens hielten wir vor einer erbärmlichen Hütte, unmittelbar außerhalb des Thors von Cambray. Wären wir noch so geneigt gewesen, über Ermattung oder Beschwerde zu klagen, das Benehmen eines jungen Dragoners, der in dem Augenblicke wo unsre Kutsche still hielt, hinten von ihr herabsprang, hätte jeden Ausdruck dieser Art in uns erstickt. Er trug den Arm in einer Binde. „Im Treffen bei Menehould, sagte er, sind mir der Daumen und zwei

Finger abgeschossen. Ich ging nach Paris, um ein kleines Gnadengehalt nachzusuchen, da ich mit dieser vertrackten Hand weder schießen noch arbeiten kann. Des Ministers Schreiber beschied mich darauf, ich könne kein Gnadengehalt bekommen, wenn mich mein Oberst nicht empföhle. Da sah ich, daß er mich zum Besten hatte, denn er weiß wohl, mein Oberst steht gegen den Feind. Nun will ich aber ihn wieder anführen, und mir schnurstracks eine Empfehlung von meinem Obersten holen, der ein ganz guter Mensch ist. Freilich hätt' ich den ganzen Weg zu Fuß machen müssen, wenn der Herr Staatsbote nicht so höflich gewesen wären, mich hinten auf Ihre Kutsche zu nöthigen, wo ich von Peronne bis hieher gesessen habe, so vergnügt wie ein König. Wahrhaftig, mir glückt alles in der Welt!"

Der arme Teufel trug einen kleinen Hund auf seinem Arm, den er mit seinen Rockschößen abzutrocknen versuchte. Wir baten ihn, sich einem Ofen in der Mitte des Zimmers zu nähern, worin doch einige Kohlen waren, und bedauerten, ihn so vom Regen durchnäßt zu sehn. „Das hat nichts zu sagen, Bürger Engländer, war seine Antwort, ich bin daran gewöhnt: aber meinen armen Hund friert vielleicht. Geh, geh, Schätzchen, sprach er, und streichelte den Hund, geh hin, und wärme dich! Mein Weib bekam diesen Hund, als er noch ganz winzig klein war, und das ist mir wohl ein sehr großes Glück, denn jetzt schenke ich ihn meinem Obersten, der ein närrischer Hundefreund ist, und

mir gewiß aus Dankbarkeit eine großmächtige Empfehlung schreibt, denn mir glückt alles in der Welt! Komm, Azor, komm, küß deinen Herrn. O der Hund ist nicht mit Geld zu bezahlen!“

Sagten Sie nicht erst, Sie hätten zwei Kinder? — „Ja, Bürger, und beide mit einem Weibe.“ — Ich verstehe doch nicht, wie Sie, von dem Einkommen eines Dragoners, eine Frau und zwei Kinder ernähren können. — „Was unmöglich ist, Bürger, läßt sich auch nicht verstehn. Mein Weib ernährt mich und die Kinder. Sie ist eine geschickte Person. Als es noch vornehme Leute gab, verdiente sie viertehalb Livres Macherlohn für ein Hemd: jetzt giebt es keine vornehme Leute mehr, und sie verdient nur zwei Livres. Ich beklage mich nicht, denn ich bin wohl ein guter Pateriot, aber es ist ein verzweifelt großer Unterschied zwischen viertehalb Livres und zwei. Thut nichts, mir glückt immer alles in der Welt!“

Und als du deine Hand verlorst? fragte der Staatsbote.

„Da — da — hätt's meinen Arm treffen können. Einem Cameraden, drei Schritt von mir, nahm es das Bein weg. Ist nicht dem General Kellermann das Pferd unterm Leibe erschossen? Das war dem General wohl mehr werth, als mir meine Lumpen Finger. Also sehn Sie, Bürger, mir glückt immer alles in der Welt!“

Die muthige Frölichkeit dieses jungen Burschen erhielt uns so ziemlich aufgeräumt, während

wir auf diesem elenden Fleck zwei lange Stunden warten mußten. Die Pferde standen unterdessen immer im Regen, denn es gab keinen Stall.

Unterdessen schmälte und fluchte unser Staatsbote unaufhörlich gegen eine Schildwache auf dem Walle, die nicht gleich jemanden zur Obrigkeit schicken konnte, damit die Stadtthore geöfnet würden, denn es lag eben keine regelmäßige Besatzung in Cambray: und als der Befehl endlich ankam, dauerte es sehr lange, bis der Schlüsselbewahrer sich aus dem Schlafe wecken ließ.

Endlich kamen drei Kerle mit Flinten, aber ohne Uniform, und berichteten, das Stadtthor sei geöfnet. Der Staatsbote fing wieder an zu schmälen, und drohte der ganzen Stadtobrigkeit von Cambray mit der Rache Dumouriers. Auch schien er zu fürchten, der General werde ihm selbst diese Verzögerung anrechnen.

Der Dragoner, dieser glücklich gestimmte Mensch, der alles in vortheilhaftem Lichte sah, versuchte auch ihn zu trösten, und rief: „Nein! Dumourier wird Ihnen das nicht anrechnen. Er ist ein guter Soldat; er weiß wohl, wer eine Stadt nicht mit Sturm einnehmen kann, muß warten bis sie ihm die Thore öfnet.“

Der Staatsbote ging aber sogleich auf das Stadthaus, und ließ sich förmlich schwarz auf weiß geben, wie lange er vor dem Thore warten müssen, um Dumouriern eine Entschuldigung seines Ver-

zugs vorlegen zu können. Unmittelbar hernach fuhr er mit dem Dragoner weiter.

Aber nur das Thor ward geöfnet, aus dem ihr Weg ging: wir mußten zwei oder drei Stunden länger, bis zum gewöhnlichen Thoraufgang, warten.

Wir gelangten über Douay heute Nachmittag in diese Stadt.

Vor Dunkelwerden besahn wir die Verschanzungen und Batterien, aus welchen die Oesterreicher die Stadt beschossen. Ihre leichten Truppen umringten unvermuthet, ehe das Hauptbelagerungs-Corps eintraf, ein nahe gelegenes großes Dorf, und zwangen dessen Einwohner, so wie viele andre Bauern, welche das Heer zusammen trieb, an den Laufgräben zu arbeiten: so daß der Belagerten Feuer ihren Landsleuten mehr Schaden that, als den feindlichen Soldaten.

Die Antwort, welche die Stadtobrigkeit auf die Anforderung des Herzogs Albert von Sachsen Teschen ertheilte, war fest und kurz:

„Eben haben wir unsern Schwur erneuert, der Nation getreu zu seyn, Freiheit und Gleichheit zu erhalten, oder auf unserm Posten zu sterben. Meineidig sind wir nicht.

Gemeindehaus, am 29sten September 1792, im ersten Jahr der französischen Republik.

Der Gemeinderath von Ryssel.

Andre, Maire.

Rohart, Stadtschreiber.“

Die Bomben und glühenden Kugeln waren hauptsächlich gegen den Theil der Stadt gerichtet, welchen die ärmeren Bürger bewohnten: erstlich, um die kostbarsten Gebäude einer Stadt zu schonen, von welcher man hoffte sie werde bald dem Kaiser gehören; zweitens aber, die zahlreichste Classe der Einwohner gegen die Reichen aufzubringen, und durch sie den Commandanten zur Uebergabe zwingen zu lassen. Aber diese Absicht schlug fehl, und die Vaterlandsliebe der Bürger wuchs mit jeder Stunde. Bewundernswürdig war der Muth und die Behendigkeit, womit sie die glühenden Kugeln ergriffen und bei Seite stießen, ehe sie Zeit hatten, das Holz zu entzünden. Man erfand eiserne Zangen zu diesem Behuf. Die Städte Armentieres, Bethune, Arras, Dünkirchen, Cambray, und andre mehr, sandten Sprützen nach Ryssel, um das Feuer zu löschen, und Freiwillige in großer Anzahl, um die Stadt zu vertheidigen. Daher sahn sich die Oesterreicher genöthigt, von der Stadt abzuziehn, nachdem sie ganze drei Straßen im Viertel Saint Sauveur, und viele andre Häuser, in verschiedenen Theilen der Stadt, von denen noch keins wieder gebaut ist, niedergeschossen hatten. Es giebt wenig Häuser, worin nicht einige Kugeln drangen: und die Einwohner bewahren diese Kugeln, als kostbare Reliquien.

In den Gasthof von Bourbon fielen, während der Belagerung, zwanzig Kugeln. Noch seh' ich auf dem Fußboden des Zimmers, worin ich dies

schreibe, die Spuren des Brandes. Doch ward niemand von den Hausleuten getödtet, als der Oberkellner, wie er über den Markt ging, um einen Brief auf die Post zu tragen.

Ein armer Kerl, der im Gasthofe die Schuhe putzt, preist die Gnade und Obhut der Vorsehung, daß er grade nicht bei der Hand war, als der Brief abgeschickt ward: denn da ihm dieses Geschäft gewöhnlich zufiel, hätte er selbst leichtlich statt des Kellners erschossen werden können.

Ich weiß nicht, ob man es für ein Zeichen der Abnahme frommer Gefühle in Frankreich halten wird, daß die Bettler nicht länger um Gottes willen auf ein Allmosen antragen, sondern anstatt dieser Worte gemeiniglich, es lebe die Nation! rufen. Daß aber wirklich der Pöbel dieses Landes täglich gleichgültiger gegen die Religion wird, ist offenbar. Dennoch fiel es mir bis jetzt nicht auf, als gewinne ein Stand in dieser Rücksicht, was der andre verliere. Nun erzählt mir ein Freund, er sei heute Morgen in einem Buchladen gewesen, habe eine Seite der Bücherbretter ganz mit Andachtsbüchern belegt gesehn, und den Buchhändler gefragt, ob solche Bücher jetzt viel gefordert würden?

Recht viel, antwortete der Buchhändler, von Aristokraten: die Demokraten sehn sie nicht mehr an.

Vielleicht, sagte mein Freund, weil die Demokraten gewöhnlich zu arm sind, um Bücher zu kaufen.

Doch kauften sie dergleichen Bücher sonst in Menge, erwiederte der Buchhändler, und erst, seit

dem die Aristokraten arm geworden sind, läßt sich mancher unter ihnen auf solchen Ankauf ein.

Wie weit dieser Buchhändler-Nachricht zu trauen sei, kann ich nicht bestimmen. Es ist aber eine traurige Wahrheit, daß viele Menschen nicht eher anfangen an die künftige Welt zu denken, als bis ihnen die jetzige unerträglich wird. Und die Revolution dieses Landes hat bis jetzt den unseligen Betrieb und Erfolg, die vornehmen Bürger ins Elend zu stürzen, ohne die niedrigen glücklich zu machen.

Mein Tagebuch geht bis zum 14ten December, wo ich wieder in England ans Land stieg: ich lasse aber das übrige weg, um wichtigeren Nachrichten Raum zu geben.

Einige der unten verzeichneten Thatsachen über den Prozeß gegen den König, und die Behandlung, welche er und seine Familie im Tempel erlitten, wurden mir bereits während meines Aufenthalts in Frankreich bekannt; andre kamen mir nach meiner Zurückkunft in England zu Ohren. Sie mögen hier im Zusammenhange, nebst einer Nachricht vom Tode des Königs, ihren schicklichen Platz finden.

Man kann den Prozeß, welcher gegen den König geführt ward, für ordnungswidrig, übereilt, und ungerecht halten: dennoch fiel es einer Convents-Parthei sehr schwer, und setzte sie persönlicher Gefahr aus, ihn so lange zu verschieben. Gute Gründe verbinden mich zu glauben, einige Deputirten haben den vorschnellen Beschluß, welcher die

königliche Würde abschaffte, bitterlich bereuet, und sich überzeugt, der Convent werde sowohl Frankreichs Glück als die Dauer seiner Freiheit befestigen, wenn er den König wieder einsetze, und die Constitution, unter einigen vortheilhaften Abänderungen, wieder herstelle.

Gute Gründe verbinden mich zu glauben, eine noch größere Menge Deputirten habe dafür gehalten, nachdem die republikanische Regierungsform einmal beschlossen sey, könne der Convent nicht billiger noch staatskluger verfahren, als wenn er erkläre, er sei nicht gemeint zu untersuchen, ob der König Einverständnisse mit dem Feinde unterhalten habe oder nicht: weil die Nation auf jeden Fall entschlossen sei, eine republikanische Regierungsform vorwalten zu lassen. Darauf solle der Convent die ganze königliche Familie an die Gränze geleiten, und ihr erlauben, sich zu begeben wohin es ihr beliebe, mit einem Jahrgehalt wenigstens von hunderttausend Louisd'or, der ihr regelmäßig ausgezahlt werde, so lange sie sich ruhig betrage, und keinen Krieg des Auslands gegen Frankreich, oder einen bürgerlichen Krieg in Frankreich veranlasse, um den Thron wieder zu besteigen. Zu gleicher Zeit müsse der Beschluß gegen Savoyen zurückgenommen, und die ursprüngliche Erklärung, daß Frankreich sein Gebiet nicht erweitern, und keinen Eroberungs-Krieg führen wolle, erneuert werden.

Die Parthei des Convents, welche einer dieser Meinungen zugethan war, und alle die den König

retten wollten, fanden, es sei gefährlich ihre Gesinnungen an den Tag zu legen, und versuchten verschiedene Mittel zur Verschiebung des Prozesses, bis die Gemüther des Volks besänftigt genug wären, einen unpartheiischen Prozeß zuzulassen, oder alle Lust zu einem Prozeß aufzugeben. Als dieses fehlschlug, hoffte man das Urtheil durchzusetzen, der König solle während des Krieges gefangen gehalten, und nach geendigtem Kriege verbannt werden. Als auch das nicht ging, wollte man die Entscheidung an die Urversammlungen verweisen. Der letzte Rettungsversuch war der Antrag, man mögte die Vollziehung des Urtheils verschieben.

Unstreitig würde diese Parthei edler gehandelt haben, wenn sie, statt aller dieser Ausflüchte, bei dem ersten namentlichen Aufruf, den König für nicht schuldig erklärt hätte.

So viel ich weiß, verfiel Niemand darauf. Mehr als Einen aber hört' ich erklären: Des Königes Leben sei durch die Constitution hinlänglich geschützt, die Gerechtigkeit könne ihn nicht zum Tode verurtheilen, wenn auch alle Beschuldigungen gegen ihn erwiesen wären, wie sich doch nicht ergeben wolle.

Die heftige Parthei gegen den König gab sich ihrerseits alle Mühe, und bediente sich innerhalb und ausserhalb des Convents mancher Ränke, um jede vorgeschriebene Form des Prozesses durch eine blutige übereilte That abzukürzen.

Legendre trug darauf an: wer seine Meinung mündlich oder schriftlich bekannt gemacht habe, solle sie auf einen Tisch im Convent niederlegen; und am Tage nachher solle der Convent ein Urtheil fällen, ohne den König anzuhören.

Robespierre verlangte: der Convent solle nicht aus einander gehn, und die Sache in einer ein und zwanzig stündigen Sitzung entscheiden.

Saint André erklärte: das Volk habe am 10ten August den König gerichtet und verurtheilt; dem Convent bleibe nichts übrig, als seine Hinrichtung zu verfügen.

Einige, die den Tod des Monarchen wünschten, besorgten, seine Erscheinung vor den Schranken des Convents mögte das Volk erweichen, und vielleicht zu seinem Besten kehren: und als sie fanden, daß andre von ihrer eigenen Parthei, gleichfalls Königsfeinde, darauf bestanden, daß man ihn anhören sollte, fielen sie auf die allerruchlosesten Mittel um solches zu verhindern.

Man vertheilte Blätter auf den Straßen, um den Pöbel aufzuhetzen, daß er auf unmittelbare Hinrichtung des Königs bestände, und, wenn die nicht erfolgte, ihn selbst hinrichtete, entweder in seinem Gefängnisse, oder wenn er vor den Convent geführt würde. So lange er lebe, könne es dem Lande niemals gut gehn. Alles Unglück des Staats, alle Noth des Volks, die es bereits erduldet habe, und womit es noch stärker bedroht werde, kämen daher, daß man dem König erlaub-

zu leben. Eine Parthei im Convent, die Girondistische, Rolands Freunde und Brissots, wäre von den mit Frankreich kriegenden Mächten erkauft, den König zu retten, und Frankreichs Bedrängniß zu verlängern. Sie dürfte zwar nicht öffentlich im Convent abläugnen, daß der König strafbar sei und den Tod verdiene, doch erfände sie mancherlei Vorwand, um seinen Prozeß zu verlängern, und seine Hinrichtung aufzuschieben, bis sich eine Möglichkeit ergäbe, ihn wieder auf den Thron zu setzen.

Dergleichen ungereimte Dinge behauptete man sogar im Convent. Kurz vor meiner Abreise aus Paris untersuchte man daselbst, woher der Getreidemangel entstehe. Verschiedene Deputirte führten deshalb verschiedene Ursachen an. Da hört' ich eine Stimme rufen: „Die wahre Ursache befindet sich im Tempel!“ Legendre machte diese weise Bemerkung.

Man vertheilte Handzettel, mit diesen Worten: „Bürger, bringt Ludwig den Sechzehnten und die Oesterreicherin auf das Blutgerüst, wenn ihr Brodt haben wollt!“ Auch Marat ließ seine Meinung drucken und austheilen.

Als die Königliche Familie den Tempel bezog, ward sie anfangs mit einiger Achtung behandelt, und genoß des Trostes, sich unter einander Gesellschaft zu leisten, wie auch der Erlaubniß, in dem Garten des Tempels spazieren zu dürfen. Aber nach und nach verminderte sich jeder Schein der

Achtung,

Achtung, und man behandelte sie endlich mit äußerster Ungeschliffenheit.

Jemand, dem ein naher Verwandter, der im Anfange des Decembers dort auf der Wache war, in den Tempel half, versicherte mir, zu der Stunde, wo, nach einem bleibenden Befehl des Gemeinderaths, die Gefangenen in ihre Zimmer zurück müßten, sey der Kerkermeister auf den König zugetreten, der noch im Garten auf und ab ging, und habe ihn angefahren: Marsch, Herr Veto, es heißt hinauf!

So oft die Königliche Familie zu Tische saß, war ein Commissar des Pariser Gemeinderaths gegenwärtig. Die Königin fuhr einmal etwas lebhaft mit der Hand, worin sie das Messer hielt, gegen ihre Brust. Der Commissar schien erschrokken, und machte eine Bewegung, als ob er besorge, sie würde etwas gegen ihr Leben unternehmen. Die Königin bemerkte das, und sagte mit Nachdruck: Nein, mein Herr, die Ehre überlasse ich den Franzosen.

Von der Zeit an, wo des Königes Prozeß beschlossen war, ward die Königliche Familie in engerer Verwahrung gehalten, und genauer beobachtet, als vorher. Der Gemeinderath verordnete, es sollten künftig zwei Commissarien die Nacht über in des Königs Schlafzimmer bleiben, statt daß sonst nur einer dort blieb. Alle Personen, denen gestattet wurde, sich der Königlichen Familie zu nahen, wurden vorher durchsucht. Man befahl, dem Könige

die Messer wegzunehmen, mit denen er sich zu barbieren pflegte. So sehr befürchtete man, er werde Selbstmord der Erniedrigung vorziehn, vom Convent gerichtet zu werden.

Der König aber dachte ganz anders. Als man ihm Scheermesser und Federmesser abforderte, fragte er: Halten Sie mich für eine solche Memme, daß ich Hand an mich selbst legen sollte?

Der Befehl erstreckte sich nicht bloß auf große und kleine Messer aller Art, sondern auch auf Scheeren, und was sonst an schneidenden, quetschenden, und stechenden Werkzeugen da seyn mögte. Auch sollte die ganze Königliche Familie dergleichen abliefern. Verlangt man nicht auch unsre Nadeln? fragte die Königin.

Als der König hernach, mehr als einmal, um ein Scheermesser anhielt, erlaubte ihm solches endlich der Gemeinderath: befahl aber, er solle sich dessen nur unter Aufsicht der Commissarien bedienen. Auch gestand man der Königin und der Prinzessin Elisabeth, unter der nämlichen Einschränkung, eine Scheere zu, um ihre Nägel zu beschneiden. Im letzten Falle scheint die Vorsicht lächerlich, im ersten ungereimt. Hatte der König im mindesten die Absicht, sich des Scheermessers zu dem besorgten Zweck zu bedienen, so konnte er das eben so wirksam in Beiseyn der Commissarien, als zu jeder andern Zeit.

Nach langem und heißem Wortstreit beschloß der Convent: der König solle vor seine Schranken

geführt werden; man solle ihm die Urkunde der Anklage gegen ihn vorlesen; der Präsident solle ihm gewisse Fragen vorlegen, wie sie ein Ausschuß vorläufig aufsetzen, und die Versammlung billigen werde; man solle die Antworten des Königes niederschreiben, darauf einen Tag seines endlichen Verhörs bestimmen, und nach diesem das Urtheil aussprechen. Gleichfalls beschloß der Convent, die Stimmen der Deputirten sollten namentlich aufgerufen werden.

Die Rotte des Berges bestand heftig auf diese Art zu stimmen, weil sie hoffte, einige Deputirte, deren Gewissen den König frei spräche, würden sich, aus Furcht vor dem Pöbel, verleiten lassen gegen ihn zu sprechen, wenn sie laut sprechen müßten.

Hätte man im Convent auf die gewöhnliche Weise gestimmt, so konnte die Furcht geringeren Einfluß haben. Am sichersten aber würde die ungezwungene Meinung der Mehrheit, durch Kugelung, an den Tag gelegt worden seyn. Ließ man diese Weise gelten, so würde wahrscheinlich die Mehrheit schon bei der ersten allgemeinen Frage: Schuldig oder nicht schuldig? dem Könige günstig gewesen seyn; und wäre das auch nicht, so würde wenigstens eine außerordentliche Mehrheit gegen die Todesstrafe gestimmt haben.

Unterdessen wußte der König noch nichts davon, daß ein Beschluß da sey, ihn vor die Schranken des Convents zu führen. Folgende Umstände

berichteten die Commissarien, welche, an dem Tage seiner Vorführung, im Tempel die Aufsicht hatten.

Der König stand, wie gewöhnlich, um sieben Uhr auf. Er kleidete sich in wenig Minuten an, und betete ungefähr drei Viertelstunden lang. Um acht Uhr hörte er trommeln. Er fragte die Commissarien, was das bedeute? So früh habe er niemals trommeln hören.

Die Commissarien stellten sich als wüßten sie es nicht. Es scheint mir der Generalmarsch; sagte der König. Die Commissarien wollten das nicht zu unterscheiden wissen. Der König ging in Gedanken auf und nieder, und stand zuweilen horchend still. Es klingt im Hofe wie Pferdegetrampel, sprach er. Die Commissarien gaben ihm keinen Aufschluß.

Die Königliche Familie frühstückte an dem Morgen zusammen. Sie war voll Schrecken und Unruhe über das Geräusch, welches mit jedem Augenblicke zunahm, und dessen Ursach man ihr, wie sie deutlich merkte, so sorgfältig verbarg.

Unter solchen Umständen ist Ungewißheit peinlicher, als die völlige Ueberzeugung von dem Allerschlimmsten. Die Königin und die Prinzessinnen gingen nach dem Frühstück in ihre Zimmer, der Kronprinz blieb bei dem Könige. Endlich berichtete diesem ein Commissar, er werde einen Besuch von dem Pariser Maire erhalten. Recht gut, sagte der König. Er kann aber nicht mit Ihnen reden, fuhr der Commissar fort, so lange Ihr Sohn bei

Ihnen ist. Der König drückte das Kind an seine Brust, und sagte: Geh, und umarme deine Mutter von mir! Clery, des Königes Kammerdiener, entfernte sich mit dem Prinzen.

Der König fragte den Commissar: Wissen Sie, was der Maire bei mir will? Der Commissar antwortete, Nein. Der König ging eine Zeitlang im Zimmer auf und ab, stand zuweilen still, und fragte eins oder das andere, die Person und den Charakter des Maire betreffend. Der Commissar antwortete: Ich bin nicht genau mit ihm bekannt, aber sein Charakter gilt für gut, und so viel ich mich erinnere, ist er mittleren Alters, nicht stark, aber auch nicht klein. Der König setzte sich in einen Stuhl, und blieb in Nachdenken versunken. Unterdessen stellte sich der Commissar hinter des Königes Stuhl. Als dieser aus seinen Träumen erwachte, und keines Menschen gewahr ward, drehte er sich plötzlich um, erblickte den Commissar dicht hinter sich, und fragte ihn schnell: Was wollen Sie? Nichts, erwiederte der Commissar. Ich fürchtete, Sie mögten sich nicht wohl befinden, und trat herbey um zu sehen was Ihnen fehlte.

— Vielleicht scheinen manchem Leser diese Umstände zu geringfügig und unbedeutend: doch sind es starke Beweise des Zustandes der Unruhe und des Argwohns, in welchem sich damals das Gemüth des unglücklichen Monarchen befand. —

Bald hernach trat der Maire Chambon herein, und berichtete dem Könige, er solle ihn zum

Convent führen. Der König folgte ohne Einwendung. Als er in den Hof kam, der mit Soldaten zu Pferde und zu Fuß angefüllt war, schien er sich zu wundern, einige derselben in einer ihm unbekannten Uniform zu erblicken.

Ehe er in die Kutsche des Maire trat, warf er noch einen Blick auf das Fenster des Gemachs, in welchem seine Familie gefangen war, und eine Zähre schlich sich über seine Wangen.

Darauf fuhr die Kutsche, unter bewafneter Begleitung, nach dem Convent.

Der Commissar im Zimmer der Königin, sah die ganze Familie unter Furcht und Kummer erliegen. Er berichtete ihr, der Maire sey bei dem Könige gewesen. So viel hatte der Prinz schon erzählt. Das wissen wir, sagte die Königin, aber nachher, — wohin hat man den König nachher geführt? In den Convent, antwortete der Commissar. Sie hätten uns viel Unruhe erspart, sagte die Prinzessin Elisabeth, wenn Sie uns das früher gesagt hätten.

Wie schrecklich mußten die Besorgnisse der Prinzessin gewesen seyn, da ihr sogar die Nachricht der Hinführung ihres Bruders, vor eine dergestalt gegen ihn eingenommene Versammlung, wie sie den Convent kannte, Trost zu geben vermogte!

Des Königes Weg zum Convent ging über die Boulevards, die neue Kapuziner-Straße, den Platz Vendome, und den Barfüßer-Hof. Vor allen Straßen, die in die Boulevards hinauslaufen, stand

Wache, die befehligt war, das Volk nicht in Haufen zusammentreten zu lassen. Schweres Geschütz bestrich alle diese Gassen der Länge nach. Schaarwachen litten nicht, daß Fußgänger oder Wagen den Weg versperren durften, welchen der König zu nehmen hatte. Starke Postirungen standen an verschiedenen Gegenden, in der Nachbarschaft der Tuilerien und des Conventssaals. Gegen hunderttausend Mann sollen an dem Tage in Paris unter Waffen gewesen seyn.

Die Kutschfenster blieben auf dem ganzen Wege heruntergelassen, und alles war ruhig. Doch standen viele Menschen in allen Zugängen, die zur Versammlung führten, und von sechs Uhr Morgens waren alle Gallerien besetzt. Es fiel auf, daß Marat ein neues Kleid trug, und, was noch viel seltener schien, daß er zufrieden und vergnügt aussah.

Als die Urkunde der Anklage verlesen ward, bemerkten einige Deputirten, man habe Umstände, die ihnen wichtig schienen, ausgelassen. Drouet, der Postmeister, welcher vormals den König zu Varennes anhielt, war, um solches Verdienstes willen, zum Convents-Deputirten erwählt. Der hielt diese Gelegenheit für erwünscht, sich als Redner zu zeigen, und sprach wie folgt: „Ludwig ist ein Betrüger, und wollte der Nation etwas weis machen, als er sagte, seine Absicht sey gewesen nach Montmedi zu gehn, denn der Böswicht ward in der Abtei von Orval erwartet, und der Verräther wußte, daß eine Schwadron Husaren einige Stun-

den hinter Varennes für ihn bereit stehe: also hatte das Ungeheuer die Absicht, —“

Länger konnte selbst diese Versammlung von Königsfeinden einer solchen Sprache nicht zuhören: und ein allgemeines Murren erstickte die Stimme des Postmeisters, als er seine Pöbelhaftigkeit am stärksten forttraben ließ.

Ein Fremder, der ihn nicht kannte, fragte einen Deputirten: Wer ist der Mann? „Ein Postmeister, antwortete der Deputirte, der hier sehr zur Unzeit mit seiner Peitsche knallen will.“

Der Präsident erklärte: von dem Augenblick an, wo Ludwig vor den Schranken erscheine, müsse keine Bittschrift angenommen, kein Antrag gemacht, kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens gegeben werden, sondern überall tiefe Stille seyn. „Wo Ludwig ist, rief Legendre, herrsche das Schweigen der Gräber!“ Dieser unmenschliche Wunsch machte nicht mehr Glück als Drouets Beredsamkeit.

Nur Marat war so billig zu äußern: „Seiner Ueberzeugung nach, müsse der König über nichts befragt werden, was seiner Annahme der Constitution vorhergegangen sey.“ Diese Bemerkung ist so einleuchtend, daß man sich wundern muß, wie sie Marat überlassen werden, und noch weit mehr wundern muß, wie sie unbeachtet bleiben konnte, nachdem er sie gemacht hatte.

Andre Deputirten machten andre Anträge, deren einige durchgingen. Gegen ein Uhr berichtete man der Versammlung, der König sei im Confe-

renz-Zimmer. Darauf erinnerte der Präsident Barrere den Convent und seine Zuhörer nochmals an Beobachtung der Stille, und befahl, den König vor die Schranken zu führen.

Es ward schauerlich still. Aller Augen hefteten sich auf die Thür des Eintritts. Der König sah heiter aus, und verzog keine Geberde. Die Zuschauer schienen sehr gerührt.

Nach einer kurzen Pause sprach Barrere: „Ludwig, die französische Nation klagt Sie an, verschiedene Verbrechen begangen zu haben, um wieder Tyrannei auf den Trümmern der Freiheit zu errichten. Der National-Convent hat beschlossen, Ihnen den Prozeß zu machen. Seine Mitglieder sind Ihre Richter. Man wird Ihnen die Anklage vorlesen, hernach werden Sie die Fragen beantworten, die man an Sie erlassen wird.“

Der König antwortete nichts dazu.

Darauf ward die allgemeine Urkunde der Anklage verlesen, und sodann wiederholte der Präsident den ersten Punkt derselben, und fragte: „Ludwig, was können Sie darauf antworten?“ Der König antwortete. Der Präsident nahm sodann den zweiten Punkt vor, und befragte den König mit den nämlichen Worten. Dieser antwortete wieder, und so ging es, bis alle Punkte durchgefragt waren.

Während dieses Verhörs, fielen dem Ausschuß einige neue Fragen ein, die man niederschrieb, und dem Präsidenten zureichte, der sie auf die nämliche

Weise an den König ergehn ließ, und des Königs Antworten vernahm.

So lange der König im Convent blieb, betrug er sich ruhig, mit Geistesgegenwart, und mit aller Ergebung eines Mannes, welcher der Unabänderlichkeit seiner Lage nachgiebt, ohne sich einer Schuld bewußt zu seyn. Er antwortete vernünftig, passend, und schnell. Er verlor nie seine Fassung, ausser einmal, da der Präsident folgende befremdliche Anklage vorlas: „Sie haben Geld unter die niedrigere Volksklasse vertheilt, aus der verrätherischen Absicht, die Gunst des Volks zu erschleichen, und die Nation zu unterjochen.

Der unglückliche Monarch erstaunte, sogar seine Gutmüthigkeit in ein Verbrechen verkehrt zu sehen, und fand nicht sogleich Worte für seine Empfindung. Thränen traten in seine Augen, aber ein Bewußtseyn seiner reinen Gesinnungen machte sie zu Thränen des Trostes. „Dem Mangel abzuhelfen, sprach er, war immer mein größtes Vergnügen, aber nie hegt' ich eine verrätherische Absicht."

Wenn man bedenkt, daß ein auserwählter Ausschuß über diese Fragen Rath gepflogen, daß der ganze Convent sie verbessert und vermehrt hatte, der König aber aus dem Stegereif antworten mußte, ohne einmal vorher zu wissen, man werde ihn auf diese Weise befragen, so kann man nicht umhin, von seinem Verstande eine vortheilhafte Meinung zu fassen.

Es war nicht großmüthig, es war ein höchst schändliches Verfahren, dem Könige bis auf den letzten Augenblick zu verhehlen, daß man die Absicht habe, ein Verhör mit ihm anzustellen, und sodann unvorbereitet mit ihm an die Schranken zu eilen. Wie leicht hätte ihn das so bestürzt machen können, daß die Bosheit gewonnen Spiel gehabt hätte! Ueberraschung oder Unwillen konnten gar füglich seinen Antworten, seinem Benehmen, eine Verwirrung mittheilen, die seine Feinde nicht unterlassen hätten, auf Rechnung eines bösen Gewissens zu schieben. Man muß argwöhnen, daß eben deswegen so geheimnißvoll gehandelt sey. Ist das aber, so sahn sich alle seine Feinde in ihrer Hofnung getäuscht. Die Hinterlist, mit der sie seinen Charakter zu verdunkeln strebten, diente nur dazu, ihn in schönerem Lichte aufzustellen.

Als der König alle Fragen beantwortet hatte, legte man die Originalschriften, auf welche ein Theil der Anklage sich gründete, auf den Tisch. Valaze nahm eine nach der andern in die Hand, las die Ueberschrift, hielt sie dem König vor, und fragte: Ludwig Capet erkennen Sie diese Schrift? Antwortete der König Ja, so sagte Valaze: Ludwig erkennt sie; und der Präsident wiederholte: Die Schrift ist anerkannt. Kannte sie der König nicht, so sagten sie: Ludwig erkennt sie nicht; Die Schrift ist nicht anerkannt.

Und das letzte war der Fall bey vielen. Da alle auf diese Weise durchgegangen waren, redete der

Präsident den König an: Ich habe nichts weiter zu fragen. Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung anzuführen? „Ich verlange eine Abschrift der Anklage, erwiederte der König, und der Schriften worauf sie sich gründet. Auch verlange ich, mir selbst einen rechtlichen Beistand auszusuchen.“ Ihre ersten beiden Gesuche, antwortete Barrere, versichert Ihnen ein bereits getroffener Beschluß, unsre Entscheidung über das letzte sollen Sie zu gehöriger Zeit erfahren.

Darauf begab sich der König aus dem Convent, und ward in der nämlichen Kutsche, mit den nämlichen Begleitern, die ihn zur Versammlung brachten, in den Tempel zurückgeführt. Das Gedränge auf den Gassen war größer als Vormittags. Unaufhörliches Geschrei: Es lebe die Republik! folgte der Kutsche vom Convent bis an den Tempel, auch rief man häufiger als am Morgen: An die Guillotine! Doch so häufig nicht, als die erwarteten, welche den Pöbel mit so vieler Mühe gegen den König aufgewiegelt hatten.

In der Kutsche fragte der König den Prokurator-Syndikus Chaumette: ob er glaube, der Convent werde ihm einen rechtlichen Beistand zugestehn? Chaumette berühmt sich geantwortet zu haben: „Meine Pflicht ist, Sie in und aus dem Convent zu führen, aber nicht Ihre Fragen zu beantworten.“

Als der König schon wieder in seinem Tempelzimmer war, ließ er den Maire, der eben in

seiner Kutsche wegfahren wollte, ersuchen, noch einmal zu ihm zu kommen. Der Maire erschien unverzüglich. „Ich hoffe, Herr Chambon, sagte der König, Sie werden mich baldmöglichst wissen lassen, ob man mir einen rechtlichen Beistand zugesteht?“ Verlassen Sie sich darauf, antwortete der Maire. Baldmöglichst. Auch halte ich den Convent für zu gerecht, als daß er Ihnen versagen sollte, was das Gesetz jedem zugesteht.

Aber nicht jedes Mitglied des Convents dachte wie der Maire. Dreißig oder vierzig Deputirte der Rotte des Berges, waren sehr wider die Gestattung dieses Gesuchs, und erlaubten sich das unanständigste Geschrei dagegen. Als sie aber nicht durchdringen konnten, bestanden sie doch darauf, dem Könige wenigstens nur einen rechtlichen Beistand zu gestatten. Eine große Mehrheit hingegen war dafür, ihm drei zu erlauben. Der Wortstreit ward so heftig, daß der Präsident sich genöthigt sah seinen Hut aufzusetzen; die einzige bis jetzt noch wirksame Weise, dem höchsten Ausbruch der Unordnung einigermaaßen zu steuren, und den Sturm zu beschwören. Endlich sah sich der Berg gezwungen, sein schändliches Streben fahren zu lassen, und man beschloß, dem Könige rechtlichen Beistand zuzugestehn, ohne solchen auf eine gewisse Anzahl einzuschränken, und ihn sogleich durch eine Botschaft davon zu benachrichtigen. Ein Deputirter, welcher ihm keinen Rechtsfreund zugestehen wollte, trug jetzt darauf an, dem Könige diese Nachricht

durch zwei Kanzleiboten (huissiers) zukommen zu lassen: der Convent aber beorderte vier seiner Mitglieder, sie ihm zu überbringen.

Sobald der Maire den Tempel verließ, zog der König die Constitution zu Rath, wovon er ein Exemplar bei sich hatte, und sagte darauf zu dem Commissar, der mit ihm allein war: „Ja, ich finde das Gesetz erlaubt mir rechtlichen Beistand. Darf ich aber nicht des Trostes genießen, meine Familie um mich zu sehn?“ Der Commissar antwortete: Das weiß ich nicht; ich will aber gehn und den Ausschuß darum befragen. Er ging, kehrte bald zurück, und sagte dem Könige: Sie dürfen Ihre Familie nicht sehn. „Das ist hart, antwortete der König. Auch meinen Sohn nicht? Soll ich auch dessen Gesellschaft entbehren? Er ist ja ein Kind, er ist nur sieben Jahr alt.“

Der Ausschuß erklärt, antwortete der Commissar, Sie dürften keine Gemeinschaft mit Ihrer Familie haben. Ihr Sohn gehört zu Ihrer Familie.

Der Commissar verließ den König, und ging in das Zimmer der Königin, woselbst die ganze königliche Familie beisammen war. Sogleich fragte die Königin: „ob sie nicht alle sich zum Könige begeben dürften, der, wie sie wüßten, aus dem Convent zurückgekommen sei.“ Der Commissar antwortete, was er dem Könige geantwortet hatte. „Gönnen Sie ihm wenigstens die Gesellschaft seines Kindes, bat die Königin. Erlauben Sie seinem Sohn, daß er zum Vater gehe.“ Der Commissar erwiederte: Das

Kind kann nicht um Sie beide seyn: also entsagt der am besten seiner Gesellschaft, dem man unter Ihnen beiden den größten Muth zutraut. Ausserdem bedarf ein Kind in diesem Alter mehr der mütterlichen als der väterlichen Pflege.

Am folgenden Tage berichteten die vier Deputirten dem Convent, sie wären bei dem Könige gewesen, er wünsche Target und Tronchet zu rechtlichen Beiständen zu haben.

Tronchet verstand sich dazu, und erklärte zugleich, er fühle wohl wie bedenklich und gefährlich die Pflicht sei, welche Menschlichkeit ihm gegen einen Menschen auflege, über dessen Haupt das Schwert der Gerechtigkeit hänge. Auf keinem Fall aber werde er eine Belohnung dafür annehmen.

Target schrieb dem Präsidenten: Alter und Kränklichkeit verhinderten ihn das Geschäft anzunehmen, und bat, diese Nachricht dem Könige mitzutheilen, damit er sich einen andern Beistand erwähle.

Dies gab einigen Mitgliedern des Convents eine neue Gelegenheit ihre schönen Seelen zu zeigen. Sie beklagten sich, daß immer neue Hindernisse gegen die Beendigung des Prozesses einträten. Osselin, der blutige Vorsitzer des peinlichen Gerichtshofes vom 17ten August, bemerkte, ein Rechtsgelehrter möge nach dem andern seinen Beistand versagen, dadurch gehe viel kostbare Zeit verloren Der Convent solle dem Könige rechtliche Beistände ernennen, die er entweder annehmen, oder innerhalb vier und zwanzig Stunden andre aufstellen müßte.

Dagegen empörte sich der größte Theil der Versammlung. „Wie kann, fragte einer, der König sein Zutrauen auf Leute setzen, die wir ernennen?“ Und Tallien antwortete aus der Bitterkeit seines Herzens: Da mag der König zusehn, mag sich Rechtsfreunde aussuchen, die ihn vertheidigen wollen. Das ist seine Sache. Unsre Sache ist es, die beleidigte Majestät des Volks zu rächen.

Fermond und Rabaut de Saint Etienne sprachen gegen diese grausame Uebereilung. Andre trugen darauf an, die Frage zu verschieben. Thuriot und Bentabolle, Marats würdige Begleiter zu dem Gastmahle, wo Dumourier zur Tafel saß, eiferten gegen jede Verzögerung. „Verschieben Tyrannen jemals ihre Rache gegen das Volk? rief Legendre. Wie dürft ihr denn die Gerechtigkeit des Volks gegen einen Tyrannen verschieben wollen?“ So ein Grund ist dem Verstande und Gefühl der Zuhörer auf den Gallerien treflich angemessen, und erhielt ihren lauten Beifall.

Unterdessen erschien eine Deputation des Pariser Gemeinderaths, um den Convent einen Beschluß mitzutheilen, welchen jener unter den jetzigen Umständen für nothwendig erachtet hatte. Dieser Beschluß untersagte dem Könige alle Gemeinschaft mit seiner Familie. Selbst sein Kammerdiener sollte mit ihm eingesperrt werden, und sonst niemanden sehn. Seine Rechtsfreunde sollten strenge untersucht, alle ihre Taschen, die geheimsten Theile ihres Leibes visitirt werden. Sie sollten die Kleider ablegen,

legen, worin sie kämen, und andre anlegen, welche im Tempel, unter den Augen der Commissarien die den König bewachten, verfertigt wären, und nicht eher Erlaubniß erhalten den Tempel zu verlassen, bis das Urtheil gefällt sei. Unter andern Vorsichtigkeits-Maaßregeln, wollte man auch den Rechtsgelehrten einen Eid abnehmen, nie etwas von dem, was sie im Tempel hören würden, wieder zu sagen.

Dieser Gemeinderath hat zuweilen Beschlüsse vorgeschlagen, und Maaßregeln genommen, die so schwarz und entsetzlich sind, daß man beinahe auf den Argwohn geräth, es sei ein Mitglied desselben bestochen, seine Collegen zu Vorkehrungen zu verleiten und zu überreden, wodurch sie und ihre Sache auf ewig verhaßt und zum Abscheu werden müssen. Kann ein Feind bürgerlicher Freiheit etwas sehnlicher wünschen, als daß sogenannte Freiheitsfreunde jede Rücksicht des gewöhnlichen Anstandes kränken, jedes menschliche Gefühl empören sollen?

Es kostete dem Convent Mühe diesen scheußlichen Beschluß bis zu Ende anzuhören. Jedem ekelte davor. Man schrie von allen Seiten des Saals: Vernichtet den Beschluß, bezeigt euer Mißfallen gegen seinen Angeber! Robespierrens eiserne Stirn bot diesem Sturme Trotz. „Ich bin überzeugt, sprach er, ein höchst lobenswürdiger Geist hat diesen Beschluß eingegeben. Vielleicht ist er nur zu mild für diese Veranlassung.“ Gegen diese Aeußerung ward aber heftig gemurrt, und viele riefen: Herunter von der Rednerbühne!

„Ich weiß, fuhr Robespierre fort, es giebt eine Parthei in dieser Versammlung, die den Verräther retten will. Aber ich wundre mich, daß die, welche dem Unterdrücker so viel Empfindsamkeit und Theilnahme bezeigen, für das gute Volk, welches er unterdrückte, nichts dergleichen empfinden.“

Das gewann die Herzen der Gallerieleute. Tönender Beifall schallte von ihnen herab.

Doch stellten andre Deputirten den schändlichen Inquisitions-Beschluß des Gemeinderaths in sein gehöriges Licht, und beschworen die Versammlung, um aller Anständigkeit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit willen, ihn zu vernichten. Auch ward er vernichtet.

Hernach erfuhr der Convent, es hätten sich verschiedene Rechtsgelehrte zur Vertheidigung des Königs erboten. Er habe alle ausgeschlagen, außer Malesherbes und Tronchet. Diese wären am 14ten im Tempel gewesen, und vor den König gelassen, hätten aber die geforderten Schriften noch nicht bei ihm vorgefunden.

Herr de Lamoignon Malesherbes ist ein liebenswürdiger ehrwürdiger Mann, von vorzüglichem Verstande, Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit, aus einer der vornehmsten Rechtsfamilien (de la robe) in Frankreich. Sein Großvater war der Kanzler Lamoignon, ein vertrauter Freund Boileau's, Racinens, und andrer verdienter Schriftsteller, aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten.

Gegenwärtiger Herr von Malesherbes machte sich gegen das Regierungs-Ende Ludwigs des Funfzehnten, als erster Präsident der Cour des Aides, durch verschiedne beredte und beherzte Vorstellungen wider die Eingriffe des Hofes bekannt, um derentwillen er verbannt ward.

Im Anfange der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, folgte er dem Herrn von Saint Florentin im Ministerium: bat aber nachher um seine Entlassung, und erhielt sie, aus Ursachen, die verschiedentlich angegeben werden.

Dieser ehrwürdige Mann ist zwei und siebenzig Jahr alt. Sein großmüthiges Anerbieten dem Könige rechtlichen Beistand zu leisten, gewann ihm den Beifall des Publikums, und sticht sehr vortheilhaft gegen Targets Behutsamkeit ab, welche alle Partheien mißbilligen. Selbst die Pariser Fischweiber fühlten den Unterschied, versammelten sich, hängten Blumen und Lorbeerkränze an die Hausthür des Herrn von Malesherbes, und zogen darauf vor Targets Haus, um diesen auf eine ihnen eigenthümliche Weise zu züchtigen. Glücklicher Weise erfuhr er ihre Absicht im Voraus, und entwischte.

Mögten doch alle Mitglieder des Convents einen solchen Gerechtigkeitssinn besessen haben, als diese Fischweiber! Der Unterschied, welchen diese bei einer solchen Gelegenheit machten, beweist, daß die geringsten Pariser Einwohner nicht von jedem Gefühle der Großmuth entblößt sind, und den Groll, welcher so hinterlistig gegen den König erregt ward,

bald gegen seine Verfolger kehren würden, wenn ihnen der wirkliche Charakter des Königs bekannt wäre.

Es schickt sich wohl, hier einen Vorfall einzurücken, welcher dem Herzen dieses unglücklichen Fürsten Ehre macht. Zwei Commissarien, von ganz widersprechender Stimmung, waren am dritten September bei dem Könige, als man das Haupt der Prinzessin Lamballe unter sein Fenster, zur gräßlichen Schau, trug. Einer von ihnen vernahm das Geräusch, erkannte das Haupt, und war so unmenschlich, den König aufzufordern, er möge ans Fenster treten, wenn er etwas gar Besondres sehen wolle. Der König nahte sich dem Fenster, aber der andre Commissar lief herzu, hielt ihn zurück, und rief: „Sie können den schrecklichen Anblick nicht ertragen!“

Als der König dieses Umstandes in der Folge erwähnte, fragte man ihn nach den Namen beider Commissarien. Sogleich nannte der König den Namen des letzten, weigerte sich aber den ersten anzugeben. „Denn, sagte er, das kann ihm zu keiner Zeit vortheilhaft seyn: und mögte ihm vielleicht in Zukunft einmal schaden.“ So zeigte sich des Königs Gutmüthigkeit während seiner ganzen Regierung: seine Feinde aber bemühen sich, jeden Umstand dieser Art zu verhehlen und zu entstellen. Doch sind, Trotz aller ihrer Sorgfalt, so viele Beweise seiner Aufrichtigkeit, Mäßigung und Rechtschaffenheit bekannt geworden, daß die, welche seinen Tod wünsch-

ten, in beständiger Furcht schwebten, das Herz des Volkes mögte wieder zur Menschlichkeit und Zuneigung gegen ihn zurück kehren: und sich folglich sehr angelegen seyn ließen, die Gallerien mit gedungenen Schreiern anzufüllen; ja selbst diese Miethlinge in Verdacht hatten, daß sie laß werden könnten.

Als der König im Monat September unpäßlich war, und der Arzt Lemonier Befehl erhielt, ihn zu besuchen, äußerte das Volk einige Spuren des Mitleids, welche des Königs Feinde in große Verlegenheit setzten. Eines Tages erzählte und glaubte man, er sei gestorben. Ich selbst hörte in einer großen Gesellschaft sagen, er sei ermordet. Jemand rief unwillig: Die Böswichter haben ihm Gift gegeben!

Des Königs Benehmen vor dem Convent, die anständige Gefaßtheit seiner Seele, die bewundernswürdige Schnelligkeit und Wahrheit seiner Antworten, machten einen so augenscheinlichen Eindruck auf einige Zuhörer der Gallerien, daß ein entschlossener Feind der königlichen Würde, welcher sie in beständiger Obacht hatte, die Besorgniß äußerte, sie würden rufen: Es lebe der König! und hinzusetzte: es wäre gewiß dazu gekommen, wenn sie den König noch zehn Minuten länger vor Augen gehabt hätten. Daher sprach er auch heftig dawider, daß man den König zum zweitenmal vor die Schranken bringen wolle.

Man mißbilligte die Berichte der Commissarien, welche im Tempel den Dienst hatten, als Mitleid

erweckend, und befahl ihnen, sie künftighin anders abzufassen. Das war aber unmöglich, oder man hätte ihnen befehlen müssen, die Unwahrheit zu schreiben: denn eine bloße kalte Erzählung der Thatsachen konnte nicht umhin, die befürchtete Wirkung hervorzubringen.

Schrecken hat, seit dem Anfange dieser Revolution, eine große Rolle gespielt. Schrecken verursachte zuerst die Auswanderungen, welche den meisten Jammer über Frankreich brachten. Schrekken verursachte die entehrende Unthätigkeit, womit die Einwohner von Paris und Versailles den Mordthaten zusahn. Schrecken verhinderte manches Gesicht die Theilnahme zu verrathen, welche das Herz für den unglücklichen Monarchen empfand. Schrekken sprach endlich das Urtheil seines Todes.

Außer den schon erwähnten Hülfsmitteln, das Volk durch fliegende Blätter und Anschläge zu verhetzen, besoldete man Miethlinge, die sich unter die Haufen im Palais Royal und auf der Terrasse der Barfüßer mischen, und über die Nothwendigkeit reden mußten, den König ohne weitere Prozeßform zu verdammen. Einige dieser Söldner gingen so weit zu behaupten: stehe der Convent noch länger an, so werde das Volk dieses Amt übernehmen, und hernach allen Deputirten, die für sein Leben stimmen dürften, gleichfalls vom Brodte helfen.

Alle diese unmenschlichen Ränke verhinderten dennoch einige Deputirten nicht, mit starken Grün-

den darzustellen, wenn man des Königes Rechtsfreunden keine hinlängliche Zeit ließe, an seiner Vertheidigung zu arbeiten, so werde der Beschluß, welcher ihm Rechtsfreunde zugestehe, zum Spott, und der Prozeß zum Possenspiel. Ein Deputirter behauptete kühnlich: ein so klarer einleuchtender Beweis der Gerechtigkeit könne nur deswegen einen Augenblick Widerspruch finden, weil Groll und niedriger Eigennutz die Herzen einiger Conventsglieder verhärtet hätten. „Man sagt, fügte ein andrer hinzu, es gebe einige Königlichgesinnte im Convent. Ja es giebt ihrer! Die sind es, welche mit königlicher Wuth und Uebereilung den Prozeß betreiben, welche Ludwig den Sechzehnten nicht richten sondern schlachten wollen, und dadurch allen Fürsten einen Gefallen erzeigen, mit denen die Republik Krieg führt. Denn der Unwille des ganzen Europa muß sich, gegen die augenscheinliche Grausamkeit und Ungerechtigkeit einer republikanischen Versammlung, erheben.“

Diese Vorstellungen scheinen etwas gewirkt zu haben. Denn es ward beschlossen: der König solle bis zum 26sten December Zeit haben, an seiner Vertheidigung zu arbeiten.

Auch trug man darauf an, dem Könige, während dieser Zeit, freien Umgang mit seiner Familie zu erlauben. Sobald dieses Vorschlags erwähnt ward, rief ihm eine große Mehrheit der Versammlung ihren Beifall zu. „Ihr könnt das beschließen so viel ihr wollt, rief Tallien dagegen; beliebt es

aber dem Gemeinderath nicht, so bekommt er dennoch niemanden zu sehn!“

Hier trieb den Mann seine Bosheit weiter, als seine Mitschuldigen gut fanden. Man trug darauf an, ihn zu tadeln (censurer), und diesen Tadel in das Protokoll der Sitzung einzutragen. Dem zu entgehn, versuchte er seinen Worten eine alberne Deutung zu geben, bewirkte aber nichts damit.

Dergestalt schien die Versammlung ziemlich geneigt, dem Könige freien Umgang mit seiner Familie zu gestatten, aber Reubel versicherte, es sei keinesweges thunlich, ihn mit der Königin und der Prinzessin Elisabeth reden zu lassen, welche an seinem Verbrechen Theil hätten, indem es glaublich sei, daß sie ihren Brüdern ihren Schmuck zugesandt hätten, um sie in dem Kriege gegen die Nation zu unterstützen. Unter diesem verächtlichen Vorwande, erlaubte man dem Könige nur seine Kinder zu sehn, und ließ diese von der Mutter und Vatersschwester trennen, bis der Prozeß zu Ende seyn würde.

Man hatte bemerkt, seit einiger Zeit könnten wenig wirkliche Pariser Bürger auf den Gallerien Zutritt erhalten, indem die Plätze von einer Rotte gedungener Landstreicher, die mit jedem Morgen richtig wieder zu kommen pflegten, früh besetzt würden. Wenn also die andern Departements klagen, unter der Botmäßigkeit der einzigen Stadt Paris zu stehn, so stellen sie ihre Beschwerde noch nicht in ihrer völligen Größe vor. Alle fran-

zösischen Departements, das Pariser Departement mit eingeschlossen, sind in der That oft gezwungen, dem tyrannischen Geschrei einer Bande gedungener Meuchelmörder auf den Gallerien zu gehorchen, welche sich den Namen und das Amt des oberherrlichen Volkes anmaaßen, und, unter heimlicher Leitung weniger Günstlinge des Pöbels, diese unglückliche Nation beherrschen.

Dem abzuhelfen trug Manuel darauf an: man solle eine bestimmte Anzahl Einlaßbillette täglich an die Stadtviertel schicken, damit sie von diesen unter die wirklichen Bürger vertheilt würden. Dieser Anschlag aber verhinderte gewisse Schliche des Berges. Also schrie die Rotte des Berges heftig dagegen, und das Gesindel des Berges donnerte dawider, und rief: „Manuel ins Gefängniß! Der Aristokrat Manuel ins Gefängniß!“ Der Fleischer Legendre verlangte, der Convent solle beschließen, Manuel habe den Verstand verloren. Die Kenner auf den Gallerien fühlten den feinen Witz dieser Scherzrede, welcher vielleicht nicht jedem Leser einleuchtet, und klatschten eine lange Weile hintereinander. Als ihre Hände und Lungen endlich in Ruhe kamen, dankte Manuel dem Legendre: daß er nicht darauf angetragen habe zu beschließen, er sei ein Rindvieh; weil, im Fall eines solchen Beschlußes, Legendre ein Recht zu haben vermeinen könne, ihn abzuschlachten.

Herr Deseze ward den Herren von Malesherbes und Tronchet, als Rechtsbeistand für den

König, zugegeben: denn zwei Personen waren, in so kurz vergönnter Frist, der obliegenden Arbeit nicht gewachsen.

Aus dem Bericht eines Commissars lernen wir folgende Umstände, die, so geringfügig sie sind, den Charakter des Königes ins Licht zu setzen dienen. Als die Commissarien, welche im Tempel den Dienst hatten, wie gewöhnlich über ihre verschiedenen Posten loosten, fiel das Loos, im Zimmer des Königes zu seyn, auf einen Herrn Cubieres, der mit einem andern Commissar, um eilf Uhr in der Nacht, in das Zimmer geführt ward, wo der König schlief. Dieser stand wie gewöhnlich um sieben Uhr auf, und nahm ein Gebetbuch zur Hand. Um neun Uhr kam das Frühstück, das aber der König zurückwies, weil Quatember-Fasttag war. Er betete noch eine Zeitlang, und fragte sodann Cubieres: wie sich die Königin und seine Schwester befänden? Er ging in Gedanken im Zimmer auf und nieder, schlug dann seine Augen gen Himmel, und sagte: „Heute wird meine Tochter vierzehn Jahr alt.“ Die nämlichen Worte wiederholte der unglückliche Fürst nach einiger Zeit, fing an zu weinen, und war sehr bewegt.

Herr von Malesherbes kam mit den beiden andern Rechtsgelehrten. Mit ihnen, und mit vier Convents-Deputirten, welche Schriften, zum Prozeß gehörig, ablieferten, brachte der König den größten Theil jenes und des folgenden Tages zu.

Einer der Commissarien zog Herrn von Malesherbes bei Seite, und bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er Ludwigen den Moniteur und andre Zeitschriften zukommen lasse, woraus er viel Unangenehmes, besonders wie sehr das Volk gegen ihn eingenommen sey, ersehen müsse. Herr von Malesherbes antwortete: „Der König — denn immer noch nannte er ihn den König — hat einen festen Charakter, und betrachtet sein Unglück mit großer Seele.“

Der Commissar gab Herrn von Malesherbes zu verstehen: er habe ja so freien Zutritt zu dem Könige, er könne, wenn er kein ehrlicher Mann sey, ihn mit Gift versehen.

„Wenn ich das thäte, versetzte Herr von Malesherbes, so ist der König ein zu guter Christ um Gebrauch davon zu machen.“

Der Commissar, welcher diese Unterhaltung bekannt machte, bemerkt dabey, es sey ihm zum erstenmal aufgefallen, daß doch Christenthum wohl zu etwas taugen könne.

Der Entschluß des Convents, den König zu richten, und sich selbst zu seinem Richter aufzuwerfen, setzte Europa in Erstaunen, und erfüllte die unglücklichen Eingebornen Frankreichs, welche die Gewaltsamkeit der letzten Maaßregeln, oder Furcht vor Meuchelmördern, aus ihrem Vaterlande entfernt hatte, mit Kummer und Unwillen.

Einige derselben, nicht minder angesehen wegen der Vorzüge ihres Geistes, als wegen der

Bedienungen, welche sie in ihrem Vaterlande bekleideten, waren zu jener wichtigen Zeit in England, und bezeigten ein großes Verlangen alles mögliche zu thun, um einen Fürsten zu rechtfertigen, von dessen Unschuld sie sämmtlich überzeugt schienen.

Herr Ludwig von Narbonne, welcher Kriegsminister gewesen war, als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrachen, und sich eben deswegen vorzüglich geschickt fühlte, diesen Gegenstand ins Licht zu setzen, schrieb an den Präsidenten des Convents, und erbot sich, als Vertheidiger des Königs vor den Schranken zu erscheinen, wenn man ihm sicheres Geleit nach und aus Frankreich versprechen wolle. Der Convent überging diese Bitte durch den Aufruf der Tagesordnung, und erlaubte nicht einmal, daß des Herrn von Narbonne Gründe für seine besondere Zulässigkeit verlesen werden durften.

Darauf schrieb Herr von Narbonne eine Erklärung zur Rechtfertigung seines Landesherrn, und schickte sie an die Herren Tronchet und Malesherbes. Der letzte antwortete ihm wie folget:

Herrn Ludwig von Narbonne,
vormaligem französischen Kriegsminister, in London.

Paris, am 21sten December, 1792.

„Ich habe Ihren Brief, und die Erklärung Ihrer Gesinnungen erhalten.

Sie schreiben mir nicht, welchen Gebrauch ich davon machen soll? Drucken lassen darf ich sie

nicht, weil, als Rechtsbeistand meines gewesenen Königs, jeder meiner Schritte für den seinigen gilt. Uebrigens kann Ihre Erklärung auf das Urtheil des National-Convents keinen Einfluß haben, weil dieses Urtheil, in dem Augenblicke, wo ich Ihnen [illegible], bereits gefällt wird.

Vielleicht fällt es so aus, daß ein andrer Rechtsstreit, vor den Augen der Nation, dadurch begründet wird. Alsdann werden Sie erwägen, ob es Ihre Pflicht sei, Ihre Erklärung zu Gunsten des unglücklichsten und tugendhaftesten aller Menschen bekannt zu machen.

Wird seine Rechtssache der Nation vorgelegt, so bin ich fest entschlossen, ihn so öffentlich wie mir möglich ist zu vertreten: sollte man auch entscheiden, ich sei nicht mehr der gesetzmäßige Vertreter des Unschuldigen.

In diesem Fall, mein Herr, zeige ich Ihnen zum Voraus an, daß ich mich verschiedener Stellen Ihres Briefes bedienen werde, ohne sie mir zuzuschreiben: denn ich verstehe nicht so gut wie Sie, viele große Wahrheiten zu enthüllen, die den Augen der Nation nothwendig vorgelegt werden müssen.

Aber der größte Theil Ihrer Erklärung betrifft Thatsachen, die Sie persönlich betreffen, die Sie allein zu bezeugen berechtigt sind."

Malesherbes.

Herr von Narbonne erwiederte darauf:

„Sie melden mir, daß Sie die Erklärung erhalten haben, welche ich Ihnen zuzufertigen die Ehre hatte, und scheinen zu wünschen, daß ich angeben möge, welchen Gebrauch ich davon gemacht zu sehen verlange. Erlauben Sie mir diesen Gebrauch Ihrer muthigen Tugend anheim zu stellen, und seyn Sie überzeugt, daß ich alles was von Ihnen kommt, dankbarlich annehmen werde. Als der gerichtet werden sollte, den ich mit Stolz und Entzücken mir zum Könige erwählen würde, forderte ich alle französischen Staatsminister, die jetzt in England sind, auf, ungesäumt mit mir nach Paris zu eilen, damit wir uns um unsern unglücklichen Monarchen stellen könnten. Sie befürchteten, durch diesen Schritt seiner guten Sache zu schaden. Sie weigerten sich aus eben dieser Rücksicht, einen Brief gemeinschaftlich zu unterschreiben, durch welchen wir sicheres Geleit begehrt hätten, um uns hernach für unsern Herrn verantwortlich zu machen. Ich war genöthigt, ganz allein diesen Schritt zu wagen, und die Versammlung hat meinen Brief nicht einmal gelesen. Also blieb mir kein andres Mittel diese Schuld meines Gewissens abzutragen, als die Erklärung, welcher Sie einiges Verdienst zugestehn.

O mein Herr, nur Sie und Ihre ehrwürdigen Mitgehülfen haben alles Verdienst!

Einer meiner Freunde, Herr d'Arblay *), der mit mir seine Verbannung auf dem Lande besteht,

*) Ueber diesen wackern Offizier s. Th. I. S. 152. Er ist dort Darblais geschrieben.

sandte Ihnen eine Aussage zu, weil er glaubte, sie könne gleichfalls bei dem Rechtsstreit von einigem Nutzen seyn. Er nimmt Theil an meinen Empfindungen gegen Sie".

Ludwig von Narbonne.

Endlich erhielt Herr von Narbonne folgenden Brief:

Malesherbes, am 29sten Januar, 1793.

„Ihr Brief vom 10ten Januar ist mir auf das Land gefolgt, wohin ich mich, seit entschiedener Sache, zurück gezogen habe.

Sie wissen ohne Zweifel, daß die Erklärung Ihrer Gesinnungen, welche Sie mir schriftlich übermachten, im Druck erschienen ist. Ich weiß nicht, nach welcher Abschrift der Druck veranstaltet ward, ich habe keinen Theil daran. Der einzige Gebrauch, den ich von Ihrem Briefe und der beigefügten Erklärung machte, bestand darin, sie demjenigen vorzulesen den sie betrafen. Er ward dadurch gerührt, bis zur Wehmuth. Er befahl mir, beide nicht bekannt zu machen, weil Ihnen dadurch Gefahr zuwachsen könne: denn er bewies, bis zu seinem letzten Athemzug, über diesen Punkt die gewissenhafteste Vorsicht. Die Urschrift gab er einem meiner Collegen, der sie mit weniger angestrengtem Kopfe noch einmal zu lesen wünschte, und wie er mir versichert, nicht aus den Händen gab.

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen meine vollkommenste Ergebenheit zu bezeugen."

Malesherbes.

Der Graf Lally Tolendal hatte schon am 5ten November an den Convent geschrieben, und um Erlaubniß nachgesucht, den König vor den Schranken desselben vertheidigen zu dürfen. Aber auch dieses Gesuch überging der Convent, durch den Aufruf der Tagesordnung. Und als es der edle Vertreter erneuerte, da er vernahm, Target habe sich geweigert Herrn von Malesherbes in seinem ehrenvollen Geschäft beizustehn, waren, vor Eingang der zweiten Bittschrift, Malesherbens Gehülfen schon ernannt.

Indem aber Herr von Lally noch hoffen durfte, man werde seinen Vorschlag annehmen, entwarf er eine sehr beredte Vertheidigung des Königs, an den Convent gerichtet, und übergab sie, während des Rechtsstreits, dem Druck.

Herr Cazales, vormals Mitglied der constituirenden Versammlung, befand sich damals in London. Er schrieb einen Brief an Ludwig den Sechzehnten, und bat diesen, wenn er den Convent in so weit als seinen Richter erkennen wolle, daß er eine Vertheidigung vor diesem Gerichtshofe eingehe, ihn zu seinem Sachwalter zu ernennen. Herr Cazales führte für die Gewährung dieser Bitte einige besondere Gründe an, die eben so gerecht als großmüthig scheinen.

Er ersuchte den Convents-Präsidenten um sicheres Geleit, damit er der ehrenvollen Pflicht Genüge leisten könnte, um welche er anhalte, und deren Gewährung er zuversichtlich hoffe. „Ich wage

diese

diese Bitte nicht in der Absicht, setzt er hinzu, meinen Namen aus dem Verzeichnisse der Ausgewanderten gestrichen zu sehn: denn ich bin stolz darauf, ihre politischen Meinungen und ihr Unglück zu theilen."

Diese beiden Briefe übersandte Herr Cazales an Petion, Maire von Paris, bat ihn sie zu lesen, einen dem Könige, den andern dem Convents-Präsidenten zuzustellen, und ihm baldmöglichst zu antworten.

Herrn Cazales Vorschlag ward vernachlässigt, wie alle übrigen. Der Convent überging ihn, durch Aufruf der Tagesordnung.

Es wird ohne Zweifel seltsam scheinen, daß der Convent Schwierigkeiten machte, irgend jemanden für einen Vertheidiger des Königes anzunehmen, der dem Könige angenehm war: viel seltsamer aber, und eine schreiende Ungerechtigkeit war es, daß man Schriften, zur Rechtfertigung des Königes bestimmt, auffangen, und dem Könige oder seinen Vertheidigern vorenthalten durfte. Denn auch diese schreiende Ungerechtigkeit ward allerdings gegen den unglücklichen Fürsten ausgeübt.

Herr Bertrand de Molleville, vormaliger Minister des Seewesens, ward durch den, am 16ten August, gegen alle vormaligen Minister erlassenen Beschluß der Anklage genöthigt, sich anfangs zu verbergen, und in der Folge nach England zu flüchten. Oberwähnter Beschluß erging, unmittelbar nach Verlesung des Th. I. S. 182. angeführten,

mit den Herren Barnave und Lameth verabredeten, Ministerial-Vorschlages. Herr Bertrand kannte beide Herren nicht, und wußte nichts von dem Vorschlage, der an sich nicht einmal etwas Böses enthielt. Doch zeigt der Erfolg, er habe seine Gegner ganz richtig beurtheilt, und sehr weislich gethan, in England Schutz zu suchen.

Als des Königes Prozeß anfing, war er in London, und konnte Thatsachen erweisen, die, seiner Meinung nach, den König rechtfertigen mußten. Diese Beweise übersandte er dem Justiz Minister, und ersuchte ihn, sie dem Könige zuzustellen.

Unter Einschluß an den nämlichen Minister, schickte er hernach ein Bund Schriften an Herrn von Malesherbes, zur Rechtfertigung Ludwigs des Sechzehnten überschrieben, und berichtete zugleich Herrn von Malesherbes, daß er beide Päckchen abgesandt habe.

Kann man sich etwas besser aufgehoben denken, als dieses dem Justiz-Minister vertraute Unterpfand?

Eine Beschwerde gegen die alte Staatsverfassung bestand darin: den Gefangenen übermachte, zu ihrer Vertheidigung unentbehrliche, Urkunden, würden zuweilen aufgefangen, und kämen ihnen nicht zu gehöriger Zeit in die Hände. Daher beschloß die constituirende Versammlung: Beklagte sollten alle Schriften oder Beiträge zu ihrer Vertheidigung, innerhalb vier und zwanzig Stunden, richtig erhalten.

Wie groß mußte also Herrn Bertrands Erstaunen und Aergerniß seyn, als er folgenden Brief des Herrn von Malesherbes erhielt?

Paris am 31ten December 1792.

„Der Justiz-Minister hat vom Herrn von Bertrand ein Paket bekommen, welches Ludwig dem Sechzehnten zugestellt werden sollte, und Schriften zu dessen Rechtfertigung enthielt. Da der Minister keinen Zugang (communication) zu dem Gefangenen hat, sandte er dieses Paket an den National-Convent.

Der nämliche Minister erhielt hernach von dem nämlichen Herrn von Bertrand, einen an mich gerichteten Brief, und es stand auf dessen Aufschrift: Aktenstücke zur Rechtfertigung Ludwigs des Sechzehnten. Diese Worte haben den Minister vermogt, es für seine Pflicht zu halten, auch dieses Paket dem National-Convent zu übermachen. Die Antwort gab er mir, als ich es von ihm forderte.

Ich erfuhr, der Convent habe beide Pakete einem Ausschusse übergeben. Ich ging in diesen Ausschuß, um im Namen dessen, welchen ich vertheidige, das an ihn gerichtete Paket, und in meinem Namen, das an mich gerichtete zu verlangen. Ich sah, man habe die Pakete erbrochen: einige Druckschriften lagen darin, und in dem nicht an mich gerichteten Paket, einige geschriebene Blätter, deren Ansicht man mir nicht erlauben wollte, und wovon man mir sagte, es wären Akten (actes.)

Die Druckschriften, welche ich schon besaß, hat man mir ohne Weigerung eingehändigt: die geschriebenen Blätter wollte man mir, ohne Befehl des National-Convents, nicht überlassen.

Ein Mitglied des Ausschusses ging, mit diesen Schriften in der Hand, in den Convent, um den Befehl nachzusuchen. Er kam zurück, und sagte mir, man sey auf seine Anfrage zur Tagesordnung übergegangen. Aber die Schriften brachte er nicht wieder zurück, und behauptete, er habe sie auf dem Tische des Convents liegen lassen. Es scheint mir nicht, als habe er irgend beurkunden lassen, daß diese in seiner Verwahrung gewesenen Stücke daraus entnommen wären.

Ich fragte die Herren, was ich thun müßte, um diese Stücke zu erhalten? Alle sahn sich unter einander an, und niemand gab mir Antwort.

So verhält sich die Sache. Ich glaubte nicht, auf diesen Gegenstand bei dem Convent dringen zu müssen, während derselbe über Ludwigs Urtheil zu Rathe geht.“

Malesherbes.

Die Sprache dieses Schreibens ist sehr behutsam. Der Briefsteller erlaubt den Empfindungen, die ein solches Benehmen in ihm erwecken mußte, nicht laut zu werden: aber eine einfache Darstellung der Thatsachen spricht laut genug.

Herr von Bertrand glaubte, eine Anzeige, die er deshalb von London aus dem Convent über-

fandte, dürfe weniger leise reden: und rief den Convent, mit gerechtem Unwillen, gegen diese schreiende Uebertretung der Conventsbefehle, gegen diese Abweichung von jedem Gesetz der gewöhnlichen Billigkeit, auf.

Am 14ten Januar 1793 berichtete der Justiz-Minister dem Convent, er habe diese Anzeige des Herrn Bertrand erhalten: dieselbe sey wie er höre, im Courier de l'Europe abgedruckt, und die Urschrift den Händen des Lord-Mayor in London übergeben.

Ein Deputirter bemerkte: „Bertrand ist ausgewandert, folglich gesetzlich todt; ein Todter aber kann weder schreiben noch sprechen.“ Ein andrer sagte: „Will der Convent sich um Zeitungsartikel bekümmern, so wird er darüber die Landesangelegenheiten verabsäumen.“ Der Justiz-Minister erklärte: „Meines Erachtens, ist es unter der Würde eines Ministers der Republik, mit einem Manne in Briefwechsel zu stehn, der nicht nur ausgewandert, sondern gegen den sogar die Anklage beschlossen ist.“ Und Valaze, ein Mitglied des Ausschusses, behauptete: „Man überhäuft uns mit Einsendung von Schriften. Die geschriebenen Blätter, deren Bertrand erwähnt, sind mir gänzlich unbekannt. Vielleicht befinden sie sich in einem Paket, welches der Ausschuß nicht der Mühe werth hielt zu erbrechen.“

Nach einer so billigen und genügenden Aufklärung dieses Gegenstandes, ging der Convent zur

Tagesordnung über. So erfuhren des Königes Anwälde gewisse Thatsachen nicht, welche Herr von Bertrand für wesentlich nothwendig zu des Königs Vertheidigung hielt: und die es gleichfalls in den Augen derer seyn mußten, welche solche so niederträchtig auffingen.

Tages vorher, ehe der König mit seinen Rechtsfreunden vor dem Convent erscheinen sollte, berichtete Santerre: „Der König könne, seiner Meinung nach, sicher zu der Versammlung und heraus geleitet werden, wenn er nur bei Tage zurückkehre; halte man ihn aber auf, bis es finster würde, so stehe er, Santerre, für nichts mehr. Denn das Volk sey gar zu heftig aufgebracht.“

Wenn die nämlichen Leute, welche sich Mühe gaben, das Volk gegen den König aufzubringen, besorgt schienen, daß ihn der Pöbel umbringen könne: so darf man diese Furcht vernünftiger Weise für erkünstelt halten, und ihnen vielmehr die Absicht zutrauen, seinen Rettern den Muth zu benehmen, als seiner Ermordung vorzubeugen.

Aeusserst gehässig und boshaft ist dieser Beweis der Heuchelei, sind die Ränke, welche man anwandte, das Volk zu hintergehn, und jedes Gefühl der Menschlichkeit und Reue zu ersticken.

Als sich die Deputirten, am Morgen des 26sten Decembers, in den Convent begaben, wurden alle, die im Verdacht standen, den König zu begünsti-

gen, von der Menge, welche die Zugänge zu dem Versammlungssaale besetzte, Rolandisten, Brissoti-

ner und Königlichgesinnte geschimpft. Gegen acht Uhr waren die meisten Deputirten beisammen: und, Trotz einem am vorigen Abend durchgegangenen Beschlusse, daß alle Gallerien, bis zu einer gewissen Stunde des Morgens, leer seyn und bleiben sollten, fand man sie voller Leute, welche die Nacht hindurch dort geblieben waren. Man gab vor, die Wachen hätten den Beschluß auf keine mögliche Weise vollziehen können.

Manuel trug darauf an, die Verächter des Beschlusses sollten von den Gallerien entfernt werden, und einer andern Bürgerclasse Platz machen. Die aber, welche bereits im Besitz der Gallerien waren, nahmen diesen Vorschlag mit lautem Murren und Zischen auf, und die ganze Verschwörung des Berges unterstützte sie, und rief, man solle zur Tagesordnung übergehn. Andre unterstützten Manuels Antrag. Der Präsident fragte die Versammlung: ob sie ihren eigenen Beschluß geltend machen, oder den Verächtern desselben nachgeben wolle? Die Mehrheit der Versammlung ging zur Ordnung des Tages über.

Hier liegt der Einfluß des Schreckens am Tage.

Etwas vor der Ankunft des Königs, überreichte ein Commissar, der im Tempel den Dienst gehabt hatte, ein Bund Schlüssel, welches der König seinem Kammerdiener, Clery, übergab.

Der Commissar bemerkte, einer dieser Schlüssel passe zu dem eisernen Schrank des Pallastes, in welchem man neulich Schriften entdeckt habe,

und öffne gleichfalls andre königliche Schränke. Nothwendig müsse also der König um die Schlüssel und Schriften wissen, die in jenem Schranke gefunden wurden.

Wir sehen täglich, daß Leute, deren Begriffe über Tugend und Laster die nämlichen sind, wie die Begriffe tugendhaft lebender Menschen, durch ihre Leidenschaften zu Lastern verleitet werden: aber das Betragen vieler, die, besonders seit Kurzem, thätigen Antheil an der Revolution nehmen, könnte uns auf die Gedanken bringen, sie hegten über offenbares Recht und Unrecht ganz andre Begriffe, als die Menschen im Ganzen darüber unterhalten.

Als sich der Gemeinderath am 25sten December versammelte, um zu bestimmen, wie der König zum Convent geführt werden solle, sagte Chaumette, Procurator-Syndicus: „Man kann den König nicht anders ansehn, als einen verurtheilten Verbrecher, der in kurzem hingerichtet werden wird; folglich würde sich die Volksobrigkeit entehren, wenn sie ihn zu dem Convent begleitete; sie muß solches den Soldaten überlassen.“

Hieß das nicht, der Prozeß sei ein bloßes Possenspiel, und es sei schon beschlossen, den König hinzurichten, was für Beweise seiner Unschuld, was für Gründe zu seiner Vertheidigung, auch aufgestellt werden mögten? Leider war dieses wirklich der Fall. Seltsam aber ist es, daß man sich nicht scheute, diesen Fall als vernunftmäßig und schicklich einzugestehn: und noch seltsamer ist es, daß nur

eine sehr geringe Mehrheit den Antrag verwarf, und endlich beschloß, der Maire, der Procurator-Syndicus, und dreißig obrigkeitliche Personen, sollten den König begleiten.

Am 26sten December verließ der König, dessen Rechtsfreunde schon in aller Frühe bei ihm gewesen waren, etwas gegen neun Uhr den Tempel, in der Kutsche des Maire, und fuhr, wie die vorhergehenden Male, bis an das Thor der Kapuziner, in der Gasse Saint Honoré, woselbst die National-Garden in Reihen standen. Durch diese ging er zu Fuß, bis an das Conferenz-Zimmer, wo er seine Sachwalter wieder fand.

General Berruyer, Oberbefehlshaber aller Truppen im Pariser Departement, nebst allen Staabsoffizieren, die sich damals in der Hauptstadt befanden, und nicht sonst im Dienst waren, begleiteten den König zu Pferde, vom Tempel bis an den Convents-Saal. Berruyer berichtete dem Präsidenten, der König sei angelangt. Der Präsident ließ ihn darauf in folgender Ordnung vor die Schranken führen. Voran gingen Berruyer und Santerre, hierauf kamen der Maire und der Procurator, endlich der König, und die Herren Malesherbes, Tronchet, und de Seze. Der Präsident sagte: „Ludwig, der Convent hat beschlossen, Sie heute zum letztenmal zu hören.“

Der König antwortete: „Herr de Seze, einer meiner Anwälde, wird meine Vertheidigung ablesen.“

Darauf verlas Herr de Seze die Vertheidigung, widerlegte in derselben einige Klagepunkte ganz und gar, zog gegen andre derselben Einwendungen aus der Constitution, und zeigte, mit eben so vieler Rechtschaffenheit als Geschicklichkeit, den Beklagten überall im vortheilhaftesten Lichte.

Während seiner Vertheidigung mußte Herr de Seze zwei oder dreimal einhalten: in dieser Zwischenzeit sah man den König verschiedentlich seinen Anwälden zusprechen, und dabei lächeln.

Als die Vertheidigungsschrift zu Ende war, stand der König auf, hielt ein Blatt in seiner Hand, und sprach mit ruhigem Gesicht und festem Ton: „Bürger, ihr habt meine Vertheidigung gehört. Vielleicht rede ich jetzt zum letztenmal zu euch, und erkläre, meine Sachwalter haben nichts vorgetragen, was nicht wahr ist. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. Ich fürchtete mich nie vor einer Untersuchung meines Betragens: aber es that mir weh die Anklage zu hören, als hätte ich am 10ten August befohlen, das Blut des Volks zu vergießen. Ich hoffte, die Beweise ganz entgegengesetzter Gesinnungen, welche mein ganzes Leben darbietet, hätten mir diese Beschuldigung ersparen sollen, die ich jetzt feierlich für ungegründet erkläre.“ Der Präsident ließ dem Könige die Schlüssel vorzeigen, und ihn befragen, ob er sie kenne? Der König antwortete: „Ich erinnere mich, Clery'n ein Bund Schlüssel gegeben zu haben; ich habe aber von denselben so lange keinen Gebrauch ge-

macht, daß ich nicht weiß, ob dieses die nämlichen sind.“

Der Präsident fragte: „Wünschen Sie sonst noch etwas vorzubringen?“ Der König antwortete: „Nein,“ und verfügte sich in das Conferenz-Zimmer. Als er Herrn de Seze sehr erhitzt sah, äußerte er Besorgniß für seine Gesundheit, und fragte, ob er nicht ein anderes Hemd anzulegen habe?

Auf dem Wege vom Tempel zur Versammlung erwähnte jemand, der mit dem Könige in der Kutsche saß, der römischen Geschichtschreiber; worauf der König Gelegenheit nahm zu sagen: „Tacitus sei ihm lieber als Livius. Der letzte habe seinen Feldherrn Reden in den Mund gelegt, welche sie sicherlich nie gehalten hätten.“ Auf seinem Rückwege vom Convent, behielt er die nämliche Heiterkeit. Der Procurator hatte seinen Hut auf, welches er nicht gethan hatte, da er den König zum erstenmal in und aus dem Convent begleitete. Der König bemerkte diese Unhöflichkeit, und sagte: „Als Sie vorigesmal um mich waren, hatten Sie Ihren Hut vergessen; diesesmal haben Sie Ihre Gesundheit besser bedacht.“

Der Procurator verbeugte sich gegen einige Leute auf der Straße, und winkte ihnen vertraulich mit der Hand. Der König sagte: „Das sind wohl Bürger aus Ihrem Stadtviertel?“ „Nein,“ antwortete der Procurator, „sie gehören nicht zu meinem Viertel; sie waren aber Mitglieder des

Gemeinderaths am 10ten August, die ich immer gern sehe."

Der Maire hielt seine Tabaksdose in der Hand, auf deren Deckel das Bildniß seiner Gattin befindlich war. Der Rathsschreiber besah es, und machte die gewöhnliche Bemerkung, das Urbild sei hübscher als das Gemälde. Dieses erregte auch des Königs Aufmerksamkeit, er betrachtete es, und äußerte sodann: „Herr Chambon ist sehr glücklich, wenn seine Gemahlin noch schöner ist, als dies Gemälde."

Der König kam wohlbehalten im Tempel an, obgleich der Pöbel häufiger und heftiger schrie, als am ersten Tage.

Gleich nachdem er die Versammlung verließ, trug Manuel darauf an, des Königs Vertheidigung drucken zu lassen, und an die vier und achtzig Departements zu versenden: alle Berathschlagung darüber aber auf drei Tage zu verschieben.

Einige Deputirten, und alle Einhaber der Gallerien, brachen über den Vorschlag des Verschiebens in lautes Murren aus. Duhem, Deputirter des nördlichen Departements, that sich bei dieser Gelegenheit besonders hervor. „Ludwig ist vernommen," rief er. „Jetzt giebt es keinen Vorwand fernerer Verzögerung mehr. Der Convent muß sogleich, durch namentlichen Aufruf, zum Urtheil schreiten." Jetzt murrte niemand, und alles klatschte. Lanjuinais erhob sich: „Die Zeit ist vorüber, in welcher blutdurstige Menschen die Versammlung durch Drohungen zwingen konnten, erniedrigende Beschlüsse

auszufertigen. Erwarten sie wieder, daß wir uns von Neuem entehren, und ein Urtheil fällen sollen, ohne uns Zeit zu lassen, die Vertheidigung des Beklagten abzuwägen?“ Geschrei unterbrach ihn. Einige riefen, man solle ihn ins Abtei-Gefängniß werfen, er habe die Helden des zehnten August gelästert. Kaum ließ man ihn zum Worte, um sich dagegen zu erklären. Legendre und andre fingen wieder an zu schreien, der Convent solle sogleich, ohne aufzubrechen, zum Urtheil schreiten. „Willst du hier Richter oder Fleischer seyn?“ fragte Kersaint.

Diesem Stich klatschten viele Deputirten Beifall zu. Die Gallerien zischten ihn aus.

Raffron, ein Pariser Deputirter, immer sehr eifrig, oft sehr laut, versuchte zu reden, focht heftig mit den Händen, und öffnete seinen Mund so weit, daß ein Tauber geglaubt haben würde, der Mann rede sehr vernehmlich. Aber unglücklicher Weise war er so heiser, daß ihn seine nächsten Nachbarn nicht verstanden, worüber er immer erbitterter ward, immer ärgere Gesichter schnitt, und immer weniger Stimme auftreiben konnte. Endlich fürchteten einige, er mögte die fallende Sucht bekommen, und riethen ihm, seine köstlichen Gedanken schriftlich bekannt zu machen. Das that er, und der Präsident las sie der Versammlung vor. „Man solle, erklärte dieser sanftmüthige Richter, den König ohne weitern Verzug verurtheilen, denn

kein ruhiger Wahrheitsfreund könne dessen Verbrechen länger in Zweifel ziehn."

Rassrons Meinung erhielt den lauten Beifall der Gallerien, überzeugte aber die Mehrheit der Deputirten nicht, deren einige die laute Aeußerung wagten, man möge ihnen noch etwas Zeit lassen, der so eben gehörten Vertheidigung nachzudenken. Der Galleriepöbel schrie vor Schrecken über diesen Gedanken. Einige Deputirten trugen darauf an, die Gallerien zur Ruhe zu verweisen, worüber sie immer unruhiger wurden. Man schlug vor, die Versammlung aufzuheben.

Duhem ward rasend darüber, stürzte mitten in die Versammlung, von einer Menge Rottirern des Berges begleitet, und rief: „Tod dem Tyrannen!" Er schien die Gallerien zu Richtern anzurufen, und Ferrand, den Präsidenten, zu bedrohn.

Wäre Ludwig der Sechzehnte wirklich der blutige Tyrann gewesen, wofür diese Leute, gegen ihre Ueberzeugung, ihn erklärten, so würde doch dieses Benehmen seiner Richter, bei seinem Prozeß, unanständig seyn und sich verhaßt machen: aber diese Unversöhnlichkeit, diese Wuth gegen einen so mildgesinnten Fürsten, dessen Seele so weichgeschaffen war, läßt sich durch keinen Bewegungsgrund erklären, der gewöhnlich die Handlungen tugendhafter oder lasterhafter Menschen bestimmt. Einige Mitglieder des National-Convents scheinen eben so taub gegen die Stimme ihres Vortheils und Eigennutzes, als gegen Menschlichkeit und Gerech-

tigkeit. Statt vernünftiger Grundsätze, scheint sie ein viehischer rasender Naturtrieb gegen den König zu verhetzen, wie Bluthunde die Spur ihres Wildes nicht verlassen, bis sie sein Blut getrunken haben.

Während dieses demüthigenden Auftritts blieb Ferrand ruhig sitzen, und ließ die Wuth dieser Leute sich erschöpfen. Endlich bemerkte er, Petion wünsche zu reden, und rief ihn auf die Rednerbühne: er hoffte nämlich, dieser vormalige Volksgünstling werde doch leichter Gehör erhalten, als irgend ein andrer, der nicht zur Rotte des Berges gehörte. Dennoch fiel es auch diesem äußerst schwer, zu Worte zu kommen. Er versuchte die Unanständigkeit begreiflich zu machen, wenn man sogleich ein Urtheil fällen, und den Deputirten nicht erlauben wollte, über die angehörte Vertheidigung Rath zu pflegen.

Als sich endlich ergab, die Mehrheit des Convents wolle sich den schändlichen Schritt durchaus nicht gefallen lassen, auf der Stelle abzuurtheilen, drang man nicht weiter in sie, und faßte den Beschluß: ehe der Tag für den namentlichen Aufruf festgesetzt würde, habe jeder Deputirte das Recht, seine Meinung über diesen Gegenstand, im Ganzen genommen, auf der Rednerbühne vorzutragen.

Wer das Betragen und den Geist der Jakobiner beobachtet hat, muß wissen, daß ihr erster Günstling, daß der eifrigste und geschickteste Betreiber ihrer Maaßregeln, wenn ihm endlich ein

Gewissenszweifel zustößt, wenn er in einem einzigen Punkt ansteht sie zu unterstützen, dadurch sein ganzes bisheriges Verdienst austilgt, und wie ein erklärter Feind von der Gesellschaft verflucht wird.

Am Abend der Vertheidigung des Königs, berichtete ein Jakobiner seinem Club, was im Convent vorgefallen sey, besonders, daß Manuel den Antrag wagen dürfen, die Berathschlagung drei ganze Tage zu verschieben, und daß Petion nicht habe zugeben wollen, man könne ohne auseinander zu gehn aburtheilen. Der Bericht erweckte Grausen und Unwillen. Manuel ward durch unmittelbaren Beschluß aus der Gesellschaft gestoßen. Petion entrann damals diesem Schicksale mit genauer Noth, und ward nur zu bald von demselben ereilt.

Verschiedene Tage nach der Vertheidigung, ward die meiste Zeit im Convent damit hingebracht, die Meinungen aller Mitglieder anzuhören. Alle fingen ihre Reden mit der Erklärung an, sie wären von der Schuld des Königes überzeugt. Vielleicht fürchteten sie, daß man ihnen sonst nicht erlauben würde, fortzufahren. In Ansehung der Strafe aber, die er verdient haben sollte, waren sie verschiedener Meinung. Einige hielten dafür, Gerechtigkeit und Staatsklugheit untersagten die Todesstrafe. Dies behaupteten alle Rolandisten, Brissotiner, und Girondisten. Dantons und Robespierrens Anhänger drangen auf schleunige Hinrichtung, und wollten so wenig von Aufschub und von Einwendungen dagegen wissen, daß sie den vor einigen

Tagen

Tagen gegebenen Beschluß widerriefen. Nicht jedes Mitglied sollte mehr auf der Rednerbühne angehört werden, sondern könnte seine Rede drukken lassen, und auf den Conventstisch legen, da mögte sie lesen wer Lust hätte; und am 14ten Jenner sollte das Endurtheil gesprochen werden. Doch geschah der erste namentliche Aufruf erst am 15ten Jenner, weil man sich lange und heftig darüber stritt, über welche Fragen, und in welcher Folge derselben, der Convent entscheiden solle. Endlich wurden folgende Fragen allen Mitgliedern vorgelegt, und durch namentlichen Aufruf entschieden.

I. Hat sich Ludwig Capet, vormaliger König von Frankreich, gegen die Freiheit des Staats verschworen, und der Wohlfahrt desselben etwas in den Weg gelegt? Ja oder Nein.

II. Soll das über Ludwig zu fällende Urtheil den Urversammlungen des Volks zur Bestätigung vorgelegt werden? Ja oder Nein.

III. Mit welcher Strafe soll Ludwig belegt werden?

Diese Folge der Fragen war listig und böslich ausgedacht, um des Königs Verurtheilung gewisser zu machen.

Einige Deputirten stimmten gegen die Appellation an die Urversammlungen, weil sie dieser Maaßregel nicht wohl wollten, hofften aber, der König solle nicht zum Tode verurtheilt werden. Wäre nun die Frage über die Strafe des Königs

die zweite gewesen, so hätten sie gesehn, daß nur Appellation an das Volk das Leben des Königs retten könne, und würden sodann für eine Maaßregel gestimmt haben, die ihnen an sich selbst nicht gefiel.

Daraus erklärt sich, warum die Debatten, über die dem Anschein nach unbedeutende Folge der Fragen, so lang und heftig waren. Denn einige, die das Leben des Königs zu retten wünschten, merkten wohl, worauf es ankam, und hätten die Fragen gern anders geordnet. Ihre Gegner waren eben so listig, aber keine Parthei gestand die Ursache ihrer Heftigkeit, und die Bosheit der Königsfeinde siegte.

Die erste Frage bejahte die Versammlung beinahe einstimmig. Viele Deputirte aber erklärten, sie gäben ihre Meinung als Bürger und Gesetzgeber, nicht als Richter; dazu hielten sie sich weder tauglich, noch durch ihre Committenten berechtigt.

Morisson, Deputirter der Vendee, weigerte sich seine Stimme zu geben, und sagte: wenn es der Convent verlangte, wolle er seine Ursachen deshalb anführen; aber der Convent verlangte das nicht. Einige andre Deputirte weigerten sich zu stimmen: unter andern Noel, vom Voghesischen Departement. „Mein Sohn, sagte er, ist an den Gränzen, gegen den Feind geblieben: folglich betracht' ich den König als den Urheber seines Todes, und bin so sehr wider ihn eingenommen, daß ich mich untauglich fühle sein Richter zu seyn."

Osselin, ein Richter des im August aufgestellten Gerichtshofes, bejahte die Frage, und setzte hinzu: „Ein Klagepunkt gegen den König besteht darin, daß er fortgefahren habe, seine Leibwache zu besolden, nachdem sie aufgehoben war, und viele welche in derselben dienten, das Reich verlassen hatten. Des Königs Anwald fühlt das Gewicht dieser Anklage, und giebt vor, der König habe nach dem 1sten Januar 1792 die Leibwache nicht mehr bezahlt. Ich aber, als Verwalter der Pariser Gemeinde, hatte mit Herrn Laporte eine Abrechnung zu schließen, und weiß, daß Madame Laporte aus der königlichen Besoldungskasse (liste civile), im Monat Julius 1792, 1,200,000 Livres zur Besoldung der Leibwache zog, die damals bekanntlich ausgewandert war.“

Rechtsgelehrte mögen entscheiden, welches Gewicht ein dermaaßen abgelegtes Zeugniß überhaupt hat: dem Manne aber, welcher sich so freiwillig zum Zeugen aufwarf, konnte die geringste Gerechtigkeitskunde sagen, er dürfe nicht als Richter stimmen.

Als Herr Egalität aufgerufen ward, glaubte man, er werde sich entschuldigen zu stimmen. Er sprach aber: Ja! und es entstand ein Murren der Verwunderung und des Unwillens.

Die zweite Frage zweckte sonder Zweifel dahin ab, des Königs Leben zu retten, und würde es wahrscheinlich gerettet haben, wenn sie erst nach ausgesprochenem Todesurtheil vorgelegt wäre.

Das Volk hätte sich natürlicher Weise geschmeichelt fühlen sollen, daß man ihm das Schicksal des Königs zu bestimmen überlassen wolle: dachte aber jetzt grade das Gegentheil, weil sich die, welche fürchteten, es mögte ihm sodann sein Leben schenken, unablässig bemüht hatten, es zu verstimmen.

Verschiedene Deputirten, welche diese zweite Frage mit Ja beantworteten, versicherten dabei, sie fühlten die Gefahr wohl, der sie sich Preis gäben; wären aber überzeugt, ihre Committenten hätten sie zu Gesetzgebern nicht zu Richtern erwählt: und da es ihrem Gewissen zuwiderlaufe, Richter und Geschworne in einer Person zu seyn, so wollten sie sich lieber aller Gefahr unterziehen, als ihrem Gewissen entgegen handeln. Ein Mitglied sagte: „Indem ich dahin stimme, diesen Gegenstand den Versammlungen des Volks zu überlassen, erwarte ich das schlimmste, und bin stolz zu denen zu gehören, welche der Gefahr Trotz bieten.“ Ein anderer: „Durch die Aeusserung meiner Stimme, weihe ich mich selbst den Dolchen der Meuchelmörder.“

Manuels Rede bei Ablegung seiner Stimme war merkwürdig. „Ich sehe hier nur eine gesetzgebende, keine richterliche Versammlung. Richter murren nicht gegen die Meinungen ihrer Mitbrüder, wenn solche gleich von der ihrigen verschieden sind. Richter schimpfen und verläumden einander nicht vor allem Volk. Richter sind kalt wie das Gesetz, das durch ihren Mund spricht. Wäre der Convent ein Gerichtshof, so hätte ein naher Ver-

wandter des Königs, dem weder Ehrgefühl noch Gewissen Einhalt thun können, die Erlaubniß nicht erhalten, bei dieser Gelegenheit zu stimmen."

Der Präsident berief Manueln die Ordnung nicht zu überschreiten, und Persönlichkeiten zu vermeiden. Darauf stimmte Manuel für die Appellation. Raffron, Panis, Legendre, und Marat, allerseits Pariser Deputirten, und von brüderlicher Denkungsart, stimmten dagegen.

Es ward Mitternacht, ehe der namentliche Aufruf zu Ende kam. 424 Deputirten waren gegen die Appellation an das Volk, 283 dafür, 10 weigerten sich ihre Stimmen zu geben. Die Versammlung verschob ihre Sitzung bis zum morgenden Tage, und konnte, verschiedener Hindernisse wegen, mit dem namentlichen Aufruf erst am folgenden Abende fortfahren. Viele Mitglieder gaben Ursachen an, warum sie so stimmten. Das Geschäft ging die ganze Nacht durch. Endlich stimmte die Mehrheit für den Tod. Dreihundert und neunzehn Deputirten stimmten für Gefängniß bis zum Ende des Krieges, und alsdann vorzunehmende Landesverweisung. Wären alle von der Mehrheit abgezogen worden, die unter der Einschränkung für den Tod stimmten, das Urtheil solle erst nach dem Frieden vollzogen werden, oder bis die Constitution vollendet und angenommen sey, so würde diese Mehrheit nur eine Ueberzahl von fünf oder sechs Stimmen gehabt haben.

Bei dieser Gelegenheit stimmte Herr Egalität, ohne alle Einschränkung, für den Tod. Man nahm

diese Erklärung mit dem Murren des Entsetzens auf. Ein Deputirter sprang von seinem Sitze, schlug die Hände zusammen, und rief: O der Bösewicht! Andre Deputirten wiederholten diesen Aufruf. Herrn Egalitäts Ausdrücke sind merkwürdig. „In bloßer Rücksicht auf meine Pflicht, in vollkommener Ueberzeugung, daß, wer nach der Oberherrlichkeit des Volks getrachtet hat, oder in Zukunft trachten wird, den Tod verdient, stimme ich für den Tod.“

Ich weiß von guter Hand, daß Herrn Egalität ein Bekannter, dem er entdeckte daß er nicht zu Gunsten des Königes stimmen werde, den Rath gab: er solle erklären, es schicke sich nicht für ihn, seine Stimme abzulegen, weil er in vormaligen Zeiten von dem Könige allzuübel behandelt worden sey. Das werde man als eine gute Entschuldigung gelten lassen, und dadurch entgehe er dem Unwillen, welchen er nothwendig auf sich laden müsse, wenn er gegen den König stimme. Egalität versprach, entweder diesem Vorschlage zu folgen, oder am Tage des namentlichen Aufrufs gar nicht im Convent zu erscheinen: aber Abends vorher kamen Robespierre, Marat, und andre dieser Parthei zu ihm, und vermogten ihn, seinen Vorsatz zu brechen.

Ehe man die Stimmen zählte, aber nachdem jeder Deputirte gestimmt hatte, berichtete der Präsident dem Convent, er habe einen Brief vom spanischen Gesandten, und einen andern von den Anwälden des Königs erhalten. Der Berg schrie, man solle zur Tagesordnung übergehn. Garan Coulon

sagte: „Des Königes Anwälde muß man hören, den Spanischen Gesandten nicht.“ Danton rief: „Der Spanische Hof hat unsre Republik nicht anerkannt, und untersteht sich, unsern Berathschlagungen sich einmischen zu wollen! Wäre jeder Deputirte meiner Meinung, so kündigten wir, bloß dieser Einmischung wegen, Spanien den Krieg an.“

Gensonnē trug darauf an: man möge des Königes Anwälde vernehmen, sobald man wisse, wie die Stimmenzahl ausgefallen sey; den Brief des spanischen Gesandten aber solle der Convent abweisen, und durch die Tagesordnung übergehn. Man beschloß einstimmig den Brief nicht zu lesen. Robespierre wollte, man solle auch die Anwälde nicht hören, drang aber nicht durch.

Duchastel, Deputirter des Departements bei der Sevren, war unpäßlich, und am vergangenen Abende nicht im Convent gewesen, als sein Name aufgerufen ward. Er ließ sich jetzt in den Saal tragen, und verlangte, weil die Stimmen noch nicht ganz übergezählt waren, seine Stimme abzulegen. Man argwöhnte er werde für Gnade stimmen, und die, welche während des ganzen Rechtshandels nach dem Blute des Königes lechzten, und nicht wußten, wie das Verhältniß der Stimmen stehe, wollten ihn nicht zum Stimmen lassen. Valazē, ein Conventsschreiber, erklärte, alle Stimmen wären noch nicht eingesammelt, und Duchastel stimmte für die Verbannung. Hernach suchte man einen geringfügigen Vorwand auf, um seine Stimme auszulöschen, kam

aber nicht damit fort. Der Präsident zeigte oben bemerktes Resultat der Stimmenzählung an, und man ließ die Anwälde des Königes vor die Schranken.

De Seze sagte: „Da uns das Gesetz und ein Beschluß des Convents Ludwigs Vertheidigung anvertrauen, so erscheinen wir, mit bekümmerten Herzen, um unsre letzte Pflicht gegen unsern Schutzbefohlnen zu erfüllen.“ Darauf las er folgende, von dem Könige unterschriebene, Erklärung. „Ich bin meiner Ehre, ich bin meiner Familie schuldig, die Gerechtigkeit eines Urtheilsspruchs nicht anzuerkennen, der mir ein Verbrechen aufbürdet, dessen ich mich unschuldig weiß. Daher appellire ich von dem Spruche der Vertreter des Volks, an das Volk im Ganzen: und bevollmächtige meine Anwälde hierdurch, und empfehle ihrer Treue, diese meine Appellation dem National-Convent bekannt zu machen, und deren Eintragung in das Tägebuch ihrer Sitzungen zu begehren.

Ludwig.“

Jeder Anwald hielt eine kurze Rede an den Convent: De Seze beschwor ihn, im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, ein Urtheil, das nur eine Mehrheit von fünf Stimmen für sich hätte, gegen welches dreihundert und neunzehn Mitglieder dieser Versammlung sich erklärt hätten, zu widerrufen, oder dem Ermessen des Volks zu überlassen.

Tronchet stellte vor: Viele, welche für den Tod gestimmt hätten, beriefen sich darauf, ihre Meinung sei auf das peinliche Gesetzbuch gegründet. Das pein-

liche Gesetzbuch aber verlange, zwei Drittheile der Richter sollten einen Angeklagten verurtheilen, damit er gerichtet werden könnte. Erst am Morgen dieses Tages, habe der Convent den Beschluß erlassen, die Mehrheit einer einzigen Stimme solle dazu hinreichen. Alle Einwendungen wider diesen Beschluß sey man durch die Tagesordnung übergangen; er halte aber, über einen so äusserst wichtigen Gegenstand, den namentlichen Aufruf für nothwendig: und bitte um Zurücknahme dieses Beschlusses.

Herr von Malesherbes sagte: Er habe reiflich darüber nachgedacht, wie in peinlichen Rechtsfällen die Stimmen aufgenommen werden müßten, sey aber nicht gewohnt aus dem Stegreif zu reden, und bitte, — herzlich bat er, rührend, und ehrwürdig, — man möge ihm bis morgen Frist verstatten, Gedanken zu ordnen, die er dem Ermessen des Convents vorzulegen wünsche.

Robespierre und andre sprachen dagegen. Der Convent verwarf die Appellation des Königes, überging Malesherbens Gesuch durch die Ordnung des Tages, und verschob bis morgen sich zu berathen, wann die Hinrichtung vor sich gehen solle, worüber denn auch lange gestritten ward.

Zwei merkwürdige Aeusserungen bei dieser Berathschlagung bewiesen, wie weit einige Leute, bei den feierlichsten rührendsten Vorfallenheiten, ihre muthwillige Grausamkeit, ihren anhaltenden Groll treiben können. Tallien behauptete mit teuflischem Spott: der König müsse, aus Gründen der Mensch-

lichkeit, sogleich hingerichtet werden. „Er weiß, sagte der Niederträchtige, daß er verurtheilt ist, und daß man um Aufschub nachsucht. Erhalten wir ihn in Ungewißheit, so verlängern wir seine Todesangst. Wir wollen barmherzig seyn, wollen ihn sogleich auf das Blutgerüst schicken, und seiner Angst ein Ende machen.“ Danton selbst nahm Anstoß an dieser Sprache, und erklärte seine Mißbilligung.

Die zweite Aeusserung veranlaßte Thomas Paine, der schon vorher gegen den Tod des Königs gestimmt hatte. Er bestieg jetzt die Rednerbühne, und weil er nicht gewohnt war, französisch zu sprechen, verlas einer der Schreiber seine, aus dem Englischen übersetzte, Erklärung. Ohne Zweifel hielt man seine Gründe gegen Vollziehung des Urtheils für sehr überredend, denn die nämlichen Leute, welche Buzot, Condorcet, und Brissot, dasselbe hatten behaupten hören, ohne sie zu unterbrechen, fingen laut an zu murren, als Painens Meinung abgelesen ward. Marat verlor endlich alle Geduld, rief aus: Paine ist ein Quäker! und gab zu verstehen, seine Seele, durch die kleinlichen Vorurtheile seiner Religion niedergedrückt, sei der Aufgeklärtheit nicht fähig, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen. Dieser schlaue Einwurf machte die Zuhörer nicht abwendig, und der Schreiber las weiter: „Die Vollziehung des Urtheils wird der ganzen Welt, besonders Euren Verbündeten, den Amerikanischen Staaten, nicht eine Handlung der Gerechtigkeit, sondern der Rache scheinen; und wär' ich ein Meister französischer Be-

redsamkeit, ich träte, im Namen meiner amerikanischen Brüder, mit einer Bittschrift gegen die Vollziehung des Urtheils an Eure Schranken.“

Marat und seine Helfershelfer schrien: „Dies können unmöglich Thomas Painens Gesinnungen seyn! Man hintergeht die Versammlung durch eine falsche Uebersetzung.“

Aber man verglich die Uebersetzung mit der Urschrift, und fand sie getreu.

Endlich schritt man zum vierten namentlichen Aufruf, und endigte ihn, Sonnabends am 19ten Januar 1793, um Mitternacht.

Die Stimmenden durften nur Ja oder Nein sagen, und keinen Grund hinzufügen. 310 stimmten für die Verschiebung des Urtheils, 380 dagegen.

Aus diesem Resultat könnte man folgern, die Appellation an die Urversammlungen werde ebenfalls durchgefallen seyn, zu welcher Zeit auch darüber gestimmt wäre: man muß aber nie vergessen, daß es immer minder gefährlich war, das Urtheil gänzlich dem Ermessen des Volks überlassen, als die Vollziehung eines wirklich gesprochenen Urtheils verzögern zu wollen.

Der Staatsrath erhielt Befehl, dies dem Könige am folgenden Tage anzuzeigen, und, innerhalb vier und zwanzig Stunden nach geschehener Anzeige, die Hinrichtung vollziehen zu lassen. Zugleich beschloß man, dem Könige wieder freien Umgang mit seiner Familie, und die Zulassung eines von ihm gewählten Geistlichen, zu gestatten.

Der Staatsrath, in welchem der Justizminister Garat den Vorsitz hatte, versammelte sich am Morgen des 20sten. Garat, zwei andre Staatsräthe, und der Schreiber, begaben sich nach dem Tempel, und langten gegen zwei Uhr dort an.

Man führte sie in das Zimmer des Königs. Garat war höchst erschüttert, und sagte mit stammelnder Stimme: „Ludwig, der Vollziehungs-Rath hat Befehl, Ihnen den gestrigen Beschluß des National-Convents bekannt zu machen.“

Der Schreiber fing an den Beschluß zu verlesen. Dessen Eingang beschuldigt den König, einer Verschwörung gegen die allgemeine Wohlfahrt der Nation. Der König ward dadurch gekränkt, und wiederholte diese Worte mit Rührung. Der Schreiber hielt ein, las weiter, und der König vernahm das übrige, selbst sein Urtheil, mit Ruhe.

Als der Schreiber fertig war, zog der König eine Schrift aus der Tasche, erklärte was sie enthalte, und verlangte, der Justiz-Minister solle sie dem Vollziehungs-Rath einhändigen.

Garat erwiederte: jener Rath könne über seine Forderungen nichts entscheiden, er wolle sie aber unverzüglich dem Convent vorlegen, welcher einige derselben bereits genehmigt habe.

Darauf entfernte er sich, und verlas in der Versammlung die ihm vom Könige behändigte Schrift. Der König verlangte in derselben einen Aufschub von drei Tagen, um sich vorzubereiten vor Gott zu erscheinen; und daß man, zu diesem Behuf, einer Person, die

er den Commissarien nennen werde, den Zutritt verstatten mögte.

Er wünschte, während dieser Lebensfrist, der Aufsicht der Commissarien entnommen zu seyn.

Freien Umgang mit seiner Familie zu haben.

Der National-Convent möge seiner Familie erlauben, sich ausserhalb Frankreich, wohin es ihr gefalle, zu begeben. Endlich empfahl er der Großmuth der Nation eine Menge alter Bedienten, deren viele nur von dem Gehalt lebten, das er ihnen ausgesetzt hatte.

Als der Minister in den Tempel zurückkam, berichtete er dem Könige: Der Convent gewähre die meisten seiner Forderungen; gab der unbestimmten Antwort über das Schicksal seiner Familie eine vortheilhafte Deutung, aber, setzte er hinzu, der Aufschub ist nicht bewilligt.

Nun, sagte der König, so muß ich mich darin ergeben.

Die Verweigerung dieser letzten Bitte war unendlich hart und unmenschlich. Denn die Gesinnungen und das Betragen des Königs lassen keinen Zweifel übrig, daß er solche blos aus dem angegebenen frommen Grunde vorbrachte; wiewohl seine Feinde sie das Verlangen eines schwachen Menschen nannten, sein jämmerliches Daseyn zu verlängern.

Sollte einige der Leute, welche dieses Begehren des unglücklichen Monarchen verwarfen, jemals ein ähnliches Schicksal betreffen, so hoffe ich von Herzen, man werde ihnen länger als drei Tage

Frist lassen, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten: denn sie bedürfen derselben mehr als er.

Als der Justiz-Minister weggegangen war, gab der König einem Commissar einen Brief an Herrn Edgeworth, den er in seinen letzten Augenblicken um sich zu haben wünschte.

Herrn Edgeworths Vater war ursprünglich protestantischer Prediger, aus einem guten irländischen Hause, trat zur Römisch-Catholischen Kirche über, und ließ sich in Frankreich nieder, woselbst er seinen Sohn zu einem Prediger der Glaubenslehre erzog, die ihm die vorzüglichste schien. Der Sohn empfahl sich so sehr durch gutes Betragen und trefflichen Charakter, daß ihn die Prinzessin Elisabeth zu ihrem Beichtvater erwählte. Dadurch lernte ihn der König kennen und hochschätzen, und bewies es bei dieser schauerlichen Gelegenheit.

Drei vom Gemeinderath abgeschickte Soldaten brachten des Königes Brief an Herrn Edgeworth. Der Brief bat um seinen Beistand, oder sollte er dazu, aus Furcht vor den Folgen, oder aus andern Ursachen, nicht geneigt seyn, um seine Bemühung einen andern, minder bedenklichen, Geistlichen aufzusuchen.

Herr Edgeworth antwortete den Soldaten, er werde ihnen sogleich nach dem Tempel folgen. Seine Mutter und Schwester wohnten damals in der Nachbarschaft von Paris. Er ersuchte Frau von Argouge, seine Verwandtin, in deren Hause er sich aufhielt, ihnen nichts von diesem Vorgange wissen zu lassen, weil er dieses Frauenzimmer selbst sehr erschrocken sah, und

fürchtete, sie mögte jene mit ihrer Besorgniß anstecken.

Herr Edgeworth ward erst vor die im Tempel sitzenden Commissarien, und darauf zu dem Könige geführt. Gleich bei seinem Eintritt äusserte er so viel Ehrerbietung und Rührung, daß der unglückliche Fürst, darüber erschüttert, in Thränen ausbrach, und einige Augenblicke hindurch nichts vorbringen konnte. Endlich sprach er: „Verzeihen Sie mir, Herr Edgeworth, ich bin seit einiger Zeit der Gesellschaft solcher Männer ungewohnt.“

Nachdem der König etwas mit seinem Beichtvater zusammen gewesen war, glaubte er Stärke genug gefaßt zu haben, um eine Zusammenkunft mit seiner Familie ertragen zu können. Die Königin, die Prinzessin Elisabeth, der Kronprinz, und die Kronprinzessin, wurden in sein Gemach geführt. Sie blieben beinahe drei Stunden lang zusammen. Kein Trauerspieldichter erdachte je einen so rührenden Auftritt, als hier wirklich Statt fand. Die handelnden Personen, vor kurzem in der glänzendsten Lage der Welt, jetzt vom Gipfel des Glanzes in den Abgrund menschlichen Jammers hinabgestürzt. Eine Gattin, eine Schwester und Kinder, die im Gefängnisse von einem Gatten, Bruder und Vater Abschied nahmen, welchen seine Leiden, ihr gemeinschaftliches Unglück, und das am folgenden Tage ihm bevorstehende fürchterliche Schicksal, ihnen noch theurer machten.

Der König war freilich zuweilen unaussprechlich erschüttert, behielt aber seine Fassung bis auf den letzten Augenblick. Als sie von einander schieden, äusserte die Prinzessin Elisabeth, sie hoffe ihn am folgenden Morgen wieder zu sehn. Er ließ ihr diese Hoffnung. Die Königin war taub gegen alle Worte des Trostes. Keine Rücksicht konnte sie abhalten, ihren Unwillen, in den heftigsten Ausdrücken, gegen die Feinde ihres Gatten zu äussern. In ihrem herzlichen Jammer zerschlug sie ihre Brust, zerraufte sie ihr Haar: und durch jene Nacht der Angst und des Entsetzens, brach zuweilen der laute Ton ihrer Klage.

Nachdem die Familie sich entfernt hatte, starrte der König eine Zeitlang sprachlos zu Boden. Endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: Das war ein fürchterlicher Augenblick!

Ich weiß von guter Hand, daß er, nach dem Hinweggange seiner Familie, von dem Elende seines eignen Schicksals noch nicht so überwältigt war, keine Sorge für das Geschick andrer mehr zu empfinden. Er fragte Herrn Edgeworth mit vieler Theilnahme, wie es verschiedenen erginge, die er für seine Freunde hielt, besonders verschiedenen Geistlichen, die man grausam verfolgt hatte; und freute sich, daß viele derselben nach England entkommen waren, und dort freundliche gastfreie Aufnahme fanden.

Herr Edgeworth vermogte ihn, sich vier Stunden lang niederzulegen.

Um fünf Uhr stand er auf, verlangte Messe zu hören, und Herr Edgeworth berichtete den Commissarien, die im Tempel saßen, des Königes Verlangen. Sie machten Einwürfe dagegen, die Herr Edgeworth hob, indem er sagte, man könne den gewöhnlichen geistlichen Schmuck, und alles was die Feierlichkeit erforderte, aus einer benachbarten Kirche entlehnen.

Da Herr Edgeworth das Begehren des Königes so sehr unterstützte, bemerkte ein Commissar, es wären schon Leute durch das Nachtmahl vergiftet worden.

Diesem entsetzlichen Einwurf setzte Herr Edgeworth nichts, als die ruhige Bemerkung entgegen, die Commissarien besorgten ja das geweihte Brod.

Endlich ward alles erforderliche herbeigeschafft. Herr Edgeworth las Messe, und reichte dem Könige das Nachtmahl. Darauf erwähnte er, die königliche Familie erwarte den König zu sehn, ehe er den Tempel verlasse. Der König fürchtete, er sey nicht standhaft genug, eine zweite Zusammenkunft zu ertragen, wünschte den Seinigen die Todesangst dieses Auftritts zu ersparen, und weigerte sich dessen.

Um halb neun Uhr kam Santerre, und berichtete dem Könige, er habe Befehl, ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Noch drei Minuten blieb der König mit seinem Beichtvater allein, trat dann in das Vorzimmer, woselbst Santerre zurückgeblieben war, und sagte: „Wir können gehn, ich bin

bereit.“ Indem er in den Hof hinabstieg, bat er die Commissarien, gewisse Personen in seinen Diensten der Gemeinde zu empfehlen; und wollte darauf von Herrn Edgeworth Abschied nehmen, der ihn, wie er glaubte, nicht weiter zu begleiten gedächte. Dieser aber sagte: Mein Beistand ist noch nicht zu Ende. „Wie? fragte der König, Sie wollen noch bei mir bleiben?“ Ja, erwiederte der Beichtvater, bis ans Ende.

Der König ging mit festen Schritten über den Hofplatz, und stieg in die Kutsche des Maire. Herr Edgeworth, eine obrigkeitliche Person, und zwei Offiziere der National-Garde folgten ihm.

Auf dem Wege vom Tempel nach dem Revolutionsplatze, der sonst Ludwigs des Funfzehnten Platz hieß, betete der König Todesgebete.

Man hat behauptet, die Heiterkeit, welche er in seinen letzten Augenblicken bewies, sei nicht ganz den Tröstungen der Religion zuzuschreiben, sondern er habe bis zu seinem letzten Augenblick, selbst noch auf dem Blutgerüste, die Hoffnung genährt, das Volk werde ihm das Leben schenken, und sein Beichtvater habe ihn in dieser Hoffnung bestärkt.

Aber nichts ist unwahrscheinlicher. Der König konnte eine solche Hoffnung nicht nähren, ohne zugleich der Furcht Raum zu geben: und würde in dieser Stimmung vielmehr Bewegung als Ruhe verrathen haben.

Dagegen zeigt sein ganzes Betragen männliche christliche Ergebenheit in ein unvermeidliches

Schicksal, und beweist, daß er seine Hoffnungen von der Erde zum Himmel empor hob.

Wer Herrn Edgeworth kennt, der weiß auch, daß dieser sich nie erlaubt haben würde, eine Hoffnung zu ermuntern, die den König aus der Stimmung gerissen haben würde, welche zu befördern und aufrecht zu erhalten, er für seine Pflicht hielt.

Als die Kutsche vor dem Blutgerüste anhielt, sagte der König: „Jetzt sind wir da!“ zog seinen Rock ab, knöpfte seinen Hemdskragen auf, bestieg das Blutgerüst ohne Beben, und übersah, einige Augenblicke lang, die unermeßliche Menge. Darauf nahte er sich dem Rande des Gerüstes, und weil das Geräusch sehr groß war, winkte er Stille mit der Hand, und im Augenblick ward alles still. Dann sprach er mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich vergebe allen meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich —“

In diesem Augenblick befahl Santerre, der am Blutgerüst zu Pferde hielt, den Trommelschlägern sich zu rühren, und den Bütteln ihr Amt zu verrichten. Das Geräusch der Trommeln erstickte des Königs Stimme.

Darauf nahten sich drei Büttel ihn zu greifen. Bei dem Anblick eines Strickes, mit welchem der eine seine Arme binden wollte, äußerte der König zum erstenmal Unwillen, und schien sich widersetzen zu mögen. Herr Edgeworth erinnerte ihn, der Erlöser der Menschen habe seine Arme binden lassen,

und bei diesen Worten ward der König so zahm wie ein Lamm. Die Büttel packten und schleppten ihn unter die Guillotine. Darauf legte der Beichtvater kniend sein Haupt dicht an das Haupt des Königs, und rief laut: „Sohn des heiligen Ludwigs, hebe zum Himmel Dich!“ Der Streich geschah. Herrn Edgeworths Gesicht ward mit dem Blute des Königs bedeckt. Ein Büttel ging rund um das Gerüst, und hielt das Haupt dem Volke vor. Wenige, wahrscheinlich Miethlinge, riefen: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“

So verurtheilte und richtete die französische Nation, welche Ludwigs des Eilften Grausamkeit, Carls des Neunten Verrath, und Ludwigs des Vierzehnten Tyrannei in ihrer Wirklichkeit ertragen hatte, um vorgeblicher Grausamkeit Verrath und Tyrannei willen den mildesten gerechtesten und sanftesten Fürsten, der jemals ihren Thron bestieg.

Noch ein Blick auf das Betragen des Convents, damit wir sehen, ob es staatsklug, gerecht, oder menschlich sei.

Als die Deputirten zuerst zusammentraten und einen National Convent ausmachten, wußten sie: es habe sich ein ausserordentlicher Vorfall ereignet; des Königes Pallast sey angefallen; viele Bürger seyen getödtet, und fast alle seine Leibwachen umgebracht; der König selbst sey mit seiner Familie ins Gefängniß geworfen, und noch jetzt darin; und ihre Pflicht, die Pflicht der Volksvertreter, erfor-

dere, den Ursachen dieses ausserordentlichen Vorfalls nachzuspüren, und die Schuldigen zu bestrafen.

Die, welche den Angriff auf den Pallast entworfen und geleitet hatten, berichteten dem Convent: Die Wache habe, auf Befehl des Königs, muthwillig auf die Bürger gefeuert; der König habe das Land einem einbrechenden Feinde, mit welchem er in Verständniß gewesen sey, verrathen wollen; und, wäre der König nicht angegriffen, und ins Gefängniß geworfen, so würde die Nation Fesseln tragen.

Natürlicher Weise sollte man glauben, nachdem der Convent die Kläger vernommen, werde er begierig seyn, des Königs Bericht über diese Vorfallenheiten zu hören, um im Stande zu seyn, über die größere Wahrscheinlichkeit jeder Aussage, über bestimmte unläugbare Thatsachen zu entscheiden.

Eine Thatsache konnte ihm nicht unbekannt seyn. Als der König glaubte, man werde seinen Pallast angreifen, sandte er zu dem Maire von Paris, und zu andern obrigkeitlichen Personen, damit sie um ihn blieben, und Zeugen seines Betragens wären.

Daraus ließ sich schließen, er habe jeden Gebrauch der Gewalt vermeiden wollen, oder, falls er durch Nothwendigkeit dazu getrieben würde, solche unter der Leitung der Stadtobrigkeit auszuüben gewünscht.

Der Convent konnte sich erinnern: Es sey freilich eines der vielen, einer despotischen Staatsverwaltung eigenthümlichen, Uebel, daß Freiheit sich

nur durch Aufstand erwerben lasse; doch habe Ludwigs des Sechzehnten mäßige billige Denkungsart ihn früh geneigt gemacht, Veränderungen in der alten Staatsverfassung vorzunehmen, wodurch die Vorrechte eingeschränkter Monarchie sich allmählig mit den Rechten freier Bürger vereinigt hätten.

Diese Rücksicht, und einige Betrachtungen der Rechtschaffenheit und Dankbarkeit, hätten den Convent bewegen sollen, die dem Könige Schuld gegebenen Verbrechen nicht auf das erste Wort als wahr anzunehmen; und ihn auf alle Fälle abhalten müssen, einen den König kränkenden Schluß zu fassen, bis derselbe vernommen war, und alle erwarteten Deputirten sich beisammen befanden. Statt dessen hielt der Convent für schicklich, an seinem ersten Versammlungstage, da noch die Hälfte der Deputirten abwesend, da der König noch nicht vernommen war, das strengste Urtheil gegen ihn zu fällen, zu welchem die Constitution nur berechtigte, falls alle gegen ihn angebrachten Klagen deutlich bewiesen wären, und ihn seiner königlichen Würde zu entsetzen.

Etwas langsamer schritt der Convent zu der Berathschlagung: ob man Todesstrafe gegen den König verhängen könne?

Dagegen schien vielen Deputirten die Unverletzbarkeit, welche die Constitution dem Monarchen verlieh, ein unübersteiglicher Einwurf.

Wären gleich die Ausdrücke, mit welchen die Constitution ihm diese Unverletzbarkeit zusicherte, dunkel und zweideutig gewesen, so hätte es doch den Gesetzgebern einer großen Nation geziemt, ihnen die vortheilhafteste Deutung für ihren unglücklichen Monarchen beizulegen: aber ein Beweis solcher Großmuth war ihnen unmöglich; die Worte waren so deutlich, wie menschliche Sprache nur seyn kann.

Daran kehrte sich aber die Mehrheit der Deputirten nicht. Sie erklärten die Unverletzbarkeit für ein Hirngespinst, das keine Achtung verdiene.

Die Gründe für diesen Satz lauten sehr befremdlich. Die Constitution, sagen sie, konnte den König nur unverletzbar machen, so lange er König blieb. Jetzt aber ist die Königliche Würde abgeschafft: wir ziehen nicht den König, wir ziehen den Privatmann vor Gericht.

Nach den Kriegsgesetzen und Gebräuchen gewisser Länder, wird ein Offizier, der gewisse Verbrechen begeht, wofür ein Gemeiner Leibesstrafe leidet, seines Ranges entsetzt, und muß eine Zeitlang als Gemeiner dienen. Aber nie ist jemand auf die Ungerechtigkeit verfallen, einem solchen Offizier erst die Strafe aufzulegen, welche die Kriegsgesetze für das Verbrechen des Offiziers bestimmen, und dann, unter dem Vorwande er sey nun gemeiner Soldat, das nämliche Verbrechen zum zweitenmale an ihn zu bestrafen.

Andre Deputirten erdachten eine andere Vernünftelei. Unverletzbarkeit, sagten sie, mag in gewöhnlichen Fällen Statt finden, leidet aber in diesem keine Anwendung. Das Volk ist Oberherr, ist über die Constitution erhaben, und kann durch keine Vorschrift der Constitution gebunden werden. Ludwig der Sechzehnte war nur König durch die Constitution. Die Nation war Oberherr, ohne Constitution und ohne König. So sprach Mailhe, in seinem Vortrage vom 7ten November 1792.

So beschwört man den metaphysischen Monarchen, das oberherrliche Volk, um bei gewissen Gelegenheiten jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu verantworten. Um die Septembermörder zu schützen, erklärte man jenes für den Urheber der Mordthaten in den Gefängnissen; und jetzt muß es auftreten, um eine heilige feierlich beschworne Verpflichtung zu zernichten.

Dem Ausschuß, welcher den Anklage-Beschluß gegen den König entwarf, scheinen die starken und bestimmten Ausdrücke, womit die Constitution des Königs Unverletzbarkeit bestimmt hatte, vielen Kummer gemacht zu haben. Mailhe ward ärgerlich, als er dieser verdrießlichen Clausel, in seinem Vortrage an den Convent, erwähnen mußte. „Soll das so viel heißen, fragte er, wenn der König nur so gewandt ist, alle Fälle zu vermeiden, weswegen er abgesetzt werden kann, so dürfe er sich der allerunbändigsten Begierden überlassen, und höchstens dafür

mit dem Verlust eines Zepters bestraft werden, der ihm nicht gefiel, weil er nicht eisern war?“

Ohne sich auf die falsche kindische Uebertreibung einzulassen, die in dieser Frage liegt, kann man dem Sprecher antworten: Der König, der so gewandt ist, alle Fälle zu vermeiden, welche die Constitution mit der Strafe der Thronentsetzung belegt, muß allerdings seine Krone nicht verlieren. Wäre Mailhe selbst des Mordes und Diebstals angeklagt, und läge am Tage, die Anklage sey falsch, oder, mit Mailhes Worten, Mailhe sey so gewandt gewesen, diese Verbrechen zu vermeiden, so gestehe ich, ich würde ihn lossprechen. In Frankreich denkt und handelt man zwar anders, ich aber klebe noch an dem alten Vorurtheile: Der Mann, welcher so gewandt ist unschuldig zu seyn, darf nicht als schuldig bestraft werden.

Nichts erniedrigt die Gesetzgeber einer Nation tiefer, als wenn sie den klaren Verstand so deutlicher Ausdrücke, wie die sind, welche in der französischen Constitution des Königs Unverletzbarkeit bestimmen, wegdeuteln wollen. Die Rabulisten unterstützten dies unschickliche Wagstück durch überkünstelte Gründe. Mir scheint die Frage passend: ob Ludwig der Sechzehnte jemals die Constitution angenommen haben würde, wenn man ihm damals seine Unverletzbarkeit so erklärt hätte, wie man sie jetzt erklärt? Ich beantworte sie mit Nein. Nie hat er es als möglich gedacht, daß Danton, Robes-

pierre, Legendre, und Marat, seine Richter werden könnten.

Wären aber alle Gründe gegen die Unverletzbarkeit des Königes statthaft, wäre erwiesen, man habe ihn der Verbrechen wegen, deren man ihn als König beschuldigte, als Privatmann vor Gericht ziehn und verurtheilen können: so durfte doch der Convent, zu Folge der Leute, aus denen er bestand, nicht mit einigem Schein der Unpartheilichkeit, für seinen Gerichtshof gelten. Sollte er dazu erhoben werden, so mußten alle, die sich schriftlich oder mündlich erklärt hatten, sie hielten ihn für schuldig, oder die auf irgend eine Weise seine Hinrichtung verlangt hatten, daraus entfernt werden. Wie war es zum Beispiel möglich, dem Deputirten des Aisne-Departements, Saint Just, des Königes Unschuld zu beweisen, nachdem er im Convent erklärt hatte: „Man muß den König vor Gericht ziehn, nicht weil er ein schlechter König, sondern weil der Frevler ein König war. Wer ein König ist, ist ein Frevler. Alle Könige sind Empörer und unrechtmäßige Besitznehmer.“ Und Robespierre sagte im Jakobiner-Club gegen verschiedene Convents-Deputirten, die bereits in der gesetzgebenden Versammlung gesessen hatten: „Wird der König losgesprochen, so werdet ihr dadurch zu Empörern erklärt, und verdient die Strafe der Empörer.“ Sind das unpartheiische Richter?

Wäre aber auch gegen jeden einzelnen Deputirten nichts zu erinnern, so trifft ein Hauptein-

wurf die ganze Versammlung. Sie hatte den König angeklagt, sie durfte folglich sich weder zum Geschwornen noch zum Richter gegen ihn aufwerfen.

Betrachten wir wieder die Natur der Beweise, womit man die Anklage unterstützte, und die Art, wie man zu diesen Beweisen gelangte, so fallen tausend Einwendungen dawider in die Augen. Die Schriften, welche man am 10ten August im Schreibtische des Königs, und in der Folge im eisernen Wandschranke der Tuilerien entdeckte, würden von keinem ordentlichen Gericht als Beweise anerkannt werden. Des Königs Feinde konnten unter diesen Schriften andre Schriften einmischen; konnten einzelne Stücke daraus entwenden, die das erklärt und berichtigt haben würden, was in einigen der übrigen verdächtig scheint; endlich ist niemand überwiesen, ein Verbrechen gebilligt oder gekannt zu haben, weil in Schriften, die in seiner Verwahrung sind, desselben erwähnt wird; und noch weit weniger darf man als gewiß annehmen, jederman werde alles gut heißen oder ins Werk setzen, was ihm zugeschrieben wird.

Doch auch das wollen wir zugeben. Alle im Convent vorgezeigte Papiere sollen wirklich in der Verwahrung des Königes gefunden, nichts soll davon entnommen, nichts hinzugefügt seyn. Noch findet sich kein Beweis darunter, daß er im Werk gehabt habe, die Constitution umzustürzen, oder das Land seinen Feinden zu verrathen.

Brissot behauptet in seinen Schriften, Louvet und Barbaroux berühmen sich im Convent: sie und ihre Verbündeten hätten die Revolution des 10ten August herbeigeführt, um eine Republik zu errichten. Sie erklären sich so deutlich und bestimmt über diesen wichtigen Gegenstand, daß sie sogar den Ort angeben, wo sie Rath pflegten. Zu Charenton beschlossen sie, des Königes Pallast zu bestürmen. Das sollte anfangs am 29sten Julius geschehn, und ward nachher bis zum 10ten August verschoben. Danton, Robespierre, und Chabot, behaupten diesen Ruhm für sich. Petion, den der König zu sich bitten ließ, der als Stadtobrigkeit, als Mittler, am Morgen jenes Tages im Pallast war, Petion nahm es in der Folge gewaltig übel, als Robespierre ihm nur einen kleinen Antheil am Aufstande des 10ten August zugestehn wollte. „Die Männer, schreibt er in seinem Briefe an Robespierre, welche sich die Glorie dieses Tages zuschreiben, verdienen diese Glorie grade am wenigsten: sie gebührt den tapfern Verbündeten, und ihren geheimen Obern, die seit langer Zeit den Plan des Aufstandes entworfen hatten.“ In seinem Briefe an den Jakobiner-Club nennt er sich ausdrücklich: „Ich habe nicht wenig beigetragen, den Tag des 10ten August herbeizuführen.“ Wie konnten hernach vernünftige, nur eben rechtschaffene Menschen, den König anklagen hören, er sey der angreifende Theil bei dieser Gelegenheit gewesen, und ihre Geduld be-

halten? Doch lautete die Anklage so, doch behaupteten das viele Mitglieder in ihren richterlichen Reden.

Nun wollen wir auch das letzte annehmen: die Constitution soll die Person des Königes nicht für unverletzbar erklärt haben; der Convent soll der schicklichste Gerichtshof für ihn gewesen seyn; die Schriften sollen, als tüchtige Beweismittel, alles erwiesen haben. Dieses alles nehmen wir an, und doch bleibt es klar, der National-Convent verfuhr höchst unklug und unweise, daß er des Königs Hinrichtung beschloß. Die mußte viele Fürsten Europens aufbringen, und, wenn es ihnen gefiel, zum Vorwande dienen, Frankreich den Krieg anzukündigen. Dadurch wuchsen der jungen Republik Feinde, der alten Staatsverfassung Freunde zu.

Der große Gegenstand der Strafen, ist nicht Verbrechen zu rächen, sondern ihnen vorzubeugen. Ein ähnliches Verbrechen aber konnte in der Republik niemals Statt finden.

Ein lebender abgesetzter König, würde mindere Theilnahme in der Welt erregt haben, und daher der jetzigen Verfassung Frankreichs weniger fürchterlich gewesen seyn, als ein junger Prinz, dessen Charakter keine Verläumdung treffen kann, den das Unglück seines Vaters liebenswürdig macht.

Eine witzige Französin bemerkte, bei Gelegenheit eines häßlichen dummen Herrn, der einen gescheidten artigen Bedienten hatte: „Die Natur ver-

fährt nicht aristokratisch!“ Begünstigt aber die Natur die Demokraten, so muß man gestehn, Frankreichs Demokraten sind höchst undankbar gegen die Natur, übertreten jedes ihrer Gesetze, und beleidigen jedes ihrer Gefühle.

Die Jahrbücher der Menschheit enthalten kein Beispiel überlegter Verbrechen, die mit so muthwilliger unversöhnlicher Grausamkeit verübt, und der Sache derer, welche sie verübten, so offenbar nachtheilig gewesen wären.

DÜMOURIEZ'S Feldzug an der Maas, im Jahre 1792, verjüngt gezeichnet von D.F. Sotzmann

C.F. Gutsch sc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moore, John, / Sotzmann, Daniel Friedrich / Meyer, Friedrich Ludwig Wilhelm,

Dr. Johann Moore's Tagebuch während eines Aufenthalts in Frankreich, vom Anfange des August bis Mitte Decembers 1792 Nebst einer Erzählung der merkwürdigsten Pariser Ereignisse von diesem Zeitpunkt an, bis auf den Tod des letztverstorbenen Königs von Frankreich. Aus dem Englischen übersetzt [Bd.: Zweiter Theil

Berlin 1794

Gall.rev. 628-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423148-2
VD18 90491629